

KARIN SCHÜLLER

Iwan

Roman



Schön,

dass Sie sich Zeit zum Lesen von

„Iwan“

nehmen. Wenn Sie im Anschluss Print-Exemplare für Ihre Buchhandlung bestellen möchten, können Sie das unter folgendem Link tun:

rotekatzeverlag.de/exemplare

KARIN SCHÜLLER

Iwan

Rote Katze Verlag

KARIN SCHÜLLER

Iwan

Roman



Rote Katze
VERLAG

Erster Teil

Leningrad, Frühherbst 1960

Das heraufziehende Dämmerlicht des Morgens, das einsetzende Vogelgezwitscher und die eigene Müdigkeit ließen Iwan die Augen – weg von dem vor ihm ausgebreiteten Plan – zum Fenster heben. Gleichzeitig schob er seine rechte Hand über den Schreibtisch nach vorn zur Lampe, ertastete den Schalter und knipste das künstliche Licht aus. Es begann tatsächlich schon, hell zu werden. Er beugte sich ein wenig vor, um mehr vom Himmel zu sehen und vielleicht zu erahnen, ob es ein sonniger oder wolkenverhangener Tag werden würde. Aber das Graublau, das er sah, gab ihm keine Gewissheit, und so stand er auf, trat neben seinen Schreibtisch und schaute in einen klaren Himmel. Es würde ein sonniger Tag werden. Für einige Minuten entschwanden seine Gedanken in den noch nicht lange zurückliegenden Sommer, nach Karelien hinauf zu seiner Datscha, und er lächelte dabei in den Himmel Leningrads. Nach einer Weile senkte er den Blick hinunter auf den Kanal. Das Wasser der Fontanka wirkte in der Dämmerung immer noch schwarz und die Straße war menschenleer. Minutenlang glitten seine Augen über die noch schlafende Stadt, über die verrotteten Fassaden einst farbig blühender Adels- und Bürgerhäuser. Dann setzte er sich wieder an den Schreibtisch und schaute müde auf seinen Entwurf.

Wie viele von diesen trostlosen, öden Wohnkasernen musste er wohl noch bauen? Eines Tages, in ferner Zukunft, würden sie sich vielleicht bis Puschkin, dem alten Zarskoje Selo, bis zum Katharinenpalast ausdehnen. Nirgendwo in ganz Russland gab es eine solche Anhäufung grandioser Bauwerke wie in und um Leningrad und es war eine Demütigung für jeden Architekten, die freien Flächen mit solchen Scheußlichkeiten zubetonieren zu

lassen, wie sie gerade wieder im Entwurf vor ihm lagen. Jeden Vorschlag zu einer abwechslungsreichen, freundlichen Fassadengestaltung schmetterte die Partei als zu teuer ab. Mit Architektur hatte das nichts mehr zu tun, genauso gut hätte er Viehställe entwerfen können. „Chruschtschowki“, murmelte er leise und dachte, wie glücklich die Leute waren, die aus Baracken und Gemeinschaftswohnungen dort einzogen und zum ersten Mal so etwas wie Privatsphäre entwickeln, über eine eigene Wohnung verfügen konnten. Den Stift aufnehmend fügte er noch einige kleinere Korrekturen ein, lehnte sich dann im Stuhl zurück, legte den Stift wieder zurück auf den Plan und zündete sich eine Zigarette an. Es war noch viel zu früh, um ins Büro zu gehen, aber er könnte sich einen Tee zubereiten und danach einen Spaziergang durch die langsam erwachende Stadt machen.

Iwans kleine Zweizimmerwohnung lag im Zentrum von Leningrad, dem Herzen des alten St. Petersburg. Er lebte in einer Kommunalka von Privilegierten, die meisten allerdings Ehepaare oder kleine Familien, die alle über zwei Zimmer und ein eigenes, winziges Bad verfügten. Iwan selbst hatte den Plan für diese neue, großzügige Aufteilung der Gemeinschaftswohnungen gemacht, nachdem die früheren Bewohner in Chruschtschowki umgezogen waren. Die Küche mussten sich die neuen Bewohner auch jetzt noch teilen, aber das eigene Bad mit Toilette schuf eine für alle ungewohnte und angenehme Intimsphäre. Er hatte eigentlich keinen Grund sich zu beklagen, so dachte er nun, und zog lächelnd an seiner Zigarette. Dieses Jahr hatte alles verändert. Ein glückliches Jahr, das erste glückliche Jahr seit Kriegsende.

Als er, immer noch lächelnd, die Zigarette im Aschenbecher ausdrückte, wurde kurz, aber laut auf seine Woh-

nungstür geklopft. Die den Zigarettenstummel haltenden Finger rutschten zur Seite, so dass der Aschenbecher kippte und seinen Inhalt über den Bauplan ergoss. Ein Blick auf die Armbanduhr erschreckte Iwan noch mehr, denn zu dieser frühen Morgenstunde hatte noch nie jemand an seine Tür geklopft. Mit leicht zitternden Händen stellte er den Aschenbecher neben den Entwurf an den Rand des Schreibtisches, fasste den Plan rechts und links, hob ihn hoch, so dass die Asche und die Zigarettenstummel in die entstehende schmale Mulde rutschten, und schüttete das Ganze zurück in den Aschenbecher. Dann breitete er die Zeichnung wieder auf dem Schreibtisch aus und ging zur Wohnungstür.

„Wer ist da?“, rief er halblaut.

„Genosse Schischkin, öffnen Sie, Polizei.“

Iwan drehte den Schlüssel im Schloss, drückte die Klinke herunter und zog die Tür auf. Vor ihm standen zwei Männer in Zivil, mit Lederjacken und ausdruckslosen Gesichtern. Der eine hielt ihm kurz einen KGB-Ausweis vor die Augen und sagte:

„Genosse, wir müssen Sie bitten mitzukommen. Es gibt einige Fragen, die man Ihnen stellen will.“

„In welcher Angelegenheit? Um was geht es?“

„Das wissen wir nicht. Ziehen Sie sich etwas über und kommen Sie mit.“

Verwirrt griff er nach seinem Mantel, der neben der Tür an einem Haken hing, zog sich mit seinen immer noch zitternden Händen die halbhohen Stiefel an und trat in den Flur. Wie waren die Männer ins Haus und dann in die Kommunalka gekommen? Geklingelt hatte es jedenfalls nicht. Er verschloss die Tür, folgte den beiden durch den Flur, wo ihre Köpfe den von Leinen herabhängenden Wäsche- und Kleidungsstücken ausweichen mussten,

die Treppe hinunter auf die Straße. Iwan richtete die Augen noch einmal nach oben und ja, es würde ein klarer, sonniger Tag werden, einer jener wunderschönen, wenn auch schon kurzen russischen Herbsttage. Er fröstelte und klappte den Mantelkragen hoch. Die morgendliche Kälte kündigte den herannahenden Winter an.

Sie gingen bis zum Newskij Prospekt und Iwan hatte Angst, obwohl er sich keiner Schuld bewusst und die Stalin-Ära lange vorbei war. Dem Newskij Prospekt folgten sie nur wenige Meter, um dann nach links in den Litejnij Prospekt einzubiegen. Er wusste, dass man ihn zum Bolshoi Dom, dem Hauptquartier des KGB, bringen würde und er fühlte den hervorbrechenden Angstschweiß, zuerst in den Achselhöhlen und dann am gesamten Körper. Was wollte der KGB von ihm?

Als sie vor dem Bolshoi Dom ankamen, gingen seine Architektenaugen zufällig und rasch über die Fassade dieses im Stil des Konstruktivismus errichteten Bauwerks. Noi Trotzki, sein Lehrer an der Akademie, hatte den Plan zu diesem Gebäude entworfen. So wenig es ihm gefiel, hätte er doch lieber so etwas geplant, als seine immer gleichen Wohnsilos.

Als die beiden Männer ihn dann durch einen langen Flur führten, dachte er nicht mehr an Architektur, vermochte gar nicht mehr zu denken, sondern wurde von bloßer Panik erfasst. Schmucklose Wände, auf beiden Seiten des Flurs eine Tür hinter der anderen und Totenstille, nur unterbrochen von dem Klackern ihrer Stiefel auf den Bodenplatten. Vor einer Tür hielten seine Begleiter an, einer von ihnen klopfte, öffnete, trat ein und sagte:

„Guten Morgen, Genosse Wereschtschagin“.

Iwan zog die Stirn in Falten, als er den Namen Wereschtschagin hörte. Wollte man ihn auf den Arm nehmen?

„Wir trafen Iwan Iwanowitsch Schischkin zu Hause an und er hat sich bereit erklärt, Ihre Fragen zu beantworten.“

Iwan fragte sich, noch immer von dem Namen verwirrt, ob diese Formulierung nicht ein gutes Zeichen war – der Genosse sprach nicht von Verhaftung, ja betonte, dass Iwan freiwillig zu dem Verhör erschien. Aber im nächsten Augenblick lachte er innerlich über sich selbst. Floskeln, tausende Male wiederholte Floskeln, ohne jede Bedeutung.

„Danke, Genosse, schicken Sie ihn herein.“

Die Stimme klang tief und ruhig, beinahe melancholisch. Iwan betrat den kleinen Raum und hörte, wie die Tür in seinem Rücken geschlossen wurde. Wereschtschagin saß hinter einem Schreibtisch, blickte von einer vor ihm liegenden Akte auf und sagte:

„Setzen Sie sich, Genosse Schischkin“, und wies mit der rechten Hand auf einen vor dem Schreibtisch stehenden Stuhl.

„Mein Name ist Nikolai Wassiljewitsch Wereschtschagin.“

Iwan nahm auf dem Stuhl Platz und betrachtete den ihm gegenüberstehenden Mann, der eine Uniform trug und das Abzeichen eines Oberst. Um die sechzig Jahre schätzte er ihn, die Gesichtshaut teigig, ein wenig gequollen. Kleinste rote Äderchen verliehen dem breiten Gesicht eine insgesamt rötliche Farbe und die dunkelbraunen, eher milde wirkenden Augen, waren nun wieder auf die vor ihm liegende Akte gerichtet. Hin und her gerissen zwischen dem Ernst und der gleichzeitigen Absurdität der Situation fiel Iwan plötzlich Gogols Erzählung über den Newskij Prospekt ein, jene Passage über Schiller und Hoffmann. Er meinte den Wortlaut vor sich zu sehen und begann,

die Stelle in Gedanken umzuformulieren: Vor ihm saß Wereschtschagin – und natürlich nicht jener Wereschtschagin, der „Apotheose des Krieges“ gemalt hatte, sondern vielmehr der bekannte Wereschtschagin, Oberst des KGB. Ihm gegenüber saß Schischkin – nicht der Landschaftsmaler Schischkin, der „Zar des Waldes“, sondern der Architekt. In diesem Moment blickte der Offizier auf:

„Genosse Schischkin, wo waren Sie am Ende des Großen Vaterländischen Krieges, als wir Deutschland einnahmen?“

Iwan sah sein Gegenüber entgeistert an, denn er hatte zumindest mit einer einleitenden Erklärung gerechnet, und war am wenigsten darauf gefasst, dass man ihn zum Zweiten Weltkrieg befragen würde.

„Verzeihung, Genosse Wereschtschagin, aber um was geht es hier eigentlich?“

„Beantworten Sie meine Frage.“

Iwan schaute nach links zu dem großen und einzigen Fenster des Raumes und versuchte, seine Verwirrung zu bekämpfen, sich zu beruhigen, in längst verdrängte Erinnerungen einzutauchen. Wereschtschagin betrachtete Iwans Profil, die fliehende Stirn, stahlblaue Augen, die schmale lange Nase und ebenso schmale Lippen, das kurz geschnittene, graumelierte dunkle Haar und das runde, leicht vorstehende Kinn. Die bräunliche Gesichtshaut ließ darauf schließen, dass dieser Mann sehr viel Zeit im Freien verbrachte. Jetzt wandte Iwan sein Gesicht wieder um und schaute auf die graue Wand hinter dem Oberst, die lange keinen Anstrich mehr bekommen hatte, einziger Schmuck das Porträtbild des aktuellen KGB-Chefs, dessen Name ihm nicht einfiel. Immerhin das hatte das Tauwetter nach Stalins Tod bewirkt: Man kam nicht sofort auf den Namen des KGB-Leiters.

Iwan sagte:

„Ich überschritt mit der russischen Armee die deutsche Grenze in jenem Teil, den die Deutschen damals Ostpreußen nannten.“

„Mit welchem militärischen Rang?“

„Ich war Major.“

„Wie weit drang Ihre Einheit nach Westen vor?“

Iwan sah Wereschtschagin nun direkt in die Augen und antwortete:

„Genosse Oberst, meine Akte liegt vor Ihnen. Sie wissen, in welcher Einheit ich war und dass Königsberg – Kaliningrad – die westlichste Stadt war, zu der ich jemals vorgedrungen bin.“

Wereschtschagin senkte nun tatsächlich den Blick auf die vor ihm liegende Akte und Iwan glaubte, einen kurzen Schimmer von Resignation in seinem Gesicht zu erkennen, aber dann lenkte der Oberst erneut seine Augen auf Iwan und sagte betont kalt:

„Schildern Sie mir bitte mit möglichst vielen Einzelheiten Ihren Einmarsch in das deutsche Reichsgebiet.“

Iwan erwiderte fest den Blick, riss seine Augen dabei weit auf und fragte mit rauer Stimme:

„Wollen Sie wirklich alle Einzelheiten hören, Genosse Oberst?“

Die Antwort klang ungerührt und kalt:

„Ja.“

Lausitz, Sommer 1945

„Schach“, Oberstleutnant Wladimir Michailowitsch Bakunin ließ den Läufer los und sah mit einem triumphierenden Lächeln in das Gesicht der Frau, die ihm gegenüber saß. Sibylle starrte jetzt, tatsächlich überrascht, aber auch schon ein wenig zornig auf die Figuren des Feldes und fragte sich, warum sie diesen Zug ihres Gegners vorher für unausführbar gehalten hatte. Da sie nicht aufsah, sondern konzentriert und unbeirrbar auf die Partie schauend nach einer Lösung suchte, zwinkerte Wladimir der neben ihm stehenden Anna verschwörerisch zu. Das Kind lächelte ihn offenherzig und voller Bewunderung an, obwohl es – trotz der in den letzten Wochen gemachten stundenlangen Beobachtungen – das Spiel immer noch nicht ganz durchschaute. Anna wusste inzwischen so viel, dass die Mutter mit ihrem verbliebenen Springer den Läufer schlagen konnte. Aber sie hatte inzwischen auch verstanden, dass das Schachspiel so einfach nicht funktionierte, sondern dass man viele Züge vorausdenken musste. Doch das konnte Anna noch nicht. Sie legte den Arm um Wladimirs Hals und schmiegte sich an ihn.

Der Russe umfasste den zarten, zerbrechlichen Körper und drückte ihn seinerseits fest an sich.

„Hexlein, deine Mutter ist in Bedrängnis.“

Sibylle schaute vom Schachbrett auf, sah den russischen Offizier die kleine Tochter im Arm haltend, fühlte, wie ihr Hitze und Röte ins Gesicht schossen, setzte zum Sprechen an, doch Wladimir, sofort erspürend, was vorging, kam ihr zuvor:

„Sibylle, ich versuche, Sie und Ihre Kinder zu beschützen. Und ich glaube, bisher ist mir das gelungen.“

Er ließ Anna los, schob sie ein wenig zur Seite und blickte wieder auf die Schachfiguren. Sibylle fasste sich:

„Anna, es ist Zeit, ins Bett zu gehen.“

Das Mädchen zog einen trotzigsten Schmollmund und wollte, hilfeschend den Russen anblickend, etwas erwidern, doch Wladimir schüttelte den Kopf und sagte:

„Deine Mutter hat Recht, Anna. Es ist Zeit, ins Bett zu gehen.“

Seine Stimme klang streng und er sah, wie Tränen in die Augen des Mädchens traten. Er zog es noch einmal kurz an sich und sagte tröstend:

„Morgen gehen wir zusammen in den Wald und suchen Pilze.“

Die Kleine verschwand versöhnt durch eine Tür ins Nebenzimmer. Dort lagen die beiden älteren Schwestern schon im Bett, wach, ängstlich, vollkommen verändert, seit die Russen da waren.

„Ist er weg?“

„Nein, er spielt mit Mutter Schach.“

„Warum macht sie das?“

„Wladimir spielt gut. Er hat, glaube ich, schon fast gewonnen.“

Die Schwestern flüsterten miteinander und Anna sagte wütend:

„Immer habt ihr etwas gegen Wladimir. Er ist so nett. Ihr seid komisch.“

Eine Weile hörte sie noch auf das Geflüster, dessen Hauptursache sie nicht verstand, dann schlief sie ein in dem dunklen fensterlosen Raum, in dem sie schlafen mussten, seit die Rote Armee da war.

Sibylle und Wladimir setzten ihre Schachpartie fort, die der russische Offizier dann tatsächlich gewann. Aber es kostete ihn die Aufbringung seiner gesamten Konzentration. Während Sibylle sorgsam die Figuren einsammelte und Stück für Stück in die mit Samt ausgekleideten,

vorgeformten Lücken des zusammenklappbaren Schachbrettes einsortierte, betrachtete Wladimir die Frau. Eine Tochter von Bauern, ungebildet, abergläubisch, religiös verblendet, soviel hatte er in den letzten Wochen erkannt, aber auch ungeheuer stark im Selbstbehauptungswillen, verheiratet mit einem Sozialdemokraten, der sie das Schachspiel gelehrt und damit ihre mathematische Intelligenz zur Entfaltung gebracht hatte. Sibylle war eine Matrone, und dass die noch nicht zehnjährige Anna ihre Tochter sein sollte, schien unglaublich, sahen die beiden doch eher aus wie Großmutter und Enkelin. Die beiden älteren Mädchen hatte er nur einmal gesehen, nämlich als er das Haus nach dem Einmarsch seiner Einheit durchsuchen ließ. Er hatte sie vor einer Vergewaltigung durch seine Männer bewahrt, aber was vorher geschehen war, wusste er nicht. Wollte es auch nicht wissen, konnte es nur erahnen.

„Sibylle, Ihr Mann ist Fabrikarbeiter?“

Sie klappte das vollständig eingeräumte Schachbrett zusammen, hob es hoch und hielt es vor ihrer Brust einen Moment lang fest. Dann drehte sie sich um und stellte es auf eine Kommode. Mit abgewandtem Gesicht antwortete sie:

„Ja. Zuletzt Arbeiter bei Klöckner-Humboldt-Deutz in Köln, aber vorher auch in einem Stahlwerk.“

„Seit wann ist er Mitglied der Sozialdemokratischen Partei?“

Sibylle drehte sich um und sah dem Russen in die Augen:

„Das weiß ich nicht genau, er war schon Parteimitglied, als ich ihn kennenlernte. Aber er ist kein Kommunist und meine Kinder sind getauft. Meine Kinder sind katholisch, nicht gottlos wie die Kommunisten.“

Wladimir rückte mit dem Stuhl zurück und erhob sich, wortlos, seine Augen ernst auf die leere Tischplatte gerichtet. Sibylle sah den russischen Offizier mit zwiespältigen Gedanken an. Sie schätzte ihn Mitte der Vierzig, er war gebildet, sprach ein fast fehlerfreies Deutsch. Er konnte warmherzig schauen, aber er war ein treuer, unbeeirrbarer Diener der Sowjetunion und der Bolschewisten.

„Gute Nacht. Hoffen wir, dass Ihr Mann gesund von der Front nach Hause zurückkehrt, dann werden wir weitersehen.“

„Wir sind hier nicht zu Hause. Wegen der Bombenangriffe sind wir hier nach Domlitz evakuiert worden. Unser Zuhause ist Köln. Und dahin gehen wir zurück, wenn mein Mann kommt.“

„Wir werden sehen, Sibylle. Gute Nacht.“

Bakunin ging hinaus, ohne die Frau noch einmal anzusehen. Er hoffte, dass dieser Mann den Krieg überlebt hatte, dass er ihn kennenlernen würde, denn wer aus einer katholischen Bauerntochter eine gute Schachspielerin zu machen verstand, der war auch zu anderen Aufgaben befähigt.

Sibylle schloss hinter Bakunin die Tür zu und setzte sich noch einmal an den Tisch. Zuerst starrte sie minutenlang blind vor sich hin, richtete die Augen irgendwann auf ein gerahmtes Foto an der gegenüberliegenden Wand. Wolf, ihr Mann, und sie standen im Zentrum, vor sich die vier Kinder, alle steif, mit unnatürlich ernsten Gesichtern. Minutenlang schaute sie in die Gesichter ihrer Söhne. Das breite, weiche Gesicht Karls, der seinem Vater so ähnlichsah, in die Augen Antons, die für sie immer grün schimmerten, obwohl sie eine Schwarz-Weiß-Photographie vor sich hatte. Sie betrachtete die beiden Mädchen, Franziska und Ursula, die geflochtenen Haare auf dem

Kopf zu kleinen Kronen aufgesteckt. Anna fehlte auf dem Bild, sie war noch nicht geboren gewesen. Sibylle schlug die Hände vors Gesicht und fragte sich, wie das alles gekommen war, und wie Gott das hatte zulassen können. Schon als junges Mädchen, noch im Kaiserreich, hatte sie zweifelnd in die Zukunft gesehen. Aber ein solches Inferno war unvorstellbar gewesen. Sie nahm die Hände herunter und starrte erneut auf das Foto, aber sah jetzt hindurch – zurück, weit zurück, in die eigene Kindheit, die so früh zu Ende gewesen war. Sie hatte sich damals vor den falschen Dingen gefürchtet.

Eifel, Herbst 1911

„Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes.“

Sibylle rutschte mit den Fingern eine Perle weiter an ihrem Rosenkranz, den sie zur Erstkommunion geschenkt bekommen hatte, und begann von Neuem:

„Gegrüßet seist du, Maria –“

In diesem Moment drang ein Schrei aus dem oberen Stockwerk herunter, der ihr sofort den Mund verschloss. Statt weiter zu beten, starrte sie auf die nach oben führende Treppe und horchte, ob noch mehr folgen würde, aber sie hörte jetzt nur Schritte über sich. Schritte auf dem knarrenden Holzfußboden des elterlichen Schlafzimmers über der Küche, dann Stille. Den Rosenkranz wieder in beide Hände nehmend setzte sie ihre Litanei der Ave-Marias fort, bis der nächste schrille Schrei sie hochschrecken ließ. Sie fragte sich, ob der Vater die Schreie drüben in der Schmiede genauso laut hörte. In jedem Fall war es richtig von ihm gewesen, die jüngeren Geschwister zu den Nachbarn zu bringen.

Für Sibylle war es das erste Mal, dass sie einer Geburt zuhörte, denn auch sie war sonst zu den Nachbarn geschickt worden. Das letzte Mal vor ungefähr anderthalb Jahren, als sie noch geglaubt hatte, die Kinder kämen vom lieben Gott. Es war eine Totgeburt gewesen damals. Und ein Gespräch zwischen dem Vater und der Hebamme belauschend war sie eines Besseren belehrt worden. Die nächste Geburt sei der sichere Tod seiner Frau, hatte die Hebamme gesagt und den Vater beschworen, seine Kin-

der nicht der Mutter zu berauben. Danach hörte Sibylle den Gesprächen der Erwachsenen, vor allem der Frauen, genauer zu.

Inzwischen wusste sie, dass die Kinder nicht vom lieben Gott kamen. Und jetzt, in diesem Moment, fragte sie sich, ob sie gerade dem vorausgesagten, sicheren Tod ihrer Mutter lauschte. Sie stand auf, ging zum Kachelofen und tat das, womit der Vater sie beauftragt hatte: legte Holz nach, damit auch das oben gelegene Schlafzimmer nicht kalt würde. Als sie sich wieder an den Küchentisch setzen wollte, drangen Laute aus dem Obergeschoss zu ihr herab, die man nicht mehr Schreie nennen konnte, sondern die einem schrillen Winseln ähnlicher waren – den Geräuschen, die sterbende Tiere ausstießen. Dann herrschte Stille.

Sibylle ließ sich wieder am Küchentisch nieder, schaute auf den Rosenkranz, faltete die Hände vor dem Bauch und dachte merkwürdigerweise weniger an das Schicksal der Mutter als vielmehr an ihre eigene Zukunft als Frau. War es das, was sie erwartete? Das – was denn? Was war dieses „Das“? Sie wusste es, sie hörte es mit den langsamen und leisen Tritten die Stufen der Treppe hinunterkommen. Die Hebamme verhielt den Schritt in der Mitte der Treppe, sah Sibylle mit einem harten und mitleidlosen Gesichtsausdruck an:

„Der Vater soll den Doktor holen.“

„Was ist mit Mutter?“

„Der Vater soll den Doktor holen. Hörst du denn nicht, was ich dir sage?“

Sie sprang zur Tür und stieß mit dem eintretenden Vater zusammen. Alles, alles war also auch in der Schmiede zu hören gewesen. Das Mädchen trat ängstlich zur Seite und gewährte dem Vater Einlass, der die Hebamme resigniert anschaute und murmelte:

„Wir hätten doch nach dem Pastor schicken müssen, wegen der letzten Ölung.“

„Die Frau und auch das Kind sind tot. Jetzt müssen wir nach dem Doktor schicken, wegen des Totenscheins“, sagte die Hebamme mit einem leicht anklagenden Unterton.

Der Vater sank auf den Stuhl vor dem Küchentisch und sagte zu Sibylle gewandt:

„Hol den Doktor.“

Die Hebamme rief der Davoneilenden hinterher:

„Und den Pastor! Hol auch den Pastor.“

Erst dann, als sie die Hauptstraße des Dorfes hinunterlief, begriff sie, was das bedeutete. Die Mutter war tot, sie würde nicht wiederkommen. Der einzige Mensch, dem man wenigstens manchmal eine Sorge anvertrauen konnte, war nicht mehr da. Sie blieb erschüttert stehen, schaute durch das offene Tor in den Hof eines der Bruchsteingehöfte, sah den Kuhstall, die auf Leinen hängende Wäsche, ein paar spielende Kinder, und plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie zu Hause die Älteste war. In diesem Moment kam die Bäuerin des Hofes mit einem großen Korb aus dem Haus und sah Sibylle in der Toreinfahrt stehen.

„Wie geht es der Mutter? Ist das Kind schon da?“

„Beide sind tot, ich soll den Doktor und den Pastor holen.“

Die Frau bekreuzigte sich und sagte gefühllos:

„Na, dann weißt du ja, was auf dich zukommt.“

Sibylle wandte sich wortlos ab und ging die Straße hinunter Richtung Kirche und Pfarrhaus.

Eifel, Sommer 1914

Den ganzen Vormittag hatte sie am Waschbrett gestanden, geschrubbt, gespült und gewrungen. Nun hängte sie die Kleidungsstücke an Leinen im Hof auf, nahm dabei weder ihre rotgeschwollenen Hände noch den stechenden Rücken wahr, sondern dachte an den nächsten Tag, den Samstag, an dem sie zur Beichte wandern würde. Einen ganzen Tag Freiheit, den sie dem Vater abgetrotzt hatte, einmal im Monat, seit beinahe einem Jahr. Als ihre Arbeit beendet war, schaute sie hoch in den klaren Himmel und spürte die Mittagssonne. Heute würde es nicht regnen und sie könnte die Wäsche schon in ein, zwei Stunden abnehmen, bügeln, falten und dann das Essen für Samstag und Sonntag vorbereiten.

Sibylle stemmte die Hände in die Hüften, atmete tief ein und aus, nahm dann den leeren Wäschekorb hoch und ging ins Haus, um das Mittagessen zu bereiten. Während sie die Kartoffeln schälte, gingen ihre Gedanken zurück: Warum hatte die Mutter sterben müssen? Warum war ausgerechnet sie die älteste Tochter, der die gesamte Hausarbeit und noch dazu die Verantwortung für die jüngeren Geschwister zugefallen war? Zur Schule war sie seitdem nicht mehr gegangen. Und alle, der Vater, der Pfarrer und der Lehrer waren sich einig, dass sie mit ihren damals vierzehn Jahren genug gelernt hatte. Eine Meinung, die sie teilte, denn schließlich konnte sie lesen, schreiben und rechnen. Die Schule fehlte ihr nicht, aber sie wäre gerne noch ein paar Jahre Kind gewesen, ohne die Pflichten einer erwachsenen Frau erfüllen zu müssen oder zumindest einen Teil dieser Pflichten. Wenn sie heiraten würde, bedeutete das, jedes Jahr oder zumindest alle zwei Jahre eine Geburt, ein Kind. Sie schnitt die gerade geschälte

Kartoffel mittendurch und warf sie in den Topf mit Wasser, seufzte und blickte aus dem Fenster. Sollte sie nicht doch ins Kloster gehen? Der Vater wollte nichts davon hören und sagte, dass der alte Trappist aus Mariawald ihr diesen Floh ins Ohr gesetzt habe. Was aber nicht stimmte. Dieser Gedanke war ihr ganz allein gekommen, wobei die aus der Welt gelegene Abtei dabei schon eine entscheidende Rolle spielte. Sibylle träumte auch jetzt wieder von einem abgeschiedenen Kloster, inmitten der Eifler Natur, in dem sie vor den alltäglichen Herausforderungen sicher sein würde. Es schien ihr der einzige Weg, der täglichen Plackerei und einem vermeintlichen Schicksal als Mutter zu entkommen. Sie würde mit Pater Anselm darüber sprechen. Sie nahm die letzte Kartoffel auf und hoffte, dass auch der folgende Tag sonnig und trocken sein würde.

Ganz früh stand sie am nächsten Morgen auf, zog sich nach dem Waschen keine Kittelschürze, sondern ein Kleid an, stellte die derben, hohen Schnürschuhe vor die Tür und sah in den Himmel, der ihr wolkenlos im Licht der aufgehenden Sonne entgegenstrahlte. Aufgeregt bereitete sie für sich und den Vater das Frühstück, machte belegte Brote für ihre Wanderung.

„Ich habe die Schuhe gesehen. Geht es nach Mariawald heute?“

Sie nickte nur, obwohl sie am liebsten vor Freude gesungen hätte.

Der Vater stand auf:

„Na dann, bis heute Abend.“

„Das Essen ist fertig, es muss nur warm gemacht werden.“

„Wir werden schon nicht verhungern. Sag dem Pater einen Gruß von mir.“

Dann ging er mit gebeugtem Rücken in die Schmiede. Sibylle sah ihm mitleidig nach. Aber dann zog sie ihre

Schuhe an und eilte sich fortzukommen. Die Huf- und Wagenschmiede ihres Vaters war das letzte Haus am nördlichen Rand, so dass sie durch das ganze Dorf gehen musste, an der Kirche vorbei Richtung Süden. Dahinter nur noch Felder, Heuwiesen und Weiden im klaren Licht der Morgensonne und in ihr das Gefühl der Freiheit. Mit weit offenen Augen drehte sie sich um, schaute östlich am Dorf vorbei in die weit entfernte Rheinebene, und wie immer bei diesem Anblick dachte sie, dass ihr Dorf den Namen Berg zu Recht trug.

Nach einer knappen Stunde, die sie auf dem Kammweg gegangen war, ohne größere Höhenunterschiede überwinden zu müssen, gelangte sie an ein rechts des Weges gelegenes Steinkreuz. Hier sprach sie ein Ave-Maria und ging dann weiter, weder den Feldern noch den weidenden Kühen größere Aufmerksamkeit schenkend. Ihr Blick ging darüber hinweg in die Ferne, mal in diese, mal in jene Himmelsrichtung und nach einer weiteren Stunde tauchte sie in den Wald ein, lange bevor die Mittagshitze einsetzte. Wie immer, wenn sie diese Wanderung machte, dachte sie dann zum ersten Mal an das Heimbachtal, in das sie hinuntermusste, um dann den anstrengenden Aufstieg zur Abtei zu meistern. Die letzte Etappe des Weges.

Wie sonst auch nahm Sibylle bei der Ankunft in Mariawald die Mühe auf sich, über einen schmalen Feldweg noch ein wenig höher zu steigen, setzte sich dort ins Gras und schaute hinab auf die idyllisch gelegene Abtei und das jetzt noch weiter entfernte Rheintal. Auch Köln wäre eine Möglichkeit – eine Alternative zur Ehe oder zum Kloster. Viele junge Frauen aus der Eifel gingen als Dienstmädchen nach Köln. Doch aus deren Erzählungen wusste sie, dass dies keine wirkliche Erleichterung war, denn statt für die eigene, schuftete man für eine fremde Familie. Sie aß

eines der Brote und betrachtete kauend die Klosterkirche, die lange Mauer und die in die Mauer eingelassenen Stationen des Kreuzweges, der in seiner Verlängerung fast bis hinunter nach Heimbach führte.

Sibylle ging den Feldweg wieder hinab und betrat die Kirche, wo sie vor der Mutter Gottes niederkniete und sich bekreuzigte. In der Beichtkapelle fragte sie nach Pater Anselm. Der alte Trappist freute sich immer über die Beichtbesuche dieses molligen Bauernmädchens, das zu Hause schon eine so große Last tragen musste. Er bedankte sich für die Grüße des Vaters und hörte sich dann die Sorgen der ältesten Tochter an. Konnte und sollte er ihr wirklich zum Eintritt in ein Kloster raten? Ihre Frömmigkeit war ernster und tiefer als bei den meisten jungen Frauen, die er kannte. Der Weg von ihrem Dorf bis nach Mariawald war ihr niemals zu lang. Selbst bei Regen und leichtem Schneefall nahm sie die Mühe auf sich, regelmäßig, alle vier Wochen. Die durch den Jahreskalender vorgegebenen katholischen Riten, die Namenstage der bedeutenden Heiligen waren ihr mehr als oberflächliche Routine, berührten sie, beherrschten einen Teil ihres Denkens. Trotzdem spürte er, dass ihre Motive für einen Klostereintritt keine Berufung waren. Sie hoffte auf ein gottgefälliges Leben, aber auch auf ein leichteres Leben, als sie es jetzt führte. Er wusste aber, dass mittellose Mädchen ohne Mitgift in den Frauenorden kein leichtes Leben erwartete. Im Gegenteil, sie würde wahrscheinlich genauso hart arbeiten müssen, wie sie es jetzt tat. Sibylle vertraute ihm rückhaltlos, was also sollte er ihr sagen?

„Pater, ich möchte nicht heiraten und Kinder bekommen, sondern Gott dienen, indem ich arm und keusch lebe.“

Ihre Gesichtszüge wirkten hart und der Pater fragte sich in diesem Moment, ob er sie überhaupt schon einmal

hatte lächeln sehen. Zu Lachen hatten die Eifler Bauern alle nicht viel, aber Sibylle strahlte eine besondere Strenge, auch eine unweiblich wirkende Entschlossenheit und Kraft aus. Als fügsame Ehefrau vermochte er sie sich nicht vorzustellen, als Mutter nur schwer.

„Du hast noch Zeit, Sibylle. Du musst das jetzt mit deinen siebzehn Jahren noch nicht entscheiden. Heirate in den nächsten drei bis vier Jahren nicht und bis dahin wird der Herr dir den richtigen Weg weisen.“

Sie zögerte einen kurzen Moment und erwiderte dann:

„Aber ich denke jeden Tag darüber nach, schon wenn ich morgens aufstehe und die viele Arbeit vor mir sehe. Den Vater, die Geschwister, die mich alle behandeln, als wäre ich eine Magd und nicht die älteste Tochter des Hauses.“

„Warte trotzdem noch ein paar Jahre. Wenn du großjährig bist, kannst du die Entscheidung auch ganz allein treffen und brauchst keine Erlaubnis mehr. Jedes Jahr bringt ein kleines bisschen mehr Weisheit und deine Gebete werden nicht ungehört verhallen. Wer weiß, was die nächsten Jahre bringen. Geduld, Sibylle.“

Sie beichtete ihm ihre kleinen Alltagsünden, empfing die Absolution und betete dann ihre Büberavemarias vor der Mutter Gottes.

„Wer weiß, was die nächsten Jahre bringen“, hatte der Pater gesagt. Und an diesen Satz dachte sie noch oft. Mitte Juni 1914 fand die Wanderung statt, zwei Monate später brach der Krieg aus. Der Weltkrieg. Aber es war nur der erste.

Ostpreußen, Januar 1945

Iwans Einheit drang in der dritten Januarwoche 1945 in deutsches Reichsgebiet in Ostpreußen ein. Das erste Dorf, das sie erreichten, war vollständig verlassen. Im zweiten fanden sie die Leichen einiger alter Leute, erschossen. Rotarmisten waren bereits vor ihnen dagewesen. Iwan betrachtete die auf dem Boden zusammengekrümmten Körper eines alten Ehepaares, weißhaarig, tot. Hatten sie geglaubt, man werde sie verschonen? Oder hatten sie einfach nicht fortgewollt, gleichgültig gegenüber den Folgen? Waren das Faschisten? Und er selbst, war er Kommunist? Iwan verließ den bereits nach Verwesung riechenden Wohnraum, trat hinaus auf die Dorfstraße, sah im Westen am Horizont das Abendrot und empfand plötzlich alles um sich herum als unwirklich. Er wollte zurück nach Leningrad, er wollte auf keine toten und auf keine lebenden Deutschen mehr treffen. Er wollte überhaupt niemanden mehr sehen.

In den Häusern dieses Dorfes verbrachten sie die Nacht, fuhren am nächsten Morgen mit ihren Panzern weiter, mehrere Kilometer über eine schneebedeckte Straße, gesäumt von Kiefernwald, auf dem ebenfalls der Schnee lastete. Minus zwanzig Grad, eisige Kälte. Dann vorbei an Feldern, weiß und im Wintersonnenlicht glitzernd. Der Krieg war gewonnen, die Faschisten geschlagen, seine Männer verändert. Voller Energie, seit diese letzte Offensive begonnen hatte, im Siegesrausch auf dem Boden des Feindes. Es war vorbei und doch noch nicht vorbei.

Irgendwann erkannten sie weit vor sich die Wagen eines Flüchtlingstrecks, kamen in ihren Panzern schnell näher und sahen andere sowjetische Panzer vor dem Treck. Am Straßenrand standen sowjetische Soldaten in Schlangen, acht, zehn solcher Reihen von Rotarmisten. Iwan brauch-

te einige Sekunden, bis er begriff, was dort vorging. Als die Panzer stillstanden, hörte er das Schreien der Frauen, das Gegröle der Soldaten und musste mitansehen, wie seine eigenen Männer von einer Sekunde auf die andere, vollkommen entfesselt, zu den Wartenden rannten, sich anstellten und dieselben grausamen Laute von sich gaben wie ihre Kameraden. Er sah einen Offizier dastehen. Als er auf ihn zuing, erkannte er das Abzeichen eines Oberstleutnant und sah, wie der Mann genüsslich rauchte und der Massenvergewaltigung ebenso genüsslich zuschaute. Iwan sah einige halbnackte, blutverschmierte, schon tote Frauen daliegen. Fassungslos blickte er dem Mann ins Gesicht:

„Genosse, warum gebieten Sie nicht Einhalt?“

Sein Gegenüber sah kurz auf das Rangabzeichen Iwans und antwortete kalt:

„Genosse Major, lassen wir den Männern doch dieses kleine Vergnügen.“

Iwan bemerkte, dass ihm Schweißtropfen auf die Augenbrauen rannen, unmöglich bei diesen Temperaturen, so dachte er einen Augenblick, aber war das, was er sah, nicht ebenso unmöglich? Von einem der Wagen kletterte in diesem Moment ein kleines Mädchen, sieben- oder achtjährig, im letzten Moment von einem wenig älteren Jungen am Mantelkragen festgehalten.

„Bleib hier“, schrie der Junge, doch die Kleine riss sich los und stürmte auf eine der makabren Szenarien zu und rief dabei weinend: „Mama, Mama!“

Der Oberstleutnant warf seine Zigarette in den Schnee, entsicherte seine Pistole und erschoss zuerst das Mädchen und dann den Jungen. Iwan machte einen Schritt auf ihn zu und hob die Faust zum Schlag, doch der Genosse griff blitzschnell seinen Arm und sagte:

„Bei der letzten Einsatzbesprechung benutzte General Tschernjachowski ausdrücklich das Wort Rache, Genosse Major.“

Er ließ Iwans Arm abrupt los und zündete sich eine neue Zigarette an.

Leningrad, Frühherbst 1960

Wereschtschagin unterbrach den Bericht kein einziges Mal, sondern hörte mit stoischer Ruhe zu, während Iwan jeglichen Blickkontakt mit dem Oberst vermied und die meiste Zeit, während er sprach, nach links zum Fenster schaute. Jetzt schwieg er und wandte sein Gesicht zögerlich dem KGB-Offizier zu, wartete auf eine aggressive Zurechtweisung. Wereschtschagin sagte denn auch pflichtschuldig, allerdings im emotionslosen Ton phrasendreschender Parteiprogrammatik:

„Sie verunglimpfen den heroischen Kampf der Roten Armee im Großen Vaterländischen Krieg“, atmete tief ein und fügte hinzu: „Warum, glauben Sie, konnte dies geschehen?“

Iwan blickte ungläubig und verunsichert in die Augen des Oberst. War die Frage ernst gemeint? War er an seiner Meinung interessiert oder galt es, seine Gesinnung zu prüfen? Wereschtschagin hätte gerne einen Wodka getrunken, wahrte aber die Disziplin und beantwortete die unausgesprochene Frage seines Gegenübers mit einer Gegenfrage, die Iwan allerdings nicht half, sondern ihn noch mehr verwirrte:

„Genosse Schischkin, glauben Sie, der Erste zu sein, der sich mit diesem Problem befasst?“

Iwan nahm sich einen Moment des Nachdenkens, denn er saß nicht hier, um den Zweiten Weltkrieg zu analysieren, das wusste er. Aber auch nicht, um seine Gesinnung gegenüber dem Einmarsch der Roten Armee auf deutsches Reichsgebiet zu prüfen, hatte er doch seit Kriegsende mit keinem Menschen über seine Erlebnisse, seine Gedanken darüber und am wenigsten über seine Empfindungen gesprochen. Was, zum Teufel, wollte dieser Mann

von ihm? Er versuchte es noch einmal, auch wenn er ahnte, dass es sinnlos war:

„Worum geht es hier eigentlich, Genosse Oberst? Warum bin ich hier?“

Der KGB-Offizier reagierte genauso, wie Iwan es erwartet hatte:

„Iwan Iwanowitsch, ich wiederhole meine Frage: Warum, glauben Sie, konnte dies geschehen?“

Der Oberst versuchte tatsächlich etwas über Iwans Gedanken, seine Gesinnung zu erfahren. Er war geübt in dieser Art von Verhören, auch wenn sie ihn zunehmend ermüdeten. Sein Zuständigkeitsbereich umfasste Akademiker mit Kontakten ins Ausland. Das war interessanter als Sabotage oder Diebstahl von Volkseigentum, aber auch mühsamer, denn eigentlich erwartete man von ihm, Gedanken zu lesen. Die Stalinzeit hatte verschlossene, geradezu gepanzerte Menschen hervorgebracht, aber dieser Schischkin war mehr als das: Er war ihm rätselhaft. Um die Möglichkeit zu bekommen, in diesen Kopf hineinzusehen, musste er weit ausholen.

Auch Iwan hätte nun gerne ein Glas Wodka getrunken, wandte den Blick wieder zum Fenster und überließ Wereschtschagin den Anblick seines markanten Profils. Er dachte: ‚Ja, warum konnte dies geschehen ...– weil Stalin es so wollte.‘ Aber dann erinnerte er sich an die Nachrichten über das belagerte Leningrad, an das von Deutschen ... und Finnen belagerte Leningrad.

Finnisches Karelrien, Winterkrieg 1939/40

Sonntag, 3. September 1939

Was für ein Tag: Statt der wohlverdienten Sonntagsruhe die Gewissheit, dass Europa in einen Krieg schlittert. Schon vorgestern fielen deutsche Truppen in Polen ein, und heute kam über das Radio die Nachricht, dass England und Frankreich Deutschland den Krieg erklärt haben. Brachte uns der letzte Krieg die Unabhängigkeit nur, um sie in diesem neuen Krieg wieder zu verlieren? Die Russen werden uns jetzt zusetzen, denn sie befürchten, Deutschland könne die Sowjetunion von hier aus angreifen. Finnland wird nicht verschont werden, egal, wie oft und wie laut sie in Helsinki die Neutralität verkünden.

Einer der jungen Ingenieure im Werk äußerte gestern sogar seine Träume von einem Großfinnland. Er sagte allen Ernstes, vielleicht böte sich bald die Gelegenheit, Ostkarelrien zu erobern.

Von Lahja ist seit ungefähr zwei Monaten kein Brief gekommen. Aber was könnte drinstehen in einem solchen Brief, von dem man annehmen muss, dass ihn der Geheimdienst liest?

Als ich gestern Nachmittag das Werk verließ, sagte der alte Arvo, es werde schon alles gutgehen, wir würden uns mit den Russen in Verhandlungen einigen.

Mittwoch, 18. Oktober 1939

Die Nachrichten überschlagen und das Bild verdichtet sich, dazu die Gerüchte, bedrohlich und hoffnungsvoll zugleich.

Für mich sind die Tatsachen eindeutig: Die Rote Armee hat schon im September Ostpolen besetzt. Danach wurden Estland, Lettland und Litauen gezwungen, der

Sowjetunion den Aufbau militärischer Stützpunkte zu gewähren. Unsere Regierung soll alle Zugeständnisse in Moskau verweigert haben, vor allem wohl eine Grenzverschiebung zum Schutz und zur besseren Verteidigung von Leningrad. Als Ausgleich sollen uns die Russen ein großes Territorium in Ostkarelien angeboten haben. Die finnische Regierung lehnte das ab. Ich weiß nicht, ob das alles stimmt, aber wenn, dann gnade uns Gott.

Noch immer kein Brief von Lahja. Ob die beiden in Leningrad ahnen, was ein Krieg für uns alle bedeuten würde? Ich glaube, sie wissen es nicht. Sie waren ja beide noch Kinder nach der Revolution und im Bürgerkrieg. Viele hier denken wie der alte Arvo, dass Mannerheim es auch im Kriegsfall schon richten werde, so wie er es im Bürgerkrieg gerichtet hat. Wenn es jemanden gibt, der weiß, wie tapfer Finnen kämpfen können, dann bin ich es. Hat aber irgendjemand eine Vorstellung von dem riesigen Reservoir an Menschen, über das Stalin in der Sowjetunion verfügt?

Warum macht man den Russen keine Zugeständnisse? Warum kommt man ihnen nicht entgegen? Schließlich entließ Lenin uns kampfflos in die Unabhängigkeit.

Mittwoch, 15. November 1939

Wir machen nun wirklich mobil. Die jungen Männer werden einberufen und die Menschen an der karelischen Grenze werden evakuiert. Unser Werk ist angeblich weit genug weg, so dass wir vorläufig weiter produzieren können. Als ich den Bescheid las, hätte ich fast laut gelacht. Die Regierung bereitet einen Krieg vor und wir sollen weiter Papier produzieren. Der größere Teil unseres Papiers ging ohnehin in die Sowjetunion. Bisher habe ich mich immer gefragt, womit dieses Papier beschrieben oder bedruckt wurde. Mit stalinistischer Propaganda? Beschrieben mit

Berichten des Geheimdienstes? Vielleicht wie bei mir, mit Tagebucheintragungen oder als Briefpapier mit persönlichen Nachrichten an Verwandte ...?

Endlich ist ein Brief von Lahja gekommen. Dass es ihnen gut geht, schreibt sie immer. Die Prawda beschuldigt den finnischen Außenminister der Kriegstreiberei, auch das steht in dem Brief.

Ich höre jetzt wieder regelmäßig Radio Moskau. Der Empfang ist schlecht, aber mein Russisch immer noch gut.

Samstag, 25. November 1939

Sillanpää bekommt von der Schwedischen Akademie den Literaturnobelpreis – zum ersten Mal ein Finne. Als ob uns das helfen würde. Schwedische Familien wollen finnische Kinder aus Karelien aufnehmen. Alle Welt weiß also, was uns hier bevorsteht, aber wirkliche Hilfe, militärische Hilfe, leistet keine Regierung Skandinaviens oder Westeuropas. Der Nobelpreis für Literatur, es ist zum Lachen. Ich musste an Hilja denken und wie sehr sie sich 1902 empörte, als man Tolstoi den Preis nicht gab, obwohl er nominiert war. Jedes Jahr, bis zu Tolstois Tod, regte sie sich auf, dass man dem bedeutendsten lebenden Schriftsteller den Nobelpreis verweigerte.

Zu gerne wüsste ich, was Lahja darüber denkt ... der Preis für einen Finnen. Sie ist ihrer Mutter in vielem so ähnlich, in ihrer Liebe zur Literatur, zu Russland, nur in den politischen Ansichten nicht. Was hätte Hilja wohl dazu gesagt: ihre Tochter eine Kommunistin?

Donnerstag, 30. November 1939

Es ist Krieg! Das Radio wiederholt es dauernd: Zwischen 9 und 10 heute Morgen bombardierten russische Flugzeuge Helsinki. Auf der karelischen Landenge soll die Rote

Armee schon auf finnisches Territorium vorgedrungen sein. Auch wir müssen jetzt hier weg, das Werk wird geschlossen. Es ist mir nicht möglich zu erfahren, was mit den in Leningrad lebenden Finnen geschieht. Lässt man sie in Ruhe? Werden sie interniert? Was ist mit denen, die mit Russen verheiratet sind – werden sie anders behandelt? Man schaut mich mitleidig an, manchmal auch misstrauisch oder sogar schadenfroh. Nur der alte Arvo sagte mir ungefragt einige tröstende Worte, an die ich mich klammere, obwohl ich weiß, dass sie nicht zutreffen: Lahja würde nichts geschehen, erstens sei sie mit einem Russen verheiratet und zweitens habe Stalin jetzt wirklich andere Sorgen, als sich mit russisch-finnischen Ehepaaren zu beschäftigen. Der alte Mann hat keine Ahnung vom Bolschewismus. Ich weiß, wie dieses System funktioniert, der unerbittliche Apparat, der die gesamte Sowjetunion überzieht und sich *ausschließlich* mit der Gesinnung seiner Bürger befasst. Wie sehr freute ich mich, dass sie beide nicht der großen Säuberung zum Opfer gefallen sind. Aber jetzt? Auf die Männer können sie nicht verzichten. Er wird kämpfen müssen und eine finnische Frau, die russische Literatur unterrichtet – sie wird als Zwangsarbeiterin der Kriegsmaschinerie nützlicher sein. So sehr mir Hilja fehlt, ich bin froh, dass sie das nicht mehr erleben muss.

Ich bezweifle, dass Mannerheim Finnland retten kann. Lahja wird er bestimmt nicht retten.

Warum ist unsere Regierung den Russen nicht rechtzeitig entgegengekommen? Ihre Forderungen waren verständlich und berechtigt.

Mittwoch, 6. Dezember 1939

Tag der Unabhängigkeit! Die Rote Armee ist auf dem Vormarsch und soll schon fast an der Mannerheim-Linie

sein. Ich mag nichts mehr aufschreiben, muss mich zwingen. Von Lahja keine Nachricht, natürlich nicht.

Die Menschen beladen alle möglichen Wagen und Karren mit ihrem Hab und Gut. Morgen früh soll es losgehen. Ich lasse sämtliche Möbel hier, nehme stattdessen die Bibliothek mit, obwohl ich gerne die Gesichter der Offiziere der Roten Armee sehen würde beim Anblick so vieler russischer Bücher: die Gesamtausgaben des russischen Realismus der Zarenzeit, aber auch Werke der russischen Exilliteratur, die in der Sowjetunion allesamt verboten sind. Hilja hätte sie mitgenommen und auch Lahja würde es so machen, die Bücher retten. Alles andere lässt sich leicht ersetzen. Nur der Gedanke, dass dieser Teil Kareliens für immer verloren sein könnte, ist mir unerträglich. Für ein paar Stunden dachte ich darüber nach zu bleiben, aber es ist natürlich unmöglich. Der alte Arvo will nicht fort, will die Heimat nicht verlassen, sagte, er habe bis 1917 zufrieden unter russischer Herrschaft gelebt und werde dies nun wieder tun. Er redet so, als ob Lenin und Stalin nichts anderes seien als irgendein Alexander oder Nikolaus, Zaren. Ein wenig beneide ich ihn, denn er bleibt, während ich gehen muss. Den Leiter einer Papierfabrik würden sie nicht verschonen, den alten Arbeiter wahrscheinlich schon. Hoffentlich.

Köln, Herbst 1932

Sibylle stand im Mantel vor der Tür, in der einen Hand ihre große Einkaufstasche, die andere Hand schon auf der Klinke. Dann drehte sie sich aber noch einmal um und schaute zum Sofa, auf dem Karl lag, ein Reclam-Heft vor den Augen und konzentriert lesend.

„Lass den Ofen nicht ausgehen.“

Ohne das Heft herunterzunehmen und ohne sie anzusehen, murmelte er abwesend:

„Ich denke dran, geh ruhig einkaufen.“

Resigniert dreinschauend drückte sie die Klinke herunter und verließ die Wohnung. Während sie die Straße hinunter Richtung Markt ging, waren ihre Gedanken immer noch bei Karl, der zu Hause auf dem Sofa lag und ein Theaterstück von Schiller las. Den fremdländischen Namen des Titels hatte sie schon wieder vergessen. Das Stück wurde zurzeit im Schauspielhaus gegeben und Wolf hatte für sich und Karl Eintrittskarten gekauft. Regelmäßig, alle drei Monate ging er mit einem seiner Söhne ins Theater. Und wenn Franziska alt genug sei, dann käme auch sie an die Reihe, hatte er verkündet. Die Kinder zwang er, die Texthefte der Theaterstücke zu lesen, bevor er sie in die Aufführungen mitnahm.

An diesem Samstagvormittag ging Sibylle langsamer als sonst über die Kalker Hauptstraße, beinahe schlendernd, denn sie spielte mit dem Gedanken, sich eine „Geschichte des deutschen Theaters“ zu kaufen. Sie hatte das abgegriffene Buch in einem Trödellden hier auf der Hauptstraße schon mehrmals in der Hand gehabt, aber immer wieder zurückgestellt. Abgesehen davon, dass sie es einerseits als Verschwendung ansah, sollte es andererseits auch beinahe einen halben Wochenlohn ihres Mannes kosten. Als

sie den Laden erreichte, zögerte sie und betrachtete die im Schaufenster ausgestellten Waren: ein mit bunten Blumen bemaltes Essservice, einen Satz Weingläser, einige abgegriffene Porzellanfiguren – das alles auf einer alten Holzanrichte. Daneben standen ein Schaukelpferd und eine altmodische Holzwiege. Minutenlang betrachtete sie die Gegenstände, bis sie, noch immer zögerlich, die Klinke niederdrückte. Sie erschrak ein wenig, als die Glocke über der Tür läutete. Sibylle war die einzige Kundin und der Ladenbesitzer auch nicht zu sehen. Sie ging zu dem schmalen Bücherregal, das zwischen einer alten Vitrine und einem kleinen, völlig zerkratzten Klavier stand. Das Buch war noch da. Sie erkannte den schmutzigen Leinenrücken sofort, legte ihre noch leere Einkaufstasche auf das Klavier und zog das Buch aus dem Regal, schlug zuerst die Titelseite auf und überflog dann das Inhaltsverzeichnis. Einige der Namen hatte sie schon einmal von Wolf oder den Jungen gehört, aber sie wusste nichts über die Autoren, weder wann und wo sie gelebt hatten noch irgendetwas über ihre Werke. Sollte sie das Buch wirklich kaufen? Würde sie es überhaupt verstehen? Gerade wollte sie es zurück ins Regal schieben, als der Ladenbesitzer hereinkam und lächelnd grüßte:

„Guten Morgen, Gnädigste. Immer noch theatersüchtig, wie ich sehe.“

Sie drehte sich um, murmelte, ohne zu lächeln, ebenfalls ein „Guten Morgen“, unfähig, das zu zeigen, was man gemeinhin Charme nannte – etwas, das man in einem Eifeldorf nicht lernte, wofür ihr aber auch jede natürliche Gabe fehlte. Vielleicht war es gerade diese Unbeholfenheit, die den Mann anrührte, denn er sah, wie Sibylle kämpfte, sich aber schämte, mit ihm über den Preis zu verhandeln.

„Kommen Sie, junge Frau, ich gebe es Ihnen für die Hälfte. Wer interessiert sich hier in Kalk schon für Goethe und Schiller? Und dann noch in diesen Zeiten.“

Er nahm ihr das Buch aus den Händen und fragte:

„Was ist nun – einverstanden?“

„Ja.“

„Na, Sie können ja doch lächeln.“

Beim Bezahlen plagte sie dennoch ein schlechtes Gewissen, denn von dem Geld hätte sie zwei oder drei Mahlzeiten für die ganze Familie auf den Tisch gebracht. Aber dann dachte sie trotzig an das Geld für die Theaterkarten, für das Wolf auch nicht ihre Erlaubnis einholte. Sie legte das Buch sorgsam in die Einkaufstasche und hörte beim Hinausgehen noch den Wunsch des Verkäufers:

„Angenehme Lektüre.“

Es war gut, dass die jüngeren Kinder bei Sibylles Familie in der Eifel waren. So legte sie sich abends, als Wolf und Karl ins Theater gegangen waren, auf das Sofa und begann, in dem Buch zu lesen. Sie verstand wenig, aber doch so viel, dass Wolf die Jungen immer wieder in die Klassiker mitnahm: Goethe, Schiller, Lessing. Das Kapitel über die Aufklärung las sie ganz und meinte auch zu errahnen, worum es hier ging. Dennoch begriff sie nicht, warum man über einen spanischen Kronprinzen längst vergangener Zeiten schreiben musste, um den scheinbar zentralen Satz: „Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!“ aufs Papier bringen zu können. War es dieses Stück von Schiller, das sich Wolf und Karl gerade ansahen? Einen kurzen Moment war Sibylle versucht aufzustehen, um Karls Reclam-Heft zu suchen, aber dann zog sie es vor, die bequeme Haltung auf dem Sofa beizubehalten, wenn auch schon wieder mit schlechtem Gewissen. Noch nie in ihrem Leben hatte sie irgendwo gelegen und gelesen.

Sie begann mit dem Kapitel über das klassische Theater, verstand so gut wie gar nichts und blätterte weiter, bis sie zu Stücken vordrang, die zu ihren Lebzeiten entstanden waren. Die vielen Namen, Jahreszahlen, unverständlichen Begriffe machten sie müde und irgendwann schlief sie ein, das offene Buch auf ihrem Bauch liegend.

So fand Wolf sie, als er mit Karl aus dem Theater zurückkam.

„Seit wann liest Mutter denn? Lesen ist doch sündhafte Zeitverschwendung“, flüsterte Karl.

„Geh ins Bett, und pass auf, was du sagst. Deine Mutter ist vielleicht ungebildet, aber dumm ist sie nicht.“

Auch diese Worte wurden geflüstert und Karl verschwand. Wolf nahm vorsichtig das Buch hoch, las den Titel und schüttelte überrascht und gerührt den Kopf. Dann weckte er sie sanft auf. Sie sah ihn mit dem Buch in den Händen neben sich sitzen.

„Seid ihr schon wieder da?“, fragte sie ein wenig peinlich berührt.

„Woher hast du das?“

„Aus einem Trödeladen hier in Kalk.“ Sibylle blickte etwas verlegen auf das Buch. „Wenn ich das richtig verstehe, dann müssten Arbeiterkinder Büchner und Brecht lesen.“

Wolf schüttelte den Kopf:

„Das ist genau der Irrtum, Bylla. Damit die Arbeiterkinder irgendwann mit den Bürgerlichen mithalten können, müssen sie auch deren Schriftsteller lesen und verstehen.“

„Welches Stück habt ihr gesehen?“

„Don Carlos, von Schiller.“

„Also doch.“

„Was meinst du?“

„Darüber steht einiges hier in dem Buch. Was ich aber nicht verstehe, ist, warum man über Spanien in längst ver-

gangenen Zeiten schreiben muss, um für die Freiheit der Gedanken einzutreten.“

„Weil man auch damals, genau wie heute, nicht alles sagen durfte und sich deshalb etwas anderes überlegen musste.“

„Du behauptest doch, die Republik sei das richtige, hier könne man alles sagen.“

Wolf legte seine rechte Hand auf die Schulter seiner Frau.

„Man kann nie und nirgendwo alles sagen, was man politisch denkt.“

Köln, Spätherbst 1933

„Wie seht ihr denn aus?“

Wolf legte die Zeitung auf den Tisch, als er seine Frau hörte, stand aus dem Sessel auf und ging in den Flur, wo Sibylle gerade mit einer Hand den Hinterkopf Antons stützend, ihm mit der anderen Hand das blutrote Taschentuch entwand, das er sich auf Mund und Nase drückte. Karl, den er nur von hinten sah, weil er gerade die Wohnungstür schloss, war von oben bis unten mit Dreck beschmiert. Jetzt drehte Karl sich um, und auch er hatte ein blutunterlaufenes Auge und aufgesprungene, blutende Lippen. Antons Gesicht aber war so zerschlagen, dass Wolf einen Moment sprachlos war und nur wie durch einen Filter Sibylles Fragen hörte:

„Wo seid ihr gewesen, um Gottes Willen? Was habt ihr gemacht? Wie konnte das denn passieren?“

Aus Antons geschwelltem und blutendem Mund kam kein Wort, aber Karl antwortete:

„Wir waren im Kino.“

Wolf nahm Antons Arm und sagte zu seiner Frau:

„In meiner Arbeitstasche ist eine Flasche Jod, hol mir die.“

Dann zog er seinen Sohn in die Küche und drückte ihn dort auf einen Stuhl, während er Karl fragte:

„Und was ist dann passiert?“

Karl setzte sich ebenfalls auf einen Küchenstuhl und erwiderte:

„Wir haben uns mit ein paar Hitlerjungen geprügelt.“

Wolf, der dabei war, Antons Gesichtswunden näher zu betrachten, sagte wütend:

„Ich sagte euch, ihr sollt ihnen aus dem Weg gehen.“

Er nahm der hereinkommenden Sibylle die Jodflasche und ein paar Waschlappen aus den Händen und wandte

sich dann wieder Anton zu. Dessen Gesicht war so mit Blut und Dreck verschmiert, dass er nicht sofort mit Jod darangehen wollte.

„Hast du warmes Wasser?“

Sibylle ging zum Herd und füllte aus dem Wasserkessel die Spülschüssel, die sie vor Wolf und Anton auf den Tisch stellte.

„Und der“, Wolf wies auf Karl, „braucht kalte Umschläge im Gesicht.“

Während Sibylle sich um Karl kümmerte, säuberte Wolf vorsichtig das Gesicht des jüngeren und überzeugte sich, dass die Augen unverletzt waren. Dann begann er die Platzwunden vorsichtig mit Jod zu beträufeln. Anton weinte lautlos und drückte seine zitternden Hände an die Oberschenkel. Sibylle blickte immer wieder zu Antons Gesicht und fragte:

„Meinst du nicht, dass die Wunde über dem linken Auge genäht werden muss?“

„Ich weiß es nicht. Heute Nacht jedenfalls nicht mehr. Du kannst morgen früh mit ihm zum Doktor gehen. Zuerst einmal will ich jetzt wissen, was los war. Bring Anton ins Bett und schau mal nach den Mädchen.“

Sibylle blieb noch eine ganze Weile neben Antons Bett sitzen, schaute in das Gesicht ihres Sohnes und schüttelte immer wieder den Kopf. Er war das lebhafteste, das klügste und noch dazu das hübscheste ihrer vier Kinder und gleichzeitig das Kind, das sie am wenigsten liebte. Wie oft schon hatte sie das in der Beichte angesprochen und gefragt, woran es denn liegen könne, aber nie eine befriedigende Antwort erhalten. Gegenüber Wolf wagte sie nicht, dies einzugestehen, aber sie wusste, dass er es spürte, denn bei ihm war es gerade umgekehrt: Anton war sein ausgesprochener Liebling.

Während sie jetzt auf die jodbraune Platzwunde über Antons Auge starrte, fragte sie sich, warum Gott es den Menschen so schwer machte. Der Junge war nicht nur klug und gutaussehend, nein, er war auch der religiös Ernsthafteste. Er las nicht nur die Theaterstücke und Romane, die sein Vater für wichtig hielt, sondern auch die Bücher, die ihm der Pfarrer empfahl, und trotzdem war er Wolf so nah und ihr so fremd. Es war diese gottlose Bildung, mit der ihr Wolf die Kinder ab einem gewissen Alter entfremdete, dachte sie. Lesen war verpönt in der Eifel, für Frauen geradezu sündhaft. Alle Versuche, die Wolf in ihre Richtung unternahm, hatte sie bisher empört zurückgewiesen. Der Haushalt, die Sorge um die Kinder ließen ihr keine Zeit, behauptete sie. Aber in Wahrheit hatte sie Angst, ihn zu enttäuschen, vielleicht weniger zu verstehen als die eigenen Kinder – also verweigerte sie sich immer wieder. Einmal hatte sie es allein, selbstständig versucht und war kläglich gescheitert. Wolf erklärte ihr einige Passagen aus dem Buch über das Theater, aber sie verschloss sich wieder. Das Ganze war ihr peinlich und sie sagte Wolf irgendwann deutlich, er solle sie mit alledem in Ruhe lassen. Inzwischen hatte er es aufgegeben und begnügte sich mit ihrer Leidenschaft für das Schachspielen. Anton war mittlerweile eingeschlafen und Sibylle starrte immer noch auf sein Gesicht.

Währenddessen führte Wolf mit Karl ein Gespräch in der Küche, von dem er sich Klarheit erhoffte, aber der Sohn gab nur einsilbige und unzusammenhängende Antworten auf die Fragen des Vaters. Nach einer Weile wurde es Wolf zu viel und er erhob zum ersten Mal die Stimme: „Verdammt noch mal! Die Hitlerjungen sind über euch hergefallen, das sagtest du jetzt schon dreimal, aber doch wohl nicht aus heiterem Himmel – es muss doch irgendeinen Grund, irgendeinen Anlass gegeben haben?“

Karl senkte sein mittlerweile noch verschwolleneres Gesicht und antwortete leise:

„Es war, weil Toni beim Verlassen des Kinos einige laute Kommentare über den Film abgegeben hat.“

Wolf horchte auf:

„In welchem Film ward ihr denn?“

Karl hob den Kopf und antwortete:

„Hitlerjunge Quex.“

„Das hatte ich euch doch verboten!“

„Ja, du sagtest, wir sollen uns diesen Nazifilm nicht anschauen, aber ...“, er brach ab und senkte wieder den Kopf.

„Karl, sieh mich an, und sage mir, was du sagen wolltest. Kinder tun nicht immer das, was ihre Eltern von ihnen verlangen. Man nennt das Erwachsenwerden, aber ich will jetzt wissen, warum ihr in den Film gegangen seid.“

„Anton wollte den Film sehen. Vater, ich will die Schuld nicht auf ihn schieben, aber er wollte den Film unbedingt sehen, und ich war auch neugierig. Und da hatte er mich schnell überzeugt. Wir wollten uns einfach selbst ein Urteil bilden.“

Wolf blickte in die Augen seines ältesten Sohnes und wollte ihn zuerst nach dem Inhalt des Filmes fragen, entschied sich dann aber anders. Allein wegen des Titels hatte er den Jungen verboten, sich den Film anzusehen. Er selbst kannte ihn nicht.

„Geh jetzt ins Bett. In ein paar Tagen reden wir noch einmal darüber.“

Wolf blieb noch eine Weile allein am Küchentisch sitzen. Auch Sibylle war ins Bett gegangen. Sie hatte heute große Wäsche gehabt und war sicher zum Umfallen müde gewesen. ‚Ein Samstag im November 1933‘, dachte Wolf. Wohin würde das alles gehen? Er wusste es nicht, aber er

fürchtete sich. Dann schüttelte er kurz den Kopf, stand auf und goss das blutig gefärbte Wasser der Schüssel ins Spülbecken, trat ans Fenster und blickte in die vielen Stadtlichter, Straßenlaternen und erleuchteten Fenster. Was sollte denn Schlimmes passieren? Ein Weltkrieg lag hinter ihnen, eine Weltwirtschaftskrise, die Inflation – schlimmer konnte es nicht kommen. Aber das beklemmende Gefühl in seiner Brust blieb. Wieder schüttelte er den Kopf und dachte an die zerschundenen Gesichter seiner Söhne. Bewusst hatte er Karl nicht nach dem Film gefragt. Er musste ihn zuerst selbst gesehen haben. Erst dann würde er verstehen, was Anton so bewegt hatte und könnte dann mit beiden Jungen vernünftig reden.



Wolf sog die Bilder der Leinwand in sich auf. Der Apfelmund eines Jungen als Eingangsszene, eine Tat, für die das herbeiströmende Volk Verständnis zeigt.

Der kleine blondhaarige Heini steckt seiner Mutter, die mit Bügeln versucht, die Familie zu ernähren, Geld zu, das ihr danach der Vater wieder abpresst, um es zu vertrinken.

Dann werden sittenlose, verwahrloste Kommunisten gezeigt, rauchende Frauen, zum Alkohol verführte Kinder. Heini, der sich davon abgestoßen fühlt, sucht und findet eine Sommersonnwendfeier der Hitlerjugend, die er sehnsuchtsvoll und fasziniert beobachtet, und sieht auch am nächsten Morgen den disziplinierten und kameradschaftlichen Umgang der HJ und das Hissen der Hakenkreuzfahne.

Wolf erschrak, denn der Film war überzeugend gemacht, Heinis Vater nicht wirklich böse, seine Mutter

eine verzweifelte Arbeiterfrau, die ums Überleben kämpfte: Damit konnten sich Millionen Deutsche identifizieren.

Heini kommt nach Hause und erzählt seiner Mutter begeistert von der Hitlerjugend, was sein Vater im Nebenraum hört. Dann stehen sich Vater und Sohn gegenüber und unter Ohrfeigen, rechts und links, wieder und immer wieder, zwingt der Vater Heini, die Internationale zu singen. Der Junge kämpft dabei gegen das Schluchzen, während die Mutter weinend zusieht.

Bei dieser Szene umklammerte Wolf mit beiden Händen die Lehnen seines Sitzes und war versucht aufzuspringen und das Kino zu verlassen. Aber dann besann er sich und dachte an den Grund seines Kinobesuchs. Trotzdem nahm er den weiteren Handlungsverlauf nur noch durch einen Nebel von Abscheu wahr. Die Schlusszene aber absorbierte er mit allen Sinnen: Der kleine Heini, der inzwischen Mitglied der Hitlerjugend geworden ist, wird von den Kommunisten gejagt und ermordet. Den Mord selbst sieht man nicht, aber der Leichnam des Jungen wird von der HJ aus einem Gebäude herausgetragen, und selbst Wolf war von dieser Sequenz berührt. Er schloss die Augen und begriff zum ersten Mal wirklich, was Propaganda war. Und plötzlich verstand er auch, was die zerschundenen Gesichter seiner Söhne bedeutet hatten. Ohne einen weiteren Blick auf die Leinwand stand er auf und drängte sich an den Knien der anderen Kinobesucher vorbei, gelangte ins Freie und blickte auf die Kölner Ringstraße, voller Menschen an diesem Sonntag. Seine Augen glitten über die Jugendstilfassaden der gegenüber liegenden Häuser und ein Gefühl der Erleichterung übermannte ihn. Alles war so wie immer. Die Menschen waren dieselben und bei den nächsten Wahlen würde sich die Vernunft durchsetzen. Dieser Hitler war nur ein Zwischenspiel, es

würden bessere Zeiten kommen. Nein, er machte sich etwas vor. Es war schon zu spät. Seine Partei war die einzige gewesen, die sich dagegen gestemmt hatte, die anderen hatten zugestimmt. ‚Ermächtigungsgesetz‘, dachte er, ‚Ermächtigungsgesetz‘, warum taten die da oben nichts? Die, die etwas tun konnten, warum taten die nichts? Dann hörte er hinter sich Gesprächsfetzen der aus dem Kino strömenden Besucher, setzte seinen Hut auf und ging zur Straßenbahnhaltestelle.

Als er nach Hause kam, saßen die Kinder bereits am gedeckten Tisch, und Sibylle stellte eine Suppenterrine in die Mitte. Die Kelle reichte sie ihrer ältesten Tochter. Wolf setzte sich und schaute teilnahmslos zu, wie Franziska die Teller füllte. Das Geplauder der Kinder drang nicht in sein Bewusstsein, bis Ursula, seine jüngste, ihn direkt ansprach und unbefangen fragte:

„Wo warst du denn, Vater? Warum warst du nicht mit in der Kirche?“

„Ich war im Kino.“

Sibylle setzte sich in diesem Moment ebenfalls, sah auf ihre beiden Söhne, die bei der Antwort des Vaters beunruhigte Blicke wechselten, und sagte:

„Franziska, du bist heute dran.“

„Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast.“

„Amen“, ertönte es im Chor.

Wolf löffelte schweigend die Rindfleischsuppe und ließ auch alle das Hauptgericht in Ruhe verzehren, aber dann konnte er sich nicht mehr zurückhalten:

„Anton, wie ist es zu der Schlägerei am letzten Wochenende gekommen?“

Sibylle stand auf und sagte:

„Franziska, Ursula, ihr geht nach draußen.“

Franziska erwiderte:

„Ich will aber auch wissen, warum sich die Jungen geprügelt haben.“

„Raus!“, sagte Sibylle herrisch.

Wolf warf seiner Frau einen kurzen Blick zu, der wie so oft ausdrückte: ‚Sei nicht so hart zu den Mädchen‘, aber die beiden standen schon auf und verließen die Wohnküche, während Sibylle begann, den Tisch abzuräumen. Wolf sah Anton an, der einen kurzen Blick mit Karl wechselte und dann begann:

„Als wir das Kino verließen, gingen hinter uns ein paar Hitlerjungen, die über Dreckskommunisten, Pack und Volksverräter redeten. Ich sagte dann zu Karl, dass es eine Schande ist, wie das deutsche Industrieproletariat in diesem Film in den Dreck gezogen wird und dass mir jeder Kommunist lieber ist, als ein Nazi. Laut hab ich das gesagt – sie sollten es hören.“

„Und du, Karl?“

„Ich sagte ihm, dass er still sein soll. Aber da fielen sie schon über uns her.“

Wolfs Augen musterten Antons Gesicht, das gut heilte, aber immer noch in allen Regenbogenfarben strahlte. Die Platzwunde über dem linken Auge wirkte durch das verkrustete Blut nach wie vor beunruhigend.

Sibylle hatte den Tisch abgeräumt und setzte sich wieder hin. Sie sah Karl an und fragte:

„Was war denn so schlimm an dem Film?“

Während Karl noch nach Worten suchte, kam ihm Anton zuvor:

„Es gab eine Szene, Mutter, in der ein kleiner Arbeiterjunge, kaum älter als Franziska, von seinem Vater so lange geohrfeigt wird, bis er weinend die Internationale singt.“

Sein Blick schwenkte von Sibylle auf Wolf.

„Es war so, als ob sie dich beleidigt hätten“, Anton senkte den Blick und fügte hinzu, „Du arbeitest jeden Tag und findest trotzdem noch Zeit, mit uns ins Theater oder in die Oper zu gehen.“

Wolf sagte nichts, sondern sah seine Frau an, die seinen stolzen und zugleich gerührten Blick nur kurz erwiderte und dann aufstand:

„Ihr werdet uns mit eurem Sozialismus noch in Teufels Küche bringen.“

Dann begann sie, das Geschirr abzuwaschen.

Köln, Frühsommer 1936

„Herzlichen Glückwunsch zum Namenstag.“

Anton nahm seinem Vater das in buntes Papier gewickelte Päckchen aus der Hand und betrachtete es von allen Seiten. Die ganze Familie saß um den Tisch und beobachtete Anton. Selbst die kleine, nicht einmal einjährige Anna schaute von Franziskas Knien auf den Bruder, der immer noch das Päckchen hin und her bewegte.

„Ist das wirklich –?“

Wolf unterbrach ihn:

„Nun pack es aus, Toni, dann wirst du ja sehen.“

Anton riss das Geschenkpapier herunter und schaute strahlend auf das rote Buch in seinen Händen.

„Wirklich – der Baedeker Nordostdeutschland!“

Sibylle stand auf und begann den Apfelkuchen, der vor ihr auf dem Tisch stand, in gleich große Stücke zu schneiden und legte dann jedem eins auf den Teller. Anton blätterte in dem Reiseführer auf seinen Knien und sah hoch zu Wolf:

„Danke. Darf ich wirklich mit dem Fahrrad allein fahren?“

„Ja, das wolltest du doch. Warum hätten wir dir sonst den Reiseführer geschenkt.“

„Bitte, Vater, lass mich bis ins Memelland fahren, dort ist es doch nicht gefährlich.“

Sibylle sagte:

„Toni, fang nicht wieder damit an. Ich finde schon, dass Königsberg und Ostpreußen zu weit weg sind. Das reicht doch wohl.“

Wolf dachte, wie lange er gesucht hatte, um diesen Baedeker zu finden. In verschiedenen Antiquariaten im Stadtzentrum hatte er gestöbert und endlich diese gut erhalte-

ne Ausgabe gefunden. Der neueste Baedeker wäre viel zu teuer gewesen, den hätte er sich nicht leisten können. Er sah Anton an und sagte:

„Toni, dieses Reisehandbuch ist von 1914. Also vergiss bitte nicht, dass sich seitdem einiges geändert hat. Das Memelland kam nach Kriegsende zu Litauen und seit Hitler an der Macht ist, gibt es deswegen Spannungen. Mach also keinen Blödsinn.“

„Die Kurische Nehrung soll sehr schön sein, und ich bin dann schon so nah dran.“

Die kleine Anna, die auf Franziskas Schoß saß, haute in diesem Moment mit beiden Händen auf den Tisch und krächte dabei laut in Antons Richtung.

Wolf grinste Sibylle an:

„Anna ist auf Tonis Seite.“

Auch Sibylle schmunzelte in diesem Moment und erwiderte:

„Guck dir die beiden Gesichter an. Dann weißt du, warum.“

Wolf schaute tatsächlich zuerst in Antons grüne Augen und dann in Annas. Karl, Franziska und Ursula hatten braune Augen, wie ihre Eltern, nur Toni und Anna blickten mit diesen grün schimmernden großen Perlen in die Welt.

Sibylle sagte zu Franziska:

„Setz sie auf den Boden, sonst schlägt sie noch die Taschen kaputt.“

Franziska ließ Anna auf den Fußboden gleiten und wechselte lächelnd einen Blick mit Karl:

„Wohin reist unser Bruder wohl zuerst?“

Anton blickte von seinem Baedeker hoch:

„Zuerst mit der Eisenbahn nach Berlin, von da aus nach Dresden und dann erst einmal nur mit dem Fahrrad.“

Er schob sich ein Stück Kuchen in den Mund, rückte den Teller zur Seite und legte den Reiseführer vor sich auf den Tisch. Es war eine Karte aufgeschlagen, über die Anton nun mit dem Zeigefinger fuhr:

„Sieh mal, Vater, bis Frankfurt Oder fahre ich mit dem Fahrrad durch den Spreewald und die Lausitz. Dann steige ich in den Zug nach Königsberg und von dort aus radele ich durch ganz Ostpreußen.“

Er lächelte Wolf begeistert an, schaute wieder auf die Karte und fügte hinzu:

„Dann durch Litauen und Lettland bis nach Dorpat in Estland.“

„Toni, mach keinen Unsinn.“

Sibylle war wütend, aber Wolf legte seine Hand auf die ihre und sagte:

„Er ist minderjährig, man würde ihn gar nicht über die Grenze lassen.“

Karl betrachtete seinen jüngeren Bruder und fragte sich, woher dieser seinen Unternehmungsgeist nahm. Während Toni mit dem Fahrrad durch Ostpreußen fahren würde, musste er selbst, wie sein Vater, in der Fabrik arbeiten. Er wäre gar nicht auf solche Ideen gekommen, und wenn doch, so hätte er niemals gewagt, sie auszusprechen. Nur die Volksschule hatte er beendet, während Toni es mit Hilfe des Pfarrers auf die Realschule geschafft hatte. Er sah in die grünen, verträumten Augen und der Anflug von Neid schlug um in Bewunderung. Sein Bruder war mutiger, furchtloser, aber auch verletzlicher, was die anderen nicht wussten.

Karls Blick schweifte über die einzelnen Familienmitglieder und blieb auf der schweigsamen Ursula haften, die irgendwie immer zu kurz kam. Vor ein paar Tagen hatte sie ihm gesagt, sie wolle bei den deutschen Jungmädeln

eintreten, der Kinderorganisation des BDM. Er solle ihr helfen, die Eltern zu überreden. 1933 eingeschult, war sie diejenige der Familie, bei der die Ideologie der Nazis leider auf fruchtbaren Boden fiel. Karl schien es so, als ob die Eltern nichts davon bemerkten, die Schwester kaum wahrnahmen, aber sicher war er sich nicht. Er und Franziska hatten versucht, ihr die Jungmädel auszureden. Vergeblich, denn alle ihre Klassenkameradinnen gehörten dazu und sie fühlte sich mehr und mehr als Außenseiterin. Noch heute Morgen hatte sie ihn und Franziska gebeten, das Thema beim Nachmittagskaffee anzuschneiden. Karl sah nun, wie Ursula ihn fixierte und kurz auffordernd nickte, aber er schüttelte leicht den Kopf und suchte Franziskas Augen, die Ursula anstieß und dann wieder Toni zulächelte.

Anna war inzwischen um den ganzen Tisch herum gekrabbelt und bei Sibylles Stuhl angekommen. Sie zog das Kind hoch auf ihren Schoß und begann, es mit kleinen Apfelstücken zu füttern. Dann betrachtete sie der Reihe nach ihre anderen Kinder, die mit Wolf über Tonis Reise sprachen. Jedes hatte seinen eigenen Kopf, auf sehr verschiedene Weise. Sie fand Wolfs Erziehung viel zu wenig streng, viel zu nachsichtig. Jedem erlaubte er eine eigene Meinung, nur Ursulas Naziallüren wies er kompromisslos zurück – darin waren sie sich einig, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Gründen. Bei ihr selbst war es ihr strenger katholischer Glaube, bei Wolf die politische Überzeugung, die sie in ihrer Ablehnung des Nationalsozialismus einigte. Ursula war in dieser Hinsicht noch ein störrisches Kind, während Karl, Anton und Franziska den Argumenten des Vaters folgten. Diskussionen aber gab es bei jeder gemeinsamen Mahlzeit. Das waren keine fügsamen Eifler Bauernkinder, das waren Wolfs Kinder. Aber dann musste

Sibylle lächeln. Nun ja, auch sie war ausgebrochen. Ir-
gendetwas von ihr steckte bestimmt auch in ihnen.

Es war ein harmonischer, ein schöner Nachmittag. Der
letzte, den sie alle zusammen verlebten.



Sibylle betrat mit verweintem Gesicht und roten, verquol-
lenen Augen das Mietshaus, wenige Straßen entfernt von
dem ihren. Sie stieg die Treppen hinauf bis in die zweite Eta-
ge und klopfte an eine der Wohnungstüren. Ein alter, grau-
haariger Mann öffnete nach einer guten Weile und blickte
mit seinen braunen Augen überrascht in Sibylles Gesicht:

„Was ist los, Bylla?“

Sie brach erneut in Tränen aus und schob sich ungefragt
an ihm vorbei in den schmalen Flur der kleinen Zwei-
zimmerwohnung.

„Mach die Tür zu, Vater, die Nachbarn müssen das
nicht hören“, flüsterte sie weinend.

Der alte Mann drückte die Tür zu, fasste Sibylle leicht
am Oberarm, schob sie in die Wohnküche und sagte:

„Jetzt setz dich erst Mal. Was ist denn passiert? Ist was
mit Toni?“

Sibylle ließ sich auf einen der Stühle am Küchentisch
fallen und schluchzte hemmungslos.

„Beruhige dich und erzähl mir, was los ist.“

Auch der Alte setzte sich hin und schaute verwundert
und erschrocken auf seine Schwiegertochter, die gewöhn-
lich durch nichts aus der Fassung zu bringen war. Sibylle
zog ein Taschentuch aus der Kittelschürze und wischte
sich die Tränen ab. Sie setzte zum Sprechen an, wur-
de dann aber von einem neuen Weinkrampf überfallen.
Wolfs Vater verlor die Geduld:

„Was ist passiert, verdammt noch mal? Ich habe euch gleich gesagt, dass der Junge nicht alt genug ist für eine solche Reise.“

Sibylle schüttelte den Kopf und fasste sich.

„Nein, Toni ist nichts passiert. Wir haben eine Ansichtskarte von ihm bekommen, aus Dresden.“

Sie wischte sich erneut mit dem Taschentuch durchs Gesicht und sagte:

„Die Polizei war bei mir. Die Nazis haben Wolf eingesperrt.“

Der alte Mann sah sie entgeistert an.

„Wann?“

„Gestern. Sie kamen abends und sagten nur, Wolf sei wegen kommunistischer Umtriebe oder so ähnlich als Volksverräter verhaftet worden.“

Der alte Mann stützte die Ellbogen auf den Küchentisch, legte die Hände zusammen und drückte sie gegen die Stirn.

„Ich hab ihm immer gesagt, er soll die Politik lassen. Das ist nichts für die kleinen Leute. Wir sind denen da oben nicht gewachsen.“

„Vielleicht hättest du ihm das schon früher austreiben müssen. Was soll ich denn jetzt machen? Karls Verdienst reicht nicht für die ganze Familie.“

Ihr Schwiegervater senkte die Arme auf die Oberschenkel und nickte:

„Wenn Toni zurückkommt, wird er die Schule verlassen müssen und arbeiten gehen.“

Sibylle sah ihm in die Augen:

„Das wird Wolf nicht wollen und –“, sie zögerte einen Moment, „das will ich auch nicht.“

„Ach, jetzt willst du plötzlich auch, dass er die Realschule fertigmacht? Du warst doch immer dagegen?“

„Ja, aber du sagtest doch eben selbst, dass die kleinen Leute denen da oben nicht gewachsen sind. Toni ist anders. Der ist fähig, mehr zu erreichen. Mit dem können sie das später nicht mehr machen.“

Ihr Schwiegervater sah sie zuerst schweigend an und murmelte nach einer Weile:

„Seid ihr euch am Ende dann doch mal einig.“

Sie erwiderte fest seinen Blick:

„Hilf uns, Vater.“

Er blickte sich um in seiner kleinen Wohnung und sie spürte, wie er mit sich kämpfte. Nach einigen tiefen Atemzügen stützte er die Hände auf den Tisch, stand auf und sagte:

„Ich mache uns erst Mal einen Kaffee.“

Sibylle sprang auf:

„Setz dich wieder hin, ich mache das.“

Während sie das Wasser aufsetzte und den Kaffee in die Kanne löffelte, sah Wolfs Vater über den Tisch aus dem Fenster, wo sein Blick sich an der Krone einer dicht belaubten Birke festsog. Als Sibylle den Kaffee eingoss, sagte er:

„Ich werde die Wohnung kündigen und zu euch ziehen. Viel Rente habe ich nicht, sie kann Wolfs Verdienst nicht ersetzen. Aber wenn wir sparsam sind, wird es reichen.“

Sibylle begann erneut zu weinen.

„Vater, es tut mir leid.“

„Lass mal, es kommen auch wieder bessere Zeiten.“

Er wollte in diesem Augenblick glauben, was er da sagte. Sibylle sah ihn dankbar an, glaubte es aber ebenfalls nicht.

Finnisches Karelien, Frühjahr/Sommer 1940

Sonntag, 17. März 1940

Seit Tagen denke ich darüber nach, wie ich diesen Frieden bewerten soll, was er für Finnland bedeutet, was er für mich bedeutet.

Letzten Montag wurde in der Zeitung berichtet, dass eine finnische Delegation nach Moskau gereist sei, um sich die sowjetischen Bedingungen für einen Friedensschluss anzuhören. Jetzt wissen wir, dass die finnische Regierung sie akzeptierte, sie akzeptieren musste: große Gebietsabtretungen, darunter die Karelische Landenge einschließlich Wyborgs, dieser wunderschönen Stadt mit ihrer mittelalterlichen Festung. Eine halbe Million Karelrier verliert ihre Heimat, einer davon bin ich. Mein Papierwerk liegt nun in der Sowjetunion. Alles habe ich verloren, außer vielleicht Lahja, das ist meine Hoffnung.

Aber Finnland hat zum Glück nicht alles verloren. Es hat der Welt gezeigt, dass es sich verteidigen kann. Erst mit dem ruhigen Nachdenken der letzten Tage begreife ich, was wir geleistet haben. Die Sowjetunion vermochte es nicht, Finnland zu besetzen, Helsinki einzunehmen, ja nicht einmal Wyborg konnten sie erobern! Ein Finne wird es den Russen übergeben. Wir hielten stand und verteidigten unsere Unabhängigkeit, obwohl uns niemand geholfen hat, wir ganz und gar auf uns gestellt waren. Schweden half uns nicht. Was nützte uns der Literatur-nobelpreis, den sie Sillanpää verliehen haben? Deutschland lieferte uns den Sowjets aus, genauso wie es vorher die baltischen Staaten und Polen den Sowjets ausgeliefert hat, und sowohl England als auch Frankreich sahen nicht nur tatenlos zu, sondern hofften insgeheim, dass die Rote Armee ganz Finnland einnimmt und damit ein Krieg

zwischen Deutschland und der Sowjetunion provoziert wird. Letzteres möge uns der Himmel auch in Zukunft ersparen.

Donnerstag, 11. Juli 1940

Lahja hat endlich geschrieben und den Brief an Hiljas Schwester in Helsinki geschickt. Sie weiß ja, dass wir der Heimat beraubt sind. Man behelligte sie nicht während des Winterkrieges und dick unterstrichen war der Satz, dass Iwan nicht eingezogen wurde und folglich nicht gegen die Finnen kämpfen musste.

Jetzt sitze ich hier oben in der Nähe von Kuhmo, um dabei zu helfen, eine neue Papierfabrik aufzubauen. Sägewerke gibt es genug in der Umgebung. Mein neues Haus ist geräumig, liegt direkt an einem See, und die Bibliothek ist fertig eingerichtet, heller und größer als im alten Haus. Sie wird Lahja gefallen, wenn sie mich irgendwann besuchen kommt. Auch das hier ist ein Stück Karelien, und ich werde mich mit der Zeit eingewöhnen. Der alte Arvo, dieser Dickschädel, er hätte doch mitkommen sollen. Wenn das Werk aufgebaut ist, werde ich wieder auf die Jagd gehen. Ich lese noch einmal Turgenjews „Aufzeichnungen eines Jägers“ und frage mich manchmal, was dieser Mann zu Deutschland sagen würde, zur Sowjetunion, zu all dem Wahnsinn. Damals fanden Kriege nur an weit entfernten Fronten statt. Man konnte jagen gehen und die Menschen, auf die man traf, beobachten und beschreiben.

In der Gewissheit, dass es Lahja gut geht, kann ich nun wieder bis spät in die Nacht draußen sitzen, den See oder die Wolkenformationen beobachten und mich am Licht der Mitternachtssonne freuen. Die Mückenplage hat noch nicht eingesetzt. In den Wäldern soll es nicht nur Wölfe sondern auch Bären geben. Spuren fand ich allerdings noch keine.

Ukraine, Sommer 1941

Iwans Einheit lag nicht weit von Kiew, das von den deutschen Truppen der Heeresgruppe Mitte eingeschlossen war, und er erhielt den Befehl, den Vormarsch des Feindes an dieser Stelle um jeden Preis aufzuhalten. Seit Tagen hatte er nicht geschlafen und fühlte sich in dieser Nacht so müde, dass ihn manchmal leichte Wahnvorstellungen überkamen. Im Mondlicht auf die deutschen Stellungen starrend glaubte er immer wieder, vorwärts kriechende Soldaten zu sehen, in denen er dann Vögel erkannte, Krähen oder, häufiger noch, nicht existierende Schattenbilder seiner Phantasie.

Am Ende der Nacht schloss er die Augen und versuchte, sich Kindheitserinnerungen ins Gedächtnis zu rufen, dem Krieg für ein paar Minuten zu entfliehen. Der erste Besuch im Russischen Museum in Leningrad an der Seite seines Großvaters kam ihm in den Sinn – Geschenk zu seinem zehnten Geburtstag. Voller Ehrfurcht hatte er die altrussischen Ikonen der Zarenzeit betrachtet, die ihm der Großvater als religiöse Schwärmereien einer reaktionären Zeit erklärt hatte, aber in jenem Ton, den alle Kinder seiner Generation kannten, im Ton einstudierter politischer Programmatik. Iwan wusste, dass er ihm nicht sagte, was er wirklich über diese Kunst dachte, denn er hatte die Großeltern einmal heimlich beobachtet, wie sie vor einer Ikone beteten. Es gab zwei Welten: Die geheime Welt der Familie und die Welt draußen – die Welt der Partei, und das Bewusstsein um diese beiden Welten und das Verschweigen dieses Bewusstseins waren ihm so selbstverständlich wie das Atmen, er bemerkte es nicht einmal.

Iwan öffnete kurz die Augen und versuchte noch einmal, den Feind in der Dunkelheit auszumachen, aber

müde flüchtete er sogleich wieder in seine Erinnerung, die ihn so wohlighing einfieng und gleichzeitig hinderte einzuschlafen. Der Großvater hatte ihm die Peredwischniki erklärt, die Wanderer, eine Generation realistischer Maler der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Sie hatten sich den strengen thematischen und Formvorgaben der Akademie widersetzt und brachten die zeitgenössische Wirklichkeit auf die Leinwand, besonders eindrucksvoll und beispielhaft zu sehen in Ilja Repins „Wolgotreidlern“. Die schwer arbeitenden Männer auf diesem Bild hatten alle individuelle Gesichter und Charaktere, die Repin in jahrelanger Arbeit in Skizzen und Einzelstudien vorbereitet hatte. Woher der Name Peredwischniki komme, fragte er damals den Großvater. Sie hätten ihre Bilder erstmalig auf Wanderausstellungen in ganz Russland gezeigt und nicht nur in St. Petersburg und Moskau, deshalb der Name Peredwischniki, Wanderer. Iwan hatte sämtliche Bilder der Wanderausstellungen betrachtet, in ausdrucksstarke weibliche und männliche Gesichter des zaristischen Russlands geblickt und er bestaunte die Wirklichkeitsnähe der Landschaftsbilder, der russischen Wälder. Plötzlich hatte er überrascht den neben einem Landschaftsgemälde angebrachten Namen gesehen: Iwan Iwanowitsch Schischkin. Unsicher lächelnd hatte er seinen Großvater angeschaut.

„Wir tragen den gleichen Namen wie dieser große Künstler, aber wir sind nicht mit ihm verwandt. Ich nannte meinen Sohn, deinen Vater, Iwan und wünschte mir, dass auch er seinen Sohn Iwan nennen würde. Du trägst den Namen eines der größten russischen Maler, Junge, und ich kam heute mit dir hierher, damit du dir bewusst wirst, was du leisten musst, um diesen Namen zu verdienen.“

Iwan hatte die Baumrinden der Stämme, die einzelnen Grashalme, die in den Wald eindringenden Sonnenstrah-

len, die Schatten betrachtet und dann die gesamten Lichtverhältnisse auf sich wirken lassen. Der Großvater hatte den Enkel angesehen und erkannt, dass dieser die Kunst des Malers begriff. Aber dann hatte er bemerkt, wie sich Iwans Augenausdruck veränderte, Verständnis und Bewunderung umgeschlagen waren in Abwehr. Der Junge betrachtete das Bild noch einen kurzen Moment, drehte sich plötzlich um und lief aus dem Museumssaal.

Iwan öffnete erneut die Augen, nahm mit der einen Hand die Uniformmütze ab und fuhr sich mit der anderen Hand zuerst über das Gesicht und dann durch die Haare, setzte die Mütze wieder auf und fragte sich, ob er nicht auch jetzt einfach davonlaufen könnte. Nicht nach Westen, nein, nicht zum Feind. Nach Nordosten, immer weiter, in die unendliche Weite der Sowjetunion, bis nach Zentralasien, zu den Motiven Wereschtschagins, die ihm damals bei seinen ersten Museumsbesuchen in Leningrad und Moskau jenes Fernweh verursacht hatten, von dem Kinder in diesem Alter heimgesucht werden, überall in der Welt.

Er lief nicht davon.

Als die Deutschen im Morgengrauen tatsächlich versuchten, aus ihren Stellungen vorzurücken, gelang es seiner Einheit, dies für eine oder anderthalb Stunden durch Artilleriefeuer zu verhindern. Iwan gab Befehle, er versuchte, seine ebenfalls müden Soldaten anzuspornen, fühlte selbst unter der Verantwortung keine Müdigkeit mehr. Aber die Wahnvorstellungen kamen immer wieder zurück, wenn auch nur sekundenlang. Er sah Feinde, wo sich nur Grashügel befanden, Vögel, die sich als deutsche Soldaten entpuppten, und er fühlte Geschützfeuer, die nichts weiter waren als das Aufbäumen seiner hungrigen Gedärme. In seine Manteltasche greifend zog er eine Feld-

flasche heraus, schraubte sie auf und nahm einen großen Schluck Wodka. Der Alkohol schien sofort Eingang in die Blutbahnen seiner Arme und Beine zu finden. Vor allem aber wirkte er auf seine Geistesverfassung, sein Denken klärte sich.

Er sah, dass man den Feind zwar aufhielt, ihm aber keinen wirklichen Schaden zufügte. Dann bemerkte er, dass sich dessen Flanken doch langsam auf die russische Stellung zubewegten – sehr langsam, aber sie rückten näher. Als er noch überlegte, was er mit seinen wenigen Männern tun könnte, kam Verstärkung, mehrere Infanterieeinheiten. Und er sah, dass der Befehlshaber ein diensthöherer Offizier war. Erleichtert konnte er sein Kommando abgeben.

Der Oberst befahl, Reihen zu bilden, um die deutsche Stellung im Laufschrift einzunehmen. Iwan hörte, wie der Offizier anordnete, fünf Reihen aufstellen zu lassen, jede einzelne aus mehreren Dutzend Männern bestehend. Was hatte der Mann vor? War er wahnsinnig? Die Soldaten sahen sich gegenseitig fragend an, wurden unruhig, einige murrten. Der Oberst ließ in ihrem Rücken zwei Maschinengewehre postieren. Wer sich den Befehlen widersetzte, würde erschossen werden, erschossen von den eigenen Kameraden. Die Männer stellten sich auf, einige kaltblütig und starren Blicks, die meisten aber mit panischer Angst in den Augen, der ein oder andere mit zitternden Knien. Dann ertönte der Befehl zum Vormarsch und Iwan beobachtete, bewegungslos mit dem Rücken an eine alte Birke gelehnt, den unwirklichen Ablauf der Bilder, die sich jetzt vor ihm abspielten. Die erste Reihe erhob sich aus dem Gras und stürmte mit lauten „Urrä!“-Rufen und aufgepflanzten Bajonetten nach vorn. Die Deutschen ließen sie etwa hundert Meter laufen, dann

setzte das Maschinengewehrfeuer ein. Der russische Offizier gab der zweiten Reihe den Befehl zum Vormarsch, die noch keine zwanzig Meter geschafft hatte, als die erste Reihe bereits komplett niedergemäht war. Der zweiten Formation erging es, als sie die Leichen ihrer Kameraden erreichte, nicht anders. Iwan sah Reihe um Reihe in den sicheren Tod laufen.

Während die deutschen Maschinengewehre ratterten, glaubte Iwan einen Traum zu durchleben, unwirklich, unbegreiflich, aber dann, wenn die Waffen schwiegen, sah und hörte man das Sterben – mehr noch: Man spürte es. Er umfasste mit den Händen seinen Nacken und war einen Moment versucht, erneut nach seiner Feldflasche zu greifen, fühlte stattdessen jedoch den Schmerz und die Verzweiflung derer, die nicht sofort tödlich getroffen wurden. Vor der vierten Formation von Rotarmisten türmte sich nach den hundert entsetzlichen Metern ein Leichenberg von Kameraden, den sie zu überklettern versuchten. Dabei traten sie auch auf blutende, stöhnende und schreiende Schwerverletzte, aber sie erreichten die deutsche Stellung ebenso wenig, sondern starben in den Maschinengewehrsalven der Feinde.

Plötzlich vernahm Iwan hinter sich ein schnell lauter werdendes, donnerndes Rollen und die Birke an seinem Rücken zitterte. Selbst die Bäume schienen von Grauen erfüllt. Er drehte sich um und sah Panzer herankommen. Der Oberst blickte auf die Uhr und befahl abzubrechen. An die Unteroffiziere gewandt sagte er:

„Wir mussten Zeit gewinnen, damit sich die Panzerkolonne in unserem Rücken formieren konnte.“

Das war nun geschehen. ‚Mehrere hundert toter Männer, damit Zeit war, Panzer auffahren zu lassen‘, dachte Iwan und betrachtete einige der Soldaten, die als nächstes an der

Reihe gewesen wären. Er bemerkte in den Augen Panik, Entsetzen, in manchen aber auch eine Stumpfheit, wie er sie selbst erlebte und die fast noch mehr erschreckte.

Aus seiner Einheit hatten nur sechs Männer überlebt, denen er abends zusah, wie sie sich die Stiefel auszogen und sich die Lappen von den Füßen wickelten. Er klopfte einem nach dem anderen in einem Zustand erschöpfter Verzweiflung auf die Schulter und sagte:

„Ein paar Stunden Schlaf, dann geht es wieder los, Genossen.“

Er selbst durchwachte eine weitere Nacht, in der er keine Gemälde mehr sah, sondern immer nur diesen langsam sich auftürmenden Leichenberg.

Leningrad, Frühherbst 1960

„Die Faschisten sahen Untermenschen in uns, Genosse Schischkin. Ich weiß nicht, wie viele Millionen russischer Soldaten im Großen Vaterländischen Krieg gestorben sind, aber wir haben diesen Krieg gewonnen. Er *musste* gewonnen werden.“

Iwan schwieg und schaute auf die zwischen ihm und Wereschtschagin liegende Akte auf dem Schreibtisch, fragte sich, wie der Oberst privat, abseits von seiner Geheimdienstfunktion, über die russischen Opfer des Zweiten Weltkrieges dachte, über all die sinnlosen Opfer. Oder hatten sie am Ende doch einen Sinn? Er wusste es nicht. Er glaubte es nicht einmal.

„Genosse Wereschtschagin, auch ich weiß nicht, wie viele russische Soldaten im Großen Vaterländischen Krieg ihr Leben verloren, aber die Verrohung, die unsere Kriegsführung bei den Überlebenden auslöste, habe ich mit eigenen Augen gesehen.“

Nun hatte er doch gegen das eherne Gesetz der Stalinzeit verstoßen, Dinge nicht beim Namen zu nennen, und er erschrak vor sich selbst, wandte den Blick wieder zum Fenster, wo ihn immer noch der blaue Himmel eines sonnigen russischen Herbsttages grüßte.

„Wir mussten diesen Krieg gegen die Faschisten beinahe bis zum Schluss allein führen, Genosse Schischkin. Unsere Alliierten“, Wereschtschagins Ton war so abfällig, dass Iwan ihm die Augen ruckartig zuwandte, „unsere westlichen Alliierten eröffneten die seit Jahren versprochene zweite Front, wie Sie wissen, erst im Sommer 1944.“

Iwan nickte. Wereschtschagin atmete tief ein und fügte dann nur noch hinzu:

„Die Opfer, die die Völker der Sowjetunion brachten, um den Faschismus zu besiegen, werden hier in der Sowjetunion betrauert und sonst nirgendwo auf der Welt.“

Iwan nickte wieder, denn er wusste, dass Wereschtschagin Recht hatte, aber er wusste auch um die Verbrechen der Roten Armee und die Verbrechen Stalins. Und wie immer in diesen Situationen des verzweifelten Abwägens drängten sich literarische Phantasmen in sein Gehirn: Taras Bulba im Gespräch mit einem Juden und das Gefühl, beide schützen zu wollen – den einen vor seinem blinden Wahn und den anderen vor Gogol selbst. Dann sah er den verrückten und verzweifelten Raskolnikow vor sich und lachte leise und sarkastisch in sich hinein. Der hatte nur zwei Frauen umgebracht, zwei – mein Gott. Eine Erörterung von fast tausend Seiten über zwei ermordete Frauen.

„Genosse Oberst, Ihr berühmter Namensvetter war der erste russische Maler, der den Krieg so schonungslos für den Betrachter auf die Leinwand brachte, wie er war. Aber es handelte sich um Kriege des neunzehnten Jahrhunderts. Kriege, die noch weit entfernt waren von den unvorstellbaren Szenarien des zwanzigsten Jahrhunderts. Ja, dieser Krieg musste gewonnen werden und vielleicht auch wirklich um jeden Preis, aber hätte man den Menschen ihre Opfer, ihre wirklich unbeschreiblichen Opfer, nicht irgendwie entlohnen müssen?“

Der KGB-Offizier blieb ruhig und sah Iwan direkt in die Augen:

„Sie bezweifeln also die Entscheidungen der Partei und des Zentralkomitees zum Wohle der Sowjetunion?“

Iwan erwiderte vollkommen emotionslos:

„Ich bezweifle gar nichts, Genosse Oberst, sondern ich weiß, genauso wie Sie und jeder andere intelligente

Mensch in diesem Land, dass man es hätte anders, dass man es hätte besser machen können.“

Wereschtschagin erwiderte ebenso ruhig, allerdings mit leicht gereiztem und lauerndem Unterton:

„Die Änderungen unter dem Genossen Cruschtschow stützen Ihre Argumente, aber Ihre Zweifel, Genosse Schischkin, scheinen mir weiter zu gehen.“

Iwan sah in die Augen Wereschtschagins und die Angst kehrte zurück. Sie sprachen hier über den Großen Vaterländischen Krieg, aber er wusste noch immer nicht, warum er eigentlich hier war. Er wagte nicht, noch einmal danach zu fragen, sondern antwortete nun resignierend:

„Nein, meine Zweifel gehen nicht weiter, überhaupt nicht. Ich teile völlig die Linie der Partei und die Korrekturen nach 1953.“

Der KGB-Oberst war zufriedengestellt vom Erfolg seiner Einschüchterungstaktik und fragte nun:

„Was dachten Sie, Genosse Schischkin, über den Krieg der Roten Armee gegen Finnland?“

Iwan sah Wereschtschagin an und fragte sich, ob dieser Mann ihn zum Narren hielt.

Finnisches Karelrien, Fortsetzungskrieg

Sonntag, 22. Juni 1941

Heute Morgen marschierten deutsche Truppen in die Sowjetunion ein. Ganz tief in mir bohrt genauso ein Verrückter, wie ich sie so zahlreich um mich herum habe, und dieser Verrückte flüstert mir leise und verführerisch zu, dass ich bald zurück nach Hause kann, dass wir mit Hilfe der Deutschen die verlorenen Gebiete zurückerobert werden. Schon seit Wochen landen deutsche Truppen in Helsinki, man scheint sich den Überfall auf die Sowjetunion also wohlüberlegt zu haben. Natürlich höre ich auch Radio Moskau, so wie Lahja und wahrscheinlich Millionen andere Bürger der Sowjetunion. Hoffentlich marschiert die Wehrmacht nicht geradewegs auf Leningrad.

Mein Denken und Fühlen ist völlig zerrissen. Ich möchte zurück nach Hause, was ohne deutsche Hilfe unmöglich ist. Aber was geschieht mit Lahja, wenn die Wehrmacht Leningrad erobert? Ein Jahr, mehr als ein Jahr Ruhe hatten wir nach dem Winterkrieg, und ich lebte in der Illusion, es sei schon zu Ende. Dabei scheint der Wahnsinn erst jetzt richtig loszugehen. Möge Gott Lahja schützen, alles andere ist mir gleich.

Mittwoch, 25. Juni 1941

Sowjetische Flugzeuge bombardierten heute Helsinki, und eben wurde im Radio gemeldet, dass wir offiziell im Krieg sind.

Weihnachten 1941

Wir konnten nicht nur die Karelische Landenge und damit Wyborg zurückerobert, sondern auch Ostkarelrien,

das Mannerheim beharrlich Fernkarelien nennt. Petrosawodsk wurde am 2. Oktober eingenommen. Die Rote Armee zog sich über den zugefrorenen Onegasee zurück. Zur Belohnung erklärten uns die Engländer an unserem Nationalfeiertag den Krieg. Großfinnland ist Wirklichkeit geworden und gleichzeitig wird Leningrad belagert, von der Wehrmacht, aber im Osten auch von finnischen Truppen. Was mag in der Stadt los sein? Man hört schreckliche Dinge, aber richtige Nachrichten gibt es keine. Ob Lahja noch in Leningrad ist? Ob sie zu denen gehört, die noch hinaus kamen? Die Ungewissheit wird mir manchmal unerträglich. An Iwan denke ich selten und wenn, dann frage ich mich nur, ob auch er sich um Lahja sorgt, wenn er überhaupt noch lebt. Die Wehrmacht schob sich einer Walze gleich bis Leningrad und Moskau vor. Im finnischen Radio wird von enormen Verlusten der Roten Armee gesprochen, aber wer vermag in Kriegszeiten Wirklichkeit und Propaganda zu trennen, Wahrheit und Lüge? Die besten Auskünfte könnten die Erschossenen, die Verbluteten, die Verhungerten, die Erfrorenen, die Abgeschlachteten geben, aber die sagen nie mehr etwas.

Abends lese ich jetzt manchmal im Kalewala-Epos, wissend, dass unsere Soldaten das Gebiet besetzt haben, in dem Lönnot den Stoff zusammentrug. Schon als Hilja noch lebte, wollten wir uns diese Landschaften ansehen, verschoben es aber immer wieder. Wir liebten und idealisierten das russische Karelien, träumten von einem unberührten Flecken Erde, wo noch immer Lieder und Balladen die Ursprünge der Finnen bezeugen.

Ein junger Mann aus dem Dorf, der über Weihnachten drei Tage Fronturlaub hat, sagte mir gestern, dass er etwas Elenderes und Ärmeres noch nicht gesehen habe als die Geburtsgegend unseres Nationalepos. Seinen Eltern

verbot er, falls er fällt, die immer häufiger werdende Todesanzeige zu veröffentlichen: „Gefallen im Kampf für die Freiheit Ostkareliens und das Erstehen Großfinnlands.“ Vielleicht sind die jungen Leute zu streng. Antisowjetisch und auch antirussisch erzogen, wissen sie viel zu wenig über das kulturelle Erbe jenseits der Grenze.

Köln, Sommer 1943

Die aufheulenden Sirenen rissen Sibylle aus dem Schlaf. Fliegeralarm. Sie stand sofort auf, zog sich eine Kittelschürze über das Nachthemd und sah in die schreckgeweiteten Augen ihrer erwachenden Töchter.

„Zieht schnell etwas über. Ursula, nimm Anna an die Hand. Franziska, du trägst den Koffer. Ich komme mit Opa und Toni gleich nach.“

Sie wartete noch einen Moment, bis sie sicher war, dass die Mädchen sich auch wirklich schnell in Bewegung setzten, dann öffnete sie die Tür zum Nebenzimmer, wo ihr Sohn auf den noch im Bett liegenden Großvater einredete. Sie packte Anton an der Schulter und wies auf einen am Schrank hängenden Kleiderbügel:

„Nimm deine Uniform und geh schon mit den Mädchen. Ich mache das hier.“

Anton griff nach der Uniform und verließ das Zimmer, während Sibylle in das Gesicht des alten Mannes blickte, der noch immer keine Anstalten machte, aus dem Bett aufzustehen.

„Vater, wir müssen in den Keller, es ist Fliegeralarm!“

„Ich bleibe hier, das ist jetzt schon das dritte Mal in dieser Woche. Unser Haus wird schon nicht getroffen werden.“

Sie schaute flehend in die dunkelbraunen Augen ihres Schwiegervaters und versuchte es noch einmal eindringlicher:

„Doch, Vater, irgendwann treffen sie auch dieses Haus. Die halbe Straße ist schon ausgebombt, bitte!“

„Geh, Sibylle, geh zu den Kindern, und lass mich hier. Ich bin zu alt, um jede zweite Nacht die ganzen Treppen runter und wieder rauf zu laufen.“

Sibylle wusste, dass sie keine Zeit mehr hatte, und ließ ihren Schwiegervater widerwillig in der Dachwohnung zurück. Im Treppenhaus hörte sie schon das Dröhnen der herankommenden Bomber und lief mit weichen Knien die restlichen Stufen hinunter.

Im Keller hockten die Bewohner aus acht Wohnungen, im Wesentlichen Frauen und Kinder, dazwischen ein paar alte Männer. Anton hatte inzwischen seine Uniform angezogen und saß zwischen Franziska und Ursula auf dem nackten Steinboden des Kellers, die kleine Anna mit beiden Armen umschlungen haltend. Sibylle kauerte sich ebenfalls hin und nahm ihrem Sohn das zitternde und weinende Kind ab. Dann lauschten alle schweigend dem Dröhnen der Flugzeuge, dem Rauschen der Abwürfe, den einschlagenden Bomben und fühlten die Erde beben. Diesmal dauerte es länger als sonst, wollte kein Ende nehmen, jedenfalls kam es Sibylle so vor. Sie schaute ihre älteren Kinder der Reihe nach an. Ursula und Franziska hatten die Augen geschlossen und hielten sich mit den Händen die Ohren zu, Anton dagegen erwiderte ihren Blick mit leeren Augen. Vor den Knien umklammerte er mit beiden Händen seine Uniformmütze, ein graugrünes Schiffchen. Plötzlich wurde der gesamte Kellerraum erschüttert. Der Boden bewegte sich und es rieselte von der Decke. Schreie, Franziska klammerte sich an Anton und dieser an Ursula, Anna noch fester als zuvor an ihre Mutter, die einen warmen, feuchten Strom in ihren Schoß fließen fühlte: Die Kleine machte sich in die Hose.

Danach wurde es von Minute zu Minute ruhiger, bis zur Entwarnung. Sibylle trug Anna, die am ganzen Leib zitterte und hemmungslos schluchzte. Sie stiegen die Treppen hinauf, zu ihrer Wohnung im obersten Stock-

werk. Anton öffnete die Tür, und trat, mit einem Schrei zurückweichend, seiner Mutter auf die Füße.

„Was ist los, Toni?“

„Das Dach ist weg!“, aber da sah sie es schon selbst.

Sie drückte ihrem Sohn Anna in die Arme und stürzte ins hintere Schlafzimmer. Dort lag ihr Schwiegervater scheinbar unversehrt im Bett und blickte mit starren Augen in den Nachthimmel über Köln. Sibylle sah sich verwundert im Zimmer um, denn es lagen keine Trümmer herum. Ein Teil des Daches schien einfach nach außen weggefegt worden zu sein. Ihr Blick ging zurück auf den alten Mann.

„Vater?“

Der Bombenangriff hatte ihm keine sichtbaren Verletzungen zugefügt, aber er war tot – an einem Herzschlag gestorben. Sibylle bekreuzigte sich, drückte dem alten Mann die Augen zu und schlug dann die Hände vors Gesicht. Was sollte sie jetzt tun? Als sie das Weinen der Kinder hinter sich hörte, nahm sie die Hände herunter und sagte gefasst:

„Lasst uns ein Vaterunser beten.“

Danach saß sie unter freiem Himmel, hörte draußen die verzweifelten Stimmen, die Löschfahrzeuge, blickte in die fragenden Augen ihrer Kinder. Wo sollten sie nun hin? In die Eifel? Nein, ihren beiden Schwestern wollte sie nicht ausgeliefert sein. Sie fürchtete die Schadenfreude, den Triumph darüber, wie sehr ihr Lebensentwurf aus deren Sicht gescheitert war. Als einzige hatte sie das Eifeldorf verlassen und jetzt saß sie hier, obdachlos und hilflos. Im Frühjahr war sie das letzte Mal dort gewesen, hatte mitangesehen, wie ihre Schwester die Polenmädchen, die Fremdarbeiterinnen, schlug. Es war zum Streit gekommen. Dorthin konnte und wollte sie nicht, aber vielleicht

die Kinder? Nein, sie würde sich nicht auch noch von den Mädchen trennen und sie der Wohltätigkeit der Familie ausliefern.

Während die Kinder noch ein paar Stunden schliefen, sorgte Sibylle dafür, dass der Leichnam ihres Schwiegervaters abtransportiert wurde, saß in einem Sessel und grübelte darüber nach, was nun werden sollte.

Am nächsten Tag musste Anton zu seiner Einheit, genau wie Karl, war auch er nun Soldat.

„Jetzt, wo wir ausgebombt sind, könnt ihr nicht mehr länger hierbleiben.“

Sibylle nickte. Sie betrachtete ihren Sohn, die halbhohe Knobelbecher, die grau-grüne Uniform, den grauen, maschinengestickten Wehrmachtadler über der rechten Brusttasche, die Leiste mit den fünf glänzenden Knöpfen, und dann den Heeresadler auf der Gürtelschnalle, der die Inschrift „Gott mit uns“ trug. Auf diese Inschrift starrte sie sekundenlang und schüttelte ungläubig den Kopf. Sie umarmte ihn, rückte ihm das völlig zerknautschte Schiffchen auf dem Kopf zurecht und flüsterte weinend:

„Wir werden uns zur Evakuierung melden. Pass auf dich auf, Toni.“

Sie zog eine kleine Silberkette mit Anhänger aus der Tasche ihrer Schürze und reichte sie Anton. Er legte den Anhänger auf seine linke Handfläche und murmelte lächelnd:

„Der heilige Christophorus.“

Anton öffnete die linke Brusttasche seiner Uniformbluse und ließ das Kettchen mit dem Schutzheiligen hineingleiten. Dann sah Sibylle ihm nach, hätte ihn am liebsten festgehalten, konnte ihm aber nur noch eine Weile mit den Augen folgen, bevor er sich noch einmal kurz umdrehte und dann zwischen den Trümmern verschwand.

Würden sie wiederkommen – Wolf, Karl und Toni? Wer von ihrer Familie würde diesen Krieg überleben?

Finnisches Lappland, Herbst 1944

Er fühlte einen schweren Schlag gegen die Brust, ein unerträgliches Brennen in seinem Inneren, dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Als Anton wieder aufwachte, hörte er nur Finnisch um sich herum, wusste nicht, wo er war, brauchte lange, bis er die Augen öffnen konnte. Dann fühlte er quälenden Durst und stieß mühsam mehrere Male das Wort „Wasser“ hervor. Eine Krankenschwester flößte ihm Wasser ein, verschwand und kam kurz darauf mit einem Arzt zurück. Der legte Anton die Hand auf die Schulter, blickte in die fiebrig glänzenden grünen Augen und murmelte auf Finnisch:

„Junge, jetzt hast du dir kurz vor dem Ende noch eine sowjetische Kugel eingefangen.“

Die Schwester fragte den Arzt:

„Wird er überleben?“

„Nein, und das ist auch besser so. Im Waffenstillstand zwischen Finnland und der Sowjetunion ist vereinbart, dass alle deutschen Gefangenen ausgeliefert werden müssen. Er würde den Rest seines Lebens in Sibirien verbringen. Geben Sie ihm Wasser und Morphinum.“

„Wo bin ich?“, hauchte Anton.

Der Arzt sprach nur wenig Deutsch:

„Finnisches Militärlazarett. Schlafen Sie.“

Er drückte noch einmal die Schulter des jungen deutschen Gefreiten und wandte sich dann einem anderen Verwundeten zu.

Anton versank in Fieberträume, sah Rentiere und Schlitten in der unendlichen weißen Weite Lapplands. Dann wurde es Nacht und der Himmel verwandelte sich in ein flackerndes Farbenmeer aus grünen Bändern, roten

Draperien und blauviolett Kronen, die ineinander führen, sich auflösten, neu bildeten und lautlos explodierten. Ein unglaubliches optisches Spektakel in gleichzeitiger, vollkommener Stille. Das Polarlicht ließ Anton in Ehrfurcht erstarren, er fühlte keinen Schmerz mehr und keinen Durst. Und dann war er plötzlich mit dem Fahrrad unterwegs, durchlebte noch einmal die Reise des Sommers 1936, die einzige selbst geplante Reise seines Lebens, spürte die Kraft des fünfzehnjährigen Jungen. Wehmütig verabschiedete er sich in Königsberg von dem Wunsch, auf die Kurische Nehrung hinaus bis nach Memel zu fahren, stieg stattdessen in den Zug nach Allenstein. Dort setzte er sich aufs Fahrrad und fuhr durch Masuren, durch endlose Wälder, von See zu See. Wenn er am Ufer lag und durch das Schilf auf die Wasseroberfläche schaute, wünschte er sich manchmal Karl und Franziska an seine Seite, wollte sein Glück mit den beiden teilen. Die Welt war schön und ihm wurde bewusst, dass er sein ganzes Leben noch vor sich hatte, frei war, es so zu gestalten, wie er es wollte, so, wie er es jetzt zum ersten Mal machte. Er sah Dresden vor sich, das Elbflorenz, hielt stolz seinen Baedeker in der Hand und träumte von fernen Ländern, die er sich in Zukunft ansehen würde.

In den hohen Norden hatte er es tatsächlich noch geschafft. Am Morgen des 26. September 1944 schaute die finnische Krankenschwester, ein Glas Wasser in der Hand, in tote grüne Augen.

Lausitz, Sommer 1945

„Hier ist einer“, rief Anna, die mehrere Meter vor ihm lief, nun stehenblieb und mit dem Finger auf den rechten Wegesrand wies. Wladimir stand nach wenigen Schritten neben ihr, kniete sich hin und sagte:

„Das ist eine prächtige Marone.“

„Eine was?“

„Eine Marone, die schmeckt gut. Komm, hock dich neben mich. Siehst du, diese hier ist dunkelbraun, es gibt auch hellere.“

Wladimir drückte das Moos neben dem Pilz mit beiden Händen herunter, zog dann das Messer aus seiner Uniformjacke und schnitt den dicken Stiel des Pilzes unmittelbar über dem Boden ab. Er reichte ihn Anna und sah sie lächelnd an:

„Das ist der erste Speisepilz, den du gefunden hast.“

Sie nahm ihn mit feierlicher Miene entgegen und legte ihn sorgfältig in den Korb, den sie bei sich trug. Einen Moment lang betrachtete sie den Pilz, dann sah sie in die blauen Augen Wladimirs und fragte:

„Woher weißt du, dass er nicht giftig ist?“

„Weil man ihn nicht verwechseln kann. Es gibt keinen Pilz, der ihm sehr ähnlich ist. Auf den allerersten Blick gleicht er ein bisschen dem Steinpilz. Der ist auch nicht giftig und schmeckt sogar noch besser.“

„Mutter sagt, Pilze suchen heißt Gott versuchen.“

Wladimir schüttelte leicht den Kopf und zog die Augenbrauen nach oben:

„Deine Mutter ist eine Bauerntochter. Bauern sind rückständig, religiös und abergläubisch.“

Anna machte ein verständnisloses Gesicht, aber nun wollte sie weitersuchen, denn der eine Pilz wirkte verlo-

ren in dem großen Korb. Der Russe nahm ihre Hand und zog sie vom Weg hinunter in den lichten Kiefernwald.

„Wir müssen direkt zwischen den Bäumen suchen, weiter vom Weg entfernt werden wir vielleicht mehr finden.“

Sie lief und hüpfte dann wieder ein gutes Stück vor ihm, übersah mit ihrem ungeübten Blick aber die meisten Pilze und er musste sie immer wieder zurückrufen und auf Fundstellen aufmerksam machen. Wenn sie selbst einen Pilz entdeckte, freute sie sich vor allem über Wladimirs Lob, der ihr dann das Messer gab, damit sie ihren Schatz selbst bergen konnte. Am größten war ihre Begeisterung, als sie auf die erste Fliegenpilzkolonie stieß, und sie konnte sich an den weißgesprenkelten roten Kappen gar nicht satt sehen.

„Die nehmen wir aber nicht mit, sie sehen so schön aus.“

„Die sind nicht essbar, Anuschka, das sind Giftpilze.“

Anna erhob sich aus ihrer gehockten Stellung und schmiegte sich an den Russen.

„Anuschka, das sagt sonst niemand zu mir.“

Wladimir wurde verlegen und schob das Kind weg, hockte sich dann aber vor ihm hin, da er die feuchten Augen bemerkte, und griff mit beiden Händen seine Oberarme:

„Ich habe eine kleine Tochter, die genauso alt ist wie du.“

Er sah das Kind mit warmen Augen an, aber Anna schüttelte seine Hände ab und antwortete mit zorniger und weinerlicher Stimme:

„Das ist mir egal.“

Lächelnd richtete er sich auf und ergriff Annas Hand.

„Komm Hexlein, hier und jetzt gibt es nur uns beide.“

Sie sah zu ihm hoch und erwiderte nach einem kurzen Zögern sein Lächeln.

Als der Korb zu einem Drittel gefüllt war, fragte er sich, ob es in Deutschland keine Steinpilze und Pfifferlinge gab, denn sie hatten bisher nur Maronen gefunden. Er blieb stehen und schaute nach allen Seiten zwischen die Kiefern, so weit sein Blick reichte. In nördlicher Richtung glaubte er, weit entfernt dichteren Nadelwald zu erkennen und schritt nun darauf zu. Tatsächlich fanden sie in dem viel dunkleren Teil des Waldes nun auch Steinpilze.

Der Korb war fast voll, als Anna begann, über Müdigkeit zu klagen, und Oberstleutnant Bakunin nahm dem Kind den Korb ab. Sie lief nun nicht mehr voraus, sondern ging neben ihm. Er blickte auf die schmalen Beinchen, die unter der verwaschenen kleinen Kittelschürze hervorkamen und dachte, dass auch die deutschen Kinder während des Krieges nicht immer genug zu essen hatten. Lächelnd erinnerte er sich an ihre erste Begegnung – die Begegnung einer Einheit der Roten Armee mit einem Kind des Feindes.

Sie waren mit ihren Panzern auf einem breiten Waldweg unterwegs, nicht weit entfernt von der Gegend, wo sie nun Pilze suchten. Wladimir saß auf dem ersten Panzer, den Blick starr auf den Weg vor ihnen gerichtet, als er plötzlich hundertfünfzig, zweihundert Meter vor sich ein Kind sah, das einen Moment mitten auf dem Weg stand und auf die herannahenden Panzer schaute. Dann lief es nach links in den Wald. Als sie die Stelle erreichten, sah Wladimir dort in einiger Entfernung eine Holzhütte. Er ließ halten und nahm einige Männer mit, um den Verschlag zu durchsuchen. Das Maschinengewehr im Anschlag betrat er als erster die Hütte, direkt hinter ihm vier weitere Rotarmisten. In dem Verschlag war Brennholz gestapelt und in der hinteren rechten Ecke stand ein kleines Mädchen in Kittelschürze, die Arme nach oben

gestreckt und in beiden Händen dicke Holzstücke, die sie den Russen wie Waffen entgegenhielt. Die großen grünen Augen in dem tränenüberströmten Gesicht drückten keine Angst, sondern Wut aus.

Wladimir senkte das Maschinengewehr und sagte auf Russisch:

„Seht mal, Genossen, eine deutsche Babka Joschka.“

Die Soldaten lachten, verstanden sie doch sofort Bakunins Abwandlung der Märchengestalt „Baba Jaga“. Er sprach beruhigend auf Deutsch auf sie ein und nachdem er ihr die Holzscheite entwunden hatte, ließ sie sich von ihm an der Hand nehmen und nach Hause bringen. Von da an nannte er sie gerne auf Deutsch Hexlein oder auf Russisch Babka Joschka.

Einige Monate lag diese erste Begegnung schon zurück, aber es rührte ihn immer wieder, wie sehr Anna seitdem an ihm hing.

„Weißt du noch Anuschka, wie wir uns zum ersten Mal begegnet sind?“

Sie lächelte ihn schelmisch an. Eine Weile lief sie nun wieder fröhlich neben ihm her, bis ihre Schritte immer langsamer, die Bewegungen sogar ein wenig taumelig wurden.

Ins Dorf zurück kam der Russe dann, nicht nur den Korb tragend, sondern auch das deutsche Mädchen, huckepack auf dem Rücken.

Böhmen, Frühjahr 1945

Wolf Vogelsang saß in der Nähe eines tschechischen Dorfes am Wegesrand und wischte sich mit seinem zerrissenen und schmutzigen Uniformärmel die Tränen ab. Seine Augen gingen zurück zu dem Dorf und das Grauen ergriff ihn erneut. Wie war das alles gekommen? Er legte die Arme auf die hochgezogenen Knie und den Kopf auf die Arme, ließ den Tränen ihren Lauf und dachte über die vergangenen Jahre nach.

1936 war er verhaftet worden, weil ihn ein Kollege im Werk als Kommunisten denunziert hatte. Im Klingelpütz saß er mit Kriminellen, immer in der Angst lebend, als Politischer irgendwann in ein Konzentrationslager verlegt zu werden. Sibylle hatte ihn einmal im Monat im Gefängnis besuchen können, mitunter mit dem vorwurfsvollen Gesichtsausdruck der bigotten Katholikin. Sie stellte die Fragen nicht, denn sie wusste, dass er sie in ihren Gesichtszügen las:

„Musste das wirklich sein?“ „Ist dir die Politik wichtiger als deine Familie?“ „Warum tust du mir und den Kindern das an?“

Er hatte sie jedes Mal nach den Kindern gefragt und ließ sich nach Kriegsausbruch die Feldpostbriefe Karls zeigen, der zuerst in Frankreich und dann an der Ostfront kämpfte.

Sechs lange Jahre, bis man sich Ende 1942 an ihn erinnerte, als es an der Ostfront ungemütlich wurde. Nach einem vierwöchigen Ausbildungslager schickte man ihn direkt zur Heeresgruppe Süd, in den Winter 1942/43, aus dem monotonen Gefängnistrott in den Krieg gegen die Rote Armee. Zuletzt hatte Sibylle ihm noch gesagt, dass auch Anton eingezogen worden war.

In all den Jahren dachte Wolf immer nur an die Söhne, zuerst während der Zeit im Gefängnis, dann in den Jahren des Kampfes gegen die Russen. Immer wieder grübelte er, wie sich diese Gemetzel, diese unvorstellbaren Grausamkeiten und das Leiden auf einen jungen Mann, auf sein Fühlen und seine Seele auswirkten. Nichts wünschte er sich so sehr, als dass seine Jungen diesen Krieg überleben würden.

Jetzt, vor nicht einmal einer Stunde, hatte er zum ersten Mal blutüberströmte Leichen von Frauen und Mädchen gesehen, vergewaltigt, brutal misshandelt und verstümmelt. Das Entsetzen bei diesem Anblick verwandelte sich sogleich in ein quälendes Schuldgefühl. Die beinahe vergessenen Töchter und Sibylle drängten sich in sein Bewusstsein. Wie konnte es sein, dass er sich all die Jahre gedanklich so sehr auf die beiden Jungen fixiert hatte? Eine nebulöse, irrationale Angst beschlich ihn, dass Sibylle und die Mädchen seine Ignoranz bezahlen mussten. Und plötzlich dachte er an Anna, sein jüngstes Kind, das noch nicht laufen und sprechen konnte, damals im Sommer 1936, als er Anton den Baedeker geschenkt hatte, als sie alle das letzte Mal zusammen einen Namenstag gefeiert hatten. Bevor er verhaftet worden war. Ihm wurde bewusst, dass Anna nun neun oder zehn Jahre alt war, zu jung, um vergewaltigt zu werden. Aber was war mit den anderen? Seit beinahe einem Jahrzehnt war er von seiner Familie getrennt, seine Söhne, genau wie er den Gemetzeln der Schlachtfelder ausgeliefert oder, wie ein anderer es ausgedrückt hatte, in Stahlgewittern. Sibylle und die Mädchen den Bombenangriffen der Engländer und jetzt vielleicht den im Osten des Reiches eindringenden Russen ausgesetzt. Selbst wenn sie überlebten, in welchem Zustand würde er sie vorfinden, wenn er zurückkam? Er stand auf, blickte noch einmal zurück auf das böhmische Dorf und ging dann die Allee hinunter Richtung Westen.

Lausitz, Januar 1945

Sibylle war mit ihren drei Töchtern auf dem Weg in die Kleinstadt, dick eingepackt in Mäntel, Schals, Mützen, Winterstiefel. Es lag hoher Schnee und sie kamen nur mühsam voran, vor allem Anna mit ihren kurzen Beinen schien in dem hohen Schnee versinken zu wollen, freute sich aber gleichzeitig am meisten an den vom Sonnenlicht hervorgezauberten, glitzernden Schneekristallen auf dem Boden und den Ästen der Bäume.

„Anna, träum nicht, sondern geh ein bisschen schneller. Denk dran, wir müssen den Weg auch noch zurück und im Hellen zu Hause sein.“

Sibylle war unruhig in diesem Januar 1945, denn im Dorf erzählte man sich, dass die Russen die Grenze nach Ostpreußen überschritten hatten. Mittlerweile bedauerte sie doch hin und wieder ihre magere Schulbildung, denn sie hatte keine Vorstellung, wie viele Kilometer es von Ostpreußen nach Brandenburg waren und wie schnell die Rote Armee diese Distanz wohl überwinden könnte. Seit einigen Tagen gab es kein anderes Thema im Dorf als Spekulationen darüber, wer wohl zuerst in Brandenburg wäre – die Russen oder die Amerikaner. Besorgt glitten ihre Augen über Franziska und Ursula, die ein paar Meter vor ihr gingen, die langen blonden Zöpfe bei jedem Schritt wippend. Wenn die deutsche Propaganda stimmte, musste sie damit rechnen ..., ach was, mit den Bombenangriffen war sie genug gestraft. Ihr Schwiegervater war den Bomben zum Opfer gefallen, aber der Krieg ging jetzt zu Ende und sie würden nach Köln zurückkehren. Sie schüttelte die düsteren Gedanken ab und überlegte, was man nachher in der Stadt wohl einkaufen könnte und hoffte, dass die Lebensmittelmarken für das Nötigste

reichten. Noch einmal ermahnte sie ihre jüngste Tochter, Schritt zu halten.

Anna wollte beweisen, dass sie schon groß war, wie sie es selbst nannte, und stürmte voraus, wobei ihr der Schnee von oben in die Stiefel eindrang und sie nach einer Weile spürte, dass sie nasse Füße bekam. Trotzdem gewann sie an Vorsprung und freute sich, dass ihr die Anderen nicht mit der gleichen Geschwindigkeit zu folgen vermochten. Als sie sich einem Querweg näherte, hörte sie plötzlich Stimmen, schrille, befehlende, weibliche Stimmen und sofort rief ihre Mutter laut:

„Anna, warte! Bleib stehen.“

Aber das Mädchen wurde trotz des Schrecks weitergetrieben von einer angsterfüllten, aber gleichzeitig übermächtigen Neugier: Was war das? Welche Frauen schrien dort so bedrohlich durch den bisher so stillen, schneebedeckten Winterwald? Sie kam an den kreuzenden Weg und sah nach rechts, woher die aggressiven Laute an ihr Ohr drangen. Dann verharrte sie wie gebannt – ihr näherte sich eine große Gruppe von Frauen in gestreiften Kitteln, mehr schwankend als gehend. Als sie näher kamen, immer wieder grausam untermalt durch die schrillen Befehle ebenfalls weiblicher, aber uniformierter Begleiter, sah Anna, dass die Frauen unter den gestreiften Kitteln barfuß gingen, barfuß durch den Winterschnee. In diesem Moment traten die Mutter und die Schwestern neben sie. Sibylle sagte flüsternd und mit vor Grauen zitternder Stimme:

„Kein Wort, das sind SS-Weiber.“

Anna sah ihre Mutter ängstlich fragend an, doch diese legte nur zitternd den Zeigefinger der rechten Hand senkrecht über die Lippen und schaute mit entsetzten Augen auf diesen Frauenmarsch, auf diesen Todesmarsch.

Als sie dann, nur eine Armeslänge entfernt, an ihnen vorbeigingen, zitterten auch die Mädchen am ganzen Leib, denn so etwas hatten sie noch nie gesehen. Dreißig, vierzig Frauen mit kahlrasierten Schädeln, abgemagert bis auf die Knochen, nur mit diesen gestreiften Sträflingskitteln bekleidet, ohne Jacken, ohne Schuhe und Strümpfe, barfuß durch den Schnee taumelnd. Das, was man kurzzeitig von Füßen und Beinen zu sehen bekam, zeigte nicht mehr die Farbe menschlicher Gliedmaßen, sondern war blau, rot, violett, desgleichen die Hände. Die Gesichter dieser Frauen wurden entweder so vom Leid verzerrt oder aber wirkten so stumpf, dass Anna den Blick senkte und zu schlucken begann. Sibylle, den Blick einer SS-Bewacherin fangend, hielt Anna die Hand auf den Mund und flüsterte:

„Anna, um Gottes Willen, sei still, sie haben Maschinengewehre.“

Die drei uniformierten Frauen trugen tatsächlich Maschinengewehre und zwei von ihnen sprachen kurz miteinander, als sie die Beobachterinnen dastehen sahen. Sibylle ahnte mehr instinktiv, als dass sie es wusste, dass man für solche Szenarien keine Zeugen wollte, hob die rechte Hand zum Gruß und rief:

„Heil Hitler“.

Daraufhin schlugen die drei SS-Frauen die Hacken zusammen und grüßten ebenfalls:

„Heil Hitler.“

Die Mädchen weinten leise, hielten sich an den Händen und Sibylle trug Anna ein Stück des Weges. Mehr als eine Viertelstunde gingen sie so schweigend weiter durch den Wald, bis Sibylle Worte fand:

„Kinder, ich habe immer gesagt, die Nazis sind gottlos, aber das war nicht genug. Heilige Maria, Mutter Gottes, wie konnte es nur so weit kommen?“

Sie blickte auf ihre weinenden Töchter neben sich, fand aber selbst keine Tränen, und fragte sich, warum ihr Gott, trotz des grenzenlosen Entsetzens, die Erleichterung des Weinens nicht mehr gewährte. Sie schaute zwischen die Kiefern, auf den weißen Waldboden, manchmal hoch in die Baumkronen, empfand die Wildnis zum ersten Mal bedrohlich. Die Zivilisation, Dörfer und Städte waren ihr noch nie ein Zufluchtsort gewesen, seit den Bombenangriffen sogar das Gegenteil, große steinerne Särge. Es gab keine Zuflucht mehr. Nirgendwo. Für niemanden.

Leningrad, Frühherbst 1960

Oberst Nikolai Wassiljewitsch Wereschtschagin betrachtete den Mann, den er verhörte und den er nun doch eingeschüchtert hatte. Zu früh, wie er selbstkritisch dachte, denn er wollte sehr viel mehr von Iwan wissen. Früher war ihm das nicht passiert. Er steuerte sein Gegenüber gewöhnlich langsam und zielsicher, bis er ein vollständiges und klares Bild vor sich sah. Zu sehr verließ er sich in letzter Zeit auf seine Erfahrung und folgte nicht immer der in langen Schulungen antrainierten Technik. In diesem Fall war das ein Fehler gewesen. Er musste diesen Fehler korrigieren und Schischkin zurückholen und ihn dann Stück für Stück sezieren.

Der Oberst blätterte in der Akte und überließ sein Gegenüber eine Weile sich selbst, blickte zwischendurch kurz auf und sagte:

„Genosse, wenn Sie wollen, rauchen Sie eine Papyrossi.“

Iwan schaute Wereschtschagin misstrauisch an, griff aber doch in seine Manteltasche, zündete sich eine Zigarette an und richtete den Blick wieder zum Fenster. Das Nikotin entspannte ihn und beim Anblick des blauen Himmels floh er für eine Weile wieder hinauf nach Karelien, in seine Datscha, in den vergangenen Sommer. Er sah die Mitternachtssonne über dem kleinen See und die Farbspiele in den Wolken, blickte tatsächlich noch einmal durch eine rosarote Brille auf die Welt.

Wereschtschagin riss ihn aus seinen Gedanken:

„Wie lange waren Sie in Kaliningrad?“

Iwan wandte ihm die Augen wieder zu, drückte seine Zigarette in dem auf dem Schreibtisch stehenden Aschenbecher aus und antwortete ruhig:

„Nur ein paar Wochen, dann erhielt ich den Befehl, nach Hause zurückzukehren.“

Der KGB-Offizier nickte:

„So steht es auch hier in der Akte, aber sind Sie wirklich nach Empfang des Befehls direkt nach Hause zurückgekehrt?“

„Ein, zwei Wochen nach Empfang des Befehls, ja. Ich sollte warten, bis mich ein Oberstleutnant ablöste, der Deutsch und Polnisch sprach.“

„Sie sprechen nicht Deutsch?“

„Nein.“

„Sie waren nicht weiter im Westen, in Brandenburg, bevor sie nach Leningrad fahren?“

Iwan erschrak, sah den Oberst an und murmelte leise, aber bestimmt:

„Nein, ich fuhr zurück nach Russland, Genosse Oberst.“

Wereschtschagin erwiderte befriedigt Iwans verunsicherten Blick und setzte ermutigt und lebhafter werdend das Verhör fort. Er schob seinen Stuhl ein wenig vom Schreibtisch zurück, schlug das rechte Bein über das linke, legte den rechten Arm über die Rückenlehne und die linke Hand auf sein rechtes Knie.

„Sie waren verheiratet, Iwan Iwanowitsch?“

Der Gefragte wandte sich wortlos zum Fenster.

„Empfanden sie noch immer Mitleid mit den deutschen Frauen, als sie nach Leningrad zurückkehrten?“

Iwan sah den Oberst jetzt mit zu Schlitzten verengten und zitternden Augen an. Wereschtschagin fügte an, den Blick ungerührt erwidern:

„Schildern Sie mir Ihre Rückkehr nach Leningrad.“

Osteuropa, Sommer 1945

Er durfte ein wenig früher als die Kameraden zurück, weil man den Architekten brauchte, um die von der deutschen Belagerung so mitgenommene Stadt wieder herzurichten. An der Front wusste man vage, dass die Belagerung furchtbar gewesen war, Einzelheiten hatte er nicht erfahren. Von Lahja war seit Monaten kein Brief gekommen und andere Verwandte besaß er nicht mehr in Leningrad. Zu Pekka, seinem Schwiegervater, bestand während des gesamten Krieges kein Kontakt. Aber auch in Finnland war die Grenze verschoben worden. Auch Pekka gehörte zu den Menschen, die ihre Heimat verloren hatten, denn schon im Winterkrieg hatte die Sowjetunion einen großen Teil des finnischen Kareliens besetzt.

Iwan lag auf seinem Bett in einem der von der Roten Armee als Quartier beschlagnahmten Häuser in Königsberg, teilnahmslos, apathisch, restlos erschöpft. Das Glück der Kameraden über das Ende des Krieges teilte er nicht, die Euphorie über eine baldige Heimkehr sprang nicht auf ihn über, denn ihn beschlich Angst vor dem, was ihn zu Hause erwartete oder besser, wer ihn vielleicht nicht mehr erwartete. Lebte sie noch? Wartete sie auf ihn? Oder war sie verschwunden? Die Kameraden tranken, schmiedeten Pläne für die Rückkehr, lachten. Sie feierten den Sieg und waren glücklich, überlebt zu haben. Er blickte in die jungen Gesichter, die an diesem Abend nicht die Schrecken des Krieges widerspiegelten, sondern eine imaginäre Zukunft, voller Sinnesfreuden, die von Wodka über eingelegte Gurken bis zu Frauen reichten.

Die Verlustangst kroch in ihm hoch und er schloss die Augen. Er dachte an jenen Morgen zurück, an dem er nicht von seiner Mutter, sondern von den Großeltern ge-

weckt worden war. Die Augen aufschlagend blickte er in das verweinte Gesicht der Großmutter und hinter ihr, hilflos gegen den Türrahmen gelehnt, sah er die Gestalt des Großvaters, kleiner als sonst, in sich zusammengesunken. Die Mutter aber blieb verschwunden. Sie kam nicht wieder, war einfach nicht mehr da und die Großeltern konnten oder wollten ihm nicht erklären, was geschehen war. Iwan erinnerte sich nicht an ihr Gesicht, nicht an ihre Stimme, er erinnerte sich nur an ihre Abwesenheit – an Leere, und diese Erinnerung erzeugte noch immer Angst. So lag er da, Stunde um Stunde, auch noch, als die Kameraden längst schliefen, als Ruhe eingekehrt war. Wieder eine Nacht. Wieder eine schlaflose Nacht.

Am nächsten Tag, als der deutschsprechende Offizier eintraf, der ihn ablöste, war der Zug nach Leningrad morgens abgefahren, und der nächste würde frühestens in einer Woche gehen. Sein vorgesetzter Offizier telefonierte und teilte ihm mit, dass er einen Zug Richtung Moskau nehmen solle, um dann in Orsa nach Leningrad umzusteigen. Iwan nahm es gleichgültig, vielleicht sogar ein wenig erleichtert auf. Tief in seinem Innern nistete sich der Gedanke ein, dass es keinen Grund zur Eile gab.

Der Zug führte einen Waggon mit Offiziersabteilen und er hatte zunächst das Glück, in einem kleinen Abteil allein zu sitzen, bis wenige Stunden hinter Warschau ein Unteroffizier einstieg, der genauso wortkarg war wie er selbst. Der Mann schien um einige Jahre jünger als Iwan, saß in Fahrtrichtung am Fenster und schaute in die Landschaft hinaus, die Füße auf dem gegenüberliegenden Sitz. Sein brauner Haaransatz lag weit hinten, so dass die Stirn überdimensional und der Kopf auf dieser Höhe ebenso groß wirkte, während das Gesicht von der Augenpartie abwärts

eher schmal war, ebenso die Lippen. Er hatte große, eng anliegende Ohren, und seine Augen, deren Farbe Iwan in der Profilansicht nicht zu bestimmen vermochte, lagen in tiefen Höhlen. Der Fremde schaute nicht einmal in Iwans Richtung, gab keinen Laut von sich, sondern saß bewegungslos wie eine Statue. Trotzdem hinderte ihn dieser Mann, in die eigenen Gedanken und Befürchtungen zu versinken, hielt ihn, ohne ein Wort zu sagen, wach, vermittelte ihm das Gefühl, beobachtet zu werden, ohne dass der andere ihn auch nur eines Blickes würdigte.

Obwohl Iwan eigentlich gar kein Bedürfnis nach einer Unterhaltung verspürte, sprach er den Mann irgendwann an, in der Hoffnung, diese merkwürdige Aura aus dem Abteil zu bannen.

„Genosse, verzeihen Sie, aber reisen Sie auch nach Leningrad?“

„Nein, ich kehre nach Moskau zurück.“

Bei diesem Satz warf er Iwan nur einen kurzen Blick zu, stand dann auf und nahm aus der über ihm befindlichen Gepäckablage eine alte, abgenutzte Ledermappe, die er öffnete, um ein zerfleddertes Blatt herauszuziehen, sich wieder hinzusetzen und in den Anblick dieses Blattes zu vertiefen.

Iwan streifte, wütend über die rohe Unhöflichkeit, mit den Augen das Schriftstück und sah nur merkwürdig kleine Bilder und Zeichen, die er nicht deuten konnte, griff dann in seine Uniformjacke, zog eine Zigarette heraus und zündete sie an. Als sein Abteilgenosse den ersten mit Nikotin angereicherten Atemzug getan hatte, löste er den Blick von seinem Bilderrätsel und fragte, tatsächlich mit einer Art freundlichem Ton in der Stimme:

„Genosse, mir sind die Papyrossi ausgegangen. Hätten Sie wohl eine für mich?“

Iwan antwortete mit keinem Wort, sondern erhob sich, griff nun seinerseits in die Gepäckablage über sich und förderte ein durch Bindfaden zusammengehaltenes Bündel von Zigaretten ans Tageslicht, das er dem anderen in den Schoß warf, um sich dann wortlos wieder hinzusetzen. Der Mann zog eine der Zigaretten heraus und reichte ihm das Bündel zurück. Doch Iwan wehrte ab:

„Behalten Sie sie, die Reise nach Moskau ist lang.“

Iwan schloss die Augen, machte es sich wieder bequem und genoss die Beschämung des anderen, ohne sie zu sehen.

„Genosse, gestatten Sie, dass ich mich vorstelle: Mein Name ist Juri Walentinowitsch Knorosow.“

Iwan öffnete die Augen und antwortete, die Nennung seines Namens genießend:

„Ich heiße Iwan Iwanowitsch Schischkin.“

Iwan sah, dass in Knorosows Gesicht nur ganz kurz ein Zweifel aufblitzte, aber dann öffneten sich ihm zwei saphirblaue Augen und ein kurzes verschmitztes Lächeln machte dieses ganze steinerne Gesicht für einen kleinen Moment so lebendig und geradezu bezaubernd freundlich, dass auch er lächeln musste. Dann trat er seine Zigarette aus, schloss erneut die Augen und ruckte auf seinem Sitz hin und her, so, als ob er es sich wieder so bequem wie möglich zu machen versuchte. Aber diesmal wirkte seine Taktik nicht, denn Knorosow schwieg, und Iwan wusste mit seinen geschlossenen Augen nicht, was sein Reisegefährte machte. Sah er aus dem Fenster oder widmete er sich wieder den fremden Bildern und Zeichen auf seinen Knien? Nun doch entspannt und müde, schlief er nach einigen Minuten ein, bis der Zug kurz darauf unvermittelt bremste und sie beide aus ihrer bequemen Haltung geworfen wurden. Iwan öffnete die Augen und fragte:

„Was ist los?“

Knorosow, sein Blatt mit einer Hand auf den Knien festhaltend, schaute nach rechts gebeugt aus dem Fenster und antwortete:

„Man sieht nichts.“

Andere Passagiere stiegen aus und so vertraten sie sich gemeinsam draußen eine Weile die Füße und hörten sich, beide gleichermaßen gleichgültig, die verschiedenen Erklärungen für die Verzögerung ihrer Reise an:

„Eine Weiche ist falsch gestellt.“

„Die Gleise vor uns sind zerstört.“

„Vor uns ist ein Zug entgleist.“

Nachdem sie eine knappe Stunde draußen gewesen waren, geraucht und sich über Nichtigkeiten ausgetauscht hatten, gingen sie zurück in ihr Abteil. Und diesmal fragte Iwan neugierig:

„Welches Bilderrätsel entschlüsseln Sie denn da?“

„Das sind ägyptische Hieroglyphen. Wissen Sie, Genosse, wie Schriften, die wir heute haben, entstanden sind?“

„Nein, sind Sie Sprachwissenschaftler?“

„Ich studiere alte Sprachen, ja.“

Iwan blickte Juri Walentinowitsch Knorosow an und sah in kein von Kriegsgräueln gezeichnetes Gesicht, sondern in blaue Augen, die scheinbar nichts sahen, als fremde Zeichen, die es zu entschlüsseln galt.

„Genosse, sind Sie wirklich schon imstande, sich nach diesem gerade durchlebten Krieg auf antike Sprachen zu konzentrieren?“

Knorosow starrte auf die Hieroglyphen, die er nun wieder vor sich liegen hatte, und erwiderte mit diesem versteinerten Gesichtsausdruck, der Iwan ebenso unbegreiflich war, wie er ihn faszinierte:

„Iwan Iwanowitsch, wenn sich alle Menschen mit antiken Sprachen beschäftigen würden, hätte es vielleicht gar keinen Krieg gegeben.“

Auf der Fahrt zwischen Minsk und Orsa lernte er einen Menschen kennen, der nicht nur hochgebildet war – mit dem er über Malerei, Musik und Architektur genauso anregend sprechen konnte wie über die große russische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts –, sondern auch jemanden, an dem der Krieg offenbar nahezu spurlos vorübergegangen war. Kultur und Wissenschaft waren das einzige, über das er sprach, das einzige, das ihn interessierte und bewegte.

„Gibt es einen Schriftsteller, den Sie besonders mögen, den Sie anderen vorziehen?“

Knorosow lächelte:

„Ich bin nicht sicher, aber ich greife tatsächlich immer wieder zu den Erzählungen Puschkins. Er wies allen anderen den Weg und mit ‚Die Hauptmannstochter‘ schrieb er vielleicht die beste Erzählung in russischer Sprache.“

Einen Moment blickte er Iwan nachdenklich an und ergänzte:

„Der einzige, der später an ihn heranreichte, war Turgenjew.“

„Sie würden Turgenjew wirklich über Dostojewskij und Tolstoi stellen?“

Iwan war überrascht, denn auch Lahja schätzte Turgenjew höher ein als seine beiden großen zeitgenössischen Konkurrenten.

„Verstehen Sie mich nicht falsch, Genosse Schischkin, alle drei waren Genies, unvergleichlich in der russischen, aber auch in der Weltliteratur. Dennoch, Dostojewskij und Tolstoi waren verrückt – beide, wirklich verrückt.“

Iwan lachte:

„Man sagt nicht umsonst, dass Genie und Wahnsinn nahe beieinander liegen, aber mich wundert, dass Sie das auch über Tolstoi sagen. Bei Dostojewskij stehen Sie mit Ihrer Meinung sicher nicht allein.“

„Kennen Sie die ‚Kreutzer-Sonate‘?“

Iwan nickte und blickte Knorosow fragend in die Augen. Dieser lächelte und sagte:

„Die ‚Kreutzer-Sonate‘ zeigt den ganzen verquerten Wahnsinn Tolstois, der wahrscheinlich genauso sexuell besessen war wie Dostojewskij, und dazu noch mit diesen asketischen Gedankenexzessen gequält, die dann in dieses Alterswerk mündeten, das für mich einen Schatten auf seine Gesamtleistung wirft.“

„Die Abgründe, die Dostojewskij aufmacht, sind für mich viel erschreckender“, erwiderte Iwan.

„Mag sein, man müsste alles noch einmal gründlich und vergleichend lesen. Aber wer verfügt schon über so viel Zeit? Turgenjew jedenfalls scheint mir normal, ebenso wie die Menschen in seinen Werken – weder besonders gut noch besonders böse, sondern eher so wie Sie und ich.“

Iwan schüttelte leicht den Kopf:

„Wissen Sie, Knorosow, ich sah in diesem Krieg viele Männer, die so normal wirkten wie Sie und ich. Wozu einige fähig waren – was sie taten – bestätigt eher Dostojewskij. Nur er allein leuchtete die Abgründe der menschlichen Seele aus, und nach diesem Krieg weiß ich, dass er nicht übertrieb.“

Knorosow zündete sich eine neue Zigarette an.

„Der Krieg ist eine Ausnahmesituation, die die Menschen entfesselt, aber doch nicht alle. Ich halte an Turgenjews Weltansicht fest – er wühlt nicht in Abgründen, aber er idealisiert auch nicht.“

„Worin ich immer wieder lese, sind Turgenjews ‚Aufzeichnungen eines Jägers‘, in denen die Menschen wirklich so erscheinen, wie Sie es gerade gesagt haben.“

Knorosow nickte lebhaft:

„Das ist ein Meisterwerk, das ohne Mord und emotionale Exzesse auskommt, so wie das Leben eben meistens ist. Auch, wenn man sich nach vier Jahren Krieg erst wieder darauf besinnen muss.“

Iwan dachte einen Moment nach und fragte:

„Kennen Sie die Erzählung ‚Die Beshin-Wiese‘ aus den ‚Aufzeichnungen eines Jägers‘?“

Knorosow nickte lächelnd und sah Iwan fragend an.

„Die Art, wie er die Jungen dort beschreibt, zeigt seinen tiefen, feinen und einfühlsamen Einblick in die menschliche Seele, seine große Empathie.“

„So, wie Sie Schischkin. Ich freue mich, dass ich nach Kriegsende jemanden kennenlerne, dem die Kultur nicht völlig abhandengekommen ist.“

„Genosse Knorosow, Kultur zeigt sich auch in Umgangsformen.“

Knorosow grinste verlegen.

In Orsa trennten sich ihre Wege, denn Juri Walentinowitsch fuhr weiter nach Moskau, während Iwan in einen Zug nach Leningrad umstieg. Sie schüttelten sich die Hände und Iwan sah ihn nochmals lächelnd an, diesen intelligenten Besessenen mit seinen Saphiraugen.

Er hatte es sich gerade wieder bequem gemacht und dachte über die russischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts nach, als man in Witebsk den ganzen Zug räumte und den Passagieren mitteilte, dass die direkte Strecke nach Leningrad unterbrochen sei, und sie deshalb umsteigen müssten, um über Daugavpils und Pskov zu fahren. Iwan schüttelte ungläubig den Kopf, denn für ihn

bedeutete das, ein gutes Stück wieder zurückzufahren, aber im Innersten nahm er es gleichgültig, wie alle anderen Soldaten auch. Seit Kriegsausbruch war es beständig mal in die eine, mal in die andere Richtung gegangen, immer in dem Bewusstsein, vielleicht den nächsten Tag nicht zu erleben. Jetzt aber fuhr sie nach Hause, der Krieg war zu Ende. Auf einen Tag, auf eine Woche kam es nicht mehr an.

Er fuhr mit dem Zug, der ihn tatsächlich nach Hause bringen würde, durch die endlosen Wälder des Baltikums und Weißrusslands. Er starrte stundenlang aus dem Fenster auf die Kiefern und Birken, sah hier und da ein Gehöft und fragte sich, ob die dort lebenden Menschen noch dieselben waren wie vor dem Krieg, in welchen der hölzernen Katen die vertriebenen oder ermordeten Bewohner schon durch neue ersetzt waren. In ganz Osteuropa wurden Grenzen verschoben, Menschen millionenfach entwurzelt, durch andere ersetzt, ebenfalls von irgendwo vertrieben. Man würde neue Karten drucken müssen, Geographiebücher umschreiben, und wieder einmal würden Eltern und Großeltern verwundert dem zuhören, was ihre Kinder und Enkel in der Schule lernten, mit erstauntem Blick in die neuen Schulbücher schauen, um irgendwann resigniert zu begreifen, dass die eigenen Gewissheiten nicht mehr galten, von der Geschichte überrollt worden waren.

Gedankenverloren starrte er auf die vorbeiziehende Landschaft, sinnierte darüber, welche Szenen sich hier noch vor einigen Monaten abgespielt hatten. Vom Zugfenster aus wirkte jetzt alles so friedlich. Er sah Wildgänse und Kraniche nach Norden ziehen. Ob die Tiere den Krieg überhaupt bemerkt hatten? Er wünschte sich fast, die Fahrt würde kein Ende nehmen, sondern er könnte

in diesem Zug sitzen, ab und zu ein Glas Tee trinken und sich langsam, ganz langsam daran gewöhnen, keine Todesangst mehr zu haben – dieses Gefühl mit den gleichmäßigen Bewegungen der Eisenbahn wieder selbstverständlich werden zu lassen. Aber Leningrad kam mit jeder Stunde näher. Als der Zug die estnisch-russische Grenze passiert hatte, die nun keine Grenze mehr war, schloss er die Augen, wurde schläfrig, horchte aber auf Artilleriefeuer, einschlagende Granaten, jederzeit bereit, in den unerbittlichen Wachzustand zurückzukehren. Er schlug widerwillig die Augen auf und fragte sich, ob er jemals wieder so würde schlafen können wie vor dem Krieg.

Unbestimmt erahnend, was ihn erwartete, zog er einige Stunden vor der Ankunft Dostojewskijs „Weiße Nächte“ aus seiner Tasche, eines der wenigen Bücher, die er mitgenommen und durch die Kämpfe gerettet hatte. Er las und saß in Gedanken mit seiner eigenen Nastenka, mit seiner Lahja, nachts auf einer Bank am Kanal, wusste, dass auch ihm die geliebte Frau entrissen war, nicht von einem anderen Mann, nein, von den Deutschen.

Leningrad und russisches Karelien, Sommer 1945 bis Sommer 1946

Während der ersten Wochen in Leningrad erkundete er die Stadt, die schon vor dem Krieg, in den Jahrzehnten kommunistischer Herrschaft, gelitten hatte, jetzt aber geradezu verwüstet schien. Und nach und nach erfuhr er, wie die Menschen gestorben, verhungert waren. Monat für Monat, Woche für Woche hatte man die Rationen gekürzt, bis es am Schluss gar nichts mehr zu essen gab. Lahja hatte lange durchgehalten, wie ihm eine Nachbarin erzählte, die er zuerst gar nicht mehr erkannte. Eine Frau, die vor dem Krieg füllig war, hellblond, jetzt den Körper eines zu schnell gewachsenen halbwüchsigen Jungen hatte, die Haare eine Farbe, für die ihm keine passende Bezeichnung einfiel, und ein von Zahnlücken entstellter Mund. Am liebsten hätte er sich umgedreht und sie gebeten, ihm die Einzelheiten zu ersparen, doch gnadenlos schilderte sie ihm die Abmagerung, den Zerfall, die Auslöschung Lahjas.

Sie hatten nur ein Zimmer bewohnt, ein Zimmer in einer Kommunalka, dafür ein überdurchschnittlich großes. Eine der Wände war bis an die Decke mit Büchern zugestellt, die meisten von Lahja – nur ein kleiner Teil mit seinen Werken zur Architektur. Ein Wunder, dass ihre kleine Bibliothek den Krieg überstanden hatte, denn die meisten Bücher im Privatbesitz waren während der Belagerung in Öfen verbrannt worden, um die nicht funktionierende Heizung zu ersetzen. Lahja hatte die Bücher nicht verbrannt. Selbst die deutschen Klassiker, die wohl bei den meisten Leningradern zuerst in Flammen aufgegangen waren, standen noch im Regal. Erst nach einigen Tagen, als die unmittelbare Verzweiflung in Wut, dann

in Trauer übergang, bemerkte er die Lücken in den Regalen und schaute genauer hin. Er versuchte sich an die Ordnung zu erinnern, die Lahja, mit ihrer Liebe zur russischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, in ihre kleine Bibliothek gebracht hatte. Und plötzlich begriff er: Es fehlten sämtliche großen Gesamtausgaben, auf die sie so stolz gewesen war, weil man die meisten gar nicht mehr kaufen konnte. Iwans Augen wanderten immer wieder über die Buchrücken und die klaffenden Leerstellen. Ja, es fehlten die Gesamtausgaben Turgenjews, Tolstois, Gogols und Dostojewskijs. Hier und da sah er einzelne Werke dieser Dichter, aber die Gesamtausgaben waren definitiv verschwunden. Zuerst kam ihm der Gedanke, dass man sie nach Lahjas Tod gestohlen hatte, und einen Moment war er versucht, zu den Nachbarn zu laufen und ihnen seine Anklage ins Gesicht zu schleudern, aber dann dachte er nach und inspizierte erneut die Regalreihen. Nein, das sah nicht nach Diebstahl aus. Zu viele wertvolle Bücher standen da immer noch an ihrem von Lahja ausgewählten Ort.

Eines Nachts erwachend, verschränkte er die Hände hinter dem Kopf und versuchte, seine um den Krieg kreisenden Gedanken in die Gegenwart zu lenken, blieb an den Leerstellen der Bücherregale haften und stand irgendwann auf. Er machte Licht und ging zielsicher zu den raren Werken Prischwins, einer der Autoren, die sie beide gleichermaßen geliebt hatten. Iwan nahm ein Buch nach dem anderen heraus und fand dann „Im Land der ungestörten Vögel“ tatsächlich zwei Abschiedsbriefe. Einer war an Pekka, ihren Vater, gerichtet und bestand nur aus Versen in finnischer Sprache, die Iwan nicht verstand. Er legte diesen Brief zur Seite und vertiefte sich dann in die an ihn gerichteten Zeilen.

Ein langer Brief – seitenweise sehr klar, dann verwirrt, offensichtlich von Unterzuckerung, von Angst, von Todesangst geprägt. Ihm liefen einfach nur Tränen über das Gesicht, lautlos. Manchmal presste er mit den Lippen Tränen in den Mund oder wischte mit der Hand über sein Gesicht und las diesen Brief immer und immer wieder. Einen großen Teil hatte Lahja ihm und ihrer Liebe gewidmet, einen Teil ihren Eltern und den letzten Teil dem wissenschaftlichen Projekt, an dem sie schon gearbeitet hatte, bevor er in den Krieg ziehen musste. Bei diesem Abschnitt des Briefes versiegt irgendwann seine Tränen und er begann sogar zu lächeln.

Lahja hatte an einem Artikel über die Diener in der Literatur des zaristischen Russland gearbeitet und teilte ihm nun in diesem Brief mit, dass sie Sachar mit Saweljitsch vergleichen würde. Gontscharows Sachar mit Puschkins Saweljitsch – was für eine Idee. Wie gut sie doch die russische Literatur kannte – so gut, dass sie eine Stelle an der Universität Leningrads bekommen hatte. Zurück ins Bett ging er mit Gontscharows „Oblomow“ und freute sich an dem Diener Sachar, der seinen verrückten Herrn vor dem Schlimmsten zu bewahren suchte.

Aus Lahjas Brief erfuhr er zudem, dass sie die Gesamtausgaben der großen russischen Dichter in der ersten Zeit der Belagerung verkauft und damit die Hoffnung genährt hatte, in der Stadt bleiben und überleben zu können.

Nach Wochen legte er den Brief zurück in „Im Land der ungestörten Vögel“ und versuchte, sich mit der Gegenwart zu beschäftigen. Die an Pekka gerichteten Verse konnte er erst abschicken, wenn sie ihm jemand übersetzt hatte. Der Brief würde nicht ungeöffnet seinen Adressaten erreichen, so dass er sich vorher über den Inhalt vergewissern musste.

In diesen ersten Wochen schlief er erschöpft und traumlos, in manchen Nächten acht bis zehn Stunden. Körper und Geist gelang es, sich in dieser Zeit in eine schmerzfreie Bewusstlosigkeit zu flüchten. Doch dann kehrte die dauerhafte Schlaflosigkeit zurück, der Krieg war wieder da, ergriff erneut Besitz von ihm, und in den wenigen Stunden Schlaf, die er fand, durchlebte er in Albträumen immer wieder dieselben Barbareien: die Massenschlachtung von Rotarmisten, die Massenvergewaltigung von deutschen Frauen, das Massenverhungern der Einwohner Leningrads. Es verging keine Nacht, in der er nicht wenigstens einmal aus dem Schlaf hochschreckte, nach der Waffe fingerte, die er nicht mehr trug, sekundenlang ohne jede Orientierung war.

Er fand nicht zurück, lief durch die Straßen Leningrads, aber war nicht wirklich da, betrachtete Menschen in ihrem alltäglichen Tun – einen Mann, der auf dem Newskij-Prospekt fegte, Frauen, die nach Brot Schlange standen, auf dem Gehweg vor seinem Haus spielende Kinder, aber es war alles unwirklich wie auf einer Kinoleinwand. Sie waren nicht so, wie er sie hier sah, die Menschen – nicht harmlos, nicht friedlich, aber auch nicht sicher, nicht geschützt, wie es die Häusermauern und die zurückkehrende Alltagsordnung vorgaukelten.

Erst als man begann, ihn mit Arbeit zu überschütten, als er gezwungen war, jeden Tag mit Menschen zu sprechen, Anweisungen an Handwerker zu geben, Bauarbeiten zu überwachen, erst diese dauernde äußere Unruhe brachte ihn langsam zurück nach Leningrad. Die Erinnerungen wichen der Gegenwart, zuerst nur tagsüber, dann auch nachts. Er arbeitete wie ein Besessener, entwarf Restaurierungspläne, Baupläne, beaufsichtigte Bauarbeiten und schlief mit Frauen – ebenfalls besessen, wahllos, gefühl-

los. So gingen Sommer und Herbst dahin, bis im Winter an vielen Baustellen die Arbeit ruhte. Er hielt es länger zu Hause aus, las wieder, minderte gleichzeitig seine sexuelle Besessenheit, ließ zu, sich zurückzuerinnern an die liebevollen und leidenschaftlichen Jahre mit Lahja.



Im späten Frühjahr 1946 nahm er eine mit Lahja gepflegte Gewohnheit wieder auf und fuhr am Sonntag mit der Elektrischka nach Puschkin hinaus, spazierte durch den Park des Katharinenpalastes und beobachtete, auf einer Bank sitzend, die Ausflügler. Alte und junge Paare, Familien, Großeltern mit ihren Enkeln, hier und da einsame Seelen, wie er selbst. Er studierte die Gesichter und sah in einigen die gleichen Spuren der Verwüstung, die auch der Park noch zeigte, in dem die Deutschen furchtbar gehaust hatten. Die Leute waren noch schlechter gekleidet als vor dem Krieg, ihre Gesichter noch verschlossener. Man vermied jeden Blickkontakt mit Fremden, war fixiert auf die eigene Familie oder auf das, was davon übrig war. Iwan fühlte sich wie ein Voyeur, sein Blick ruhte abwechselnd auf den Bombentrichtern des Parks und denen der Gesichter. Er fragte sich, ob er dabei wohl auch einmal in das Gesicht eines Kannibalen schaute, denn man erzählte sich so einiges in Leningrad in jenem ersten Jahr nach Kriegsende.

Als das Russische Museum neu eröffnete, ging er auch dort wieder hin, stets minutenlang Kuindshis „Mondnacht am Dnjepr“ betrachtend, Lahjas Lieblingsbild.

Iwan unterhielt sich mit dem Museumswärter Nikolai, einer der wenigen, die seine Trauer um Lahja teilten.

„Sie fehlt mir, Iwan Iwanowitsch. Sie konnte minuten-

lang vor einem Bild stehen, aber hielt immer einen respektvollen Abstand.“

„Erinnern Sie sich an ihre blauen Augen, Nikolai Sergejewitsch?“

Nikolai sah Iwan voller Mitgefühl an:

„Ihre blauen Augen waren wie Lewitans ‚See‘ – man versank darin.“

Dann zwinkerte er ihm zu:

„Iwan Iwanowitsch, Sie sind noch jung und eines Tages wird Ihnen wieder eine Frau begegnen, in deren Augen Sie versinken können.“

Iwan betrachtete den alten Mann einen Moment länger:

„Sie waren nicht im Krieg? Sie mussten nicht kämpfen?“

Nikolai blickte an ihm vorbei auf die „Mondnacht am Dnjepr“ und erwiderte:

„Nein, diesmal musste ich nicht kämpfen, aber ich kämpfte in der Revolution und im Bürgerkrieg, Iwan Iwanowitsch. Und ich gebe Ihnen jetzt einen Rat: Denken Sie nicht über die Menschen nach, schauen Sie sich die Bäume an, wie es Ihr berühmter Namensvetter tat, der ‚Zar des Waldes‘.“



Nachdem der letzte Schnee geschmolzen, die Newa vollständig aufgetaut war, fuhr er mit dem Zug hinaus nach Karelien zu seiner Datscha, einer kleinen, einsam an einem See gelegenen Holzhütte. Alles schien unverändert, die Hütte unversehrt. Aber es war nicht wie vor dem Krieg, denn erst jetzt bemerkte er in der Stille Kareliens, dass er seine Unschuld für immer verloren hatte. Den Verlust seiner Eltern noch einmal durchdenkend begriff er zum ersten Mal die Bedeutung Lahjas für

sein Gefühlsleben. Durch den Wald war er schon immer allein gestreift, aber sie hatte auf ihn gewartet, ihn aus der Einsamkeit zurückgeholt, der Stetigkeit der Bäume einen vergleichbaren Halt entgegengesetzt. Mit Lahja war diese Verankerung verschwunden, Karelien ein Stück weit entzaubert. Der Museumswärter hatte gut reden. Ja, der Wald bot Trost, er vermittelte das Gefühl von Beständigkeit und er schenkte Ruhe. Ruhe, die er sonst nirgendwo fand. Aber Iwan wollte mehr: Er wollte Lahja zurück. In die Baumkronen blickend fragte er sich, wie er wieder Herr über sich selbst, seine Gefühle, sein Leben werden könnte.

Während des späten Frühjahrs und des beginnenden Sommers wurde sein persönlicher Kummer überlagert von einem erneuten Schicksalsschlag, der annähernd das ganze Land heimsuchte. Es regnete nicht, es schien ein Dürrejahr zu werden. Die Ernte war gefährdet, und die Lebensmittelpreise stiegen. Iwan sah es vielen Leningrädern an: Die Angst vor dem Hunger kehrte in die Gesichter zurück. Er floh erneut nach Karelien.

Ein Fischer vom nahe gelegenen Wygsee brachte ihm einmal in der Woche Lebensmittel. Pjotr war meist der einzige Mensch, den er hier ab und zu sah und sprach. Bei seinem zweiten Besuch in diesem Frühjahr brachte er seine Tochter Natascha mit, die sonst nur in den Monaten seiner Abwesenheit die Datscha in Ordnung hielt. Pjotr sagte verlegen:

„Jetzt, wo Lahja Pekkanowna nicht mehr da ist, wird Natascha, auch wenn Sie hier sind, ein wenig Ordnung machen. Ich werde so lange auf sie warten, wenn es Ihnen Recht ist, Iwan Iwanowitsch?“

Es war ihm nicht Recht, aber er nickte und bemerkte in Nataschas Augen ein Glänzen, das sein Aussehen häufig

bei Frauen auslöste. Während Natascha die Lebensmittel einräumte und die Hütte säuberte, saß er mit Pjotr rauchend auf dem Bootssteg.

„Nächsten Sonntag können Sie mich abholen, Pjotr, ich muss zurück nach Leningrad.“

„Sieht es dort schon wieder besser aus?“

„Viel besser, die Partei steckt sehr viel Geld in die Restaurierung der Paläste. Die äußeren Wunden des Krieges werden wohl in ein paar Jahren nicht mehr zu sehen sein. Hoffen wir, dass sich die Gerüchte über eine bevorstehende Hungersnot nicht bestätigen.“

Pjotr zuckte mit den Schultern:

„Sie sind uns immer willkommen, Iwan Iwanowitsch. Der Fisch geht nicht aus.“

Leningrad, Frühherbst 1960

Nachdem Iwan mit seiner Schilderung der Rückkehr nach Leningrad zu Ende war, machte er eine kurze Pause und fragte den KGB-Offizier:

„Genosse Oberst, sind sie mit dem Maler verwandt?“

Wereschtschagin lächelte nicht, aber er antwortete ihm tatsächlich auf seine Frage, ein wenig überrascht zwar, aber er erwiderte:

„Entfernt verwandt, ja, sehr entfernt verwandt.“

Dann blätterte er wieder in der vor ihm liegenden Akte, nahm plötzlich ein Blatt hoch, das er genauer betrachtete, und fragte über das Schriftstück hinweg in Iwans Augen blickend:

„Was wissen Sie über den Verbleib Ihrer Eltern, Genosse?“

Iwans Augen verengten sich erneut. Er hielt dem Blick stand und fragte sich, warum der Mann ihn mit diesen Erinnerungen quälte, zuerst mit dem Verlust Lahjas und jetzt dem seiner Eltern. Die Arme vor der Brust verschränkend antwortete er:

„Sie tranken den irdischen Kelch ... An meinen Vater erinnere ich mich nicht, er fiel im Bürgerkrieg, und meine Mutter verschwand am Ende des Bürgerkriegs spurlos.“

Sein Blick schwenkte zum Fenster und er fügte hinzu:

„Wahrscheinlich wurde sie verhaftet, wir, meine Großeltern und ich, haben nie wieder von ihr gehört.“

Wereschtschagin erwiderte:

„In diesen ersten Jahren nach der Revolution war es entscheidend, auf der richtigen Seite zu stehen. Die Konterrevolution musste bekämpft werden, gnadenlos, um jeden Preis.“

„Genosse Oberst, kennen Sie das literarische Werk von Michail Prischwin, kennen Sie sein Buch „Der irdische Kelch“?“

Wereschtschagin schaute Iwan mit einem ironischen Ausdruck von Ungeduld und Nachsicht an.

„Einige Kapitel erschienen 1922 in verschiedenen Zeitschriften. Das Buch durfte und darf nicht gedruckt werden.“

Iwan hörte deutlich, dass das Thema damit für den Mann beendet war, und er vermochte dann nur noch zu denken, was er gerne ausgesprochen hätte. Sein Großvater hatte die publizierten Kapitel alle zusammengetragen und aufbewahrt. Viel später las der Enkel dieses Zeugnis der Zerstörung aller Schönheit. Kultur und Natur wurden nach der Revolution der Gleichmacherei und Planwirtschaft geopfert, aber gnadenlos auch das Leben von zehn Millionen Menschen, darunter seine Eltern.

Nikolai Wassiljewitsch Wereschtschagin betrachtete diesen so gutaussehenden Mann, der ihm gegenüber saß, und fragte sich, ob es wohl irgendjemanden gab, der mehr über Schischkin, seine Familie, seine Vergangenheit wusste, als er selbst. Iwans Akte lag vor ihm auf dem Schreibtisch, eine weitaus dickere Akte über seine Eltern befand sich im Archiv, und die umfangreichste Akte lag ganz rechts oben, ebenfalls auf seinem Schreibtisch, und betraf Lahja. Diese Familie hatte ihn Nerven gekostet, schon in den dreißiger Jahren und während des Krieges. Auch Wereschtschagin war froh über das Ende der Stalinzeit. Was hatte er alles getan, tun müssen, um nicht selbst zum Opfer der Säuberungen zu werden. Sein Blick streifte kurz die oben rechts liegende Akte, um sich dann wieder dem Architekten zuzuwenden.

„Genosse Schischkin, wann und wie unterrichteten Sie Ihren Schwiegervater von dem Tod Ihrer Frau?“

Iwan senkte den Blick auf seine Knie und dachte daran, wie lange er gebraucht hatte, um Pekka zu schreiben, wie er nach den richtigen Worten gesucht und sie nicht gefunden hatte.

Finnisches Karelien, Frühjahr 1946

Mittwoch, 21. März 1946

Lahja ist tot. Vor ein paar Wochen kam Iwans Brief. Sie ist verhungert, mehr schrieb er nicht darüber.

Seit drei Tagen bin ich nüchtern, vorher war ich jeden Tag seit Ankunft des Briefes betrunken und nicht mehr im Werk. Sie lassen mich gewähren, das Papier wird auch ohne mich fertig.

Da nach Kriegsende kein Brief von ihr kam, wusste ich, dass sie tot war. Ich dachte, dass sie beide tot seien, aber ein winzig kleiner Funken Hoffnung glomm doch immer weiter. Als der Brief kam und ich die Adresse in Iwans Schrift las, wusste ich, dass sie tot war. Aber der Funken erlosch nicht ganz, und um ihn noch ein wenig zu nähren, ließ ich den Brief mehrere Stunden ungeöffnet liegen. Ich saß draußen auf der Veranda, den Brief vor mir auf dem Tisch. Eiskalt war es, die Sonne zauberte Tausende von Kristallen auf den Schnee des zugefrorenen Sees und die Lichter der Kristalle zauberten dutzende Geschichten in meinen verwirrten Kopf, Geschichten, die erklärten, warum Lahja nicht selbst schrieb, sondern Iwan gebeten hatte, mir zu schreiben. Eine Geschichte war verrückter als die andere, bis mir eine mögliche, realistische, ja wahrscheinliche und vollkommen banale einfiel:

Lahja war evakuiert worden, hatte zu denen gehört, die noch vor der Belagerung aus Leningrad herausgeholt wurden, weit weg gebracht, irgendwohin, wo man ihre Arbeitskraft brauchte. Nach Kriegsende dauerte es dann Monate, bevor man sie nach Leningrad zurückkehren ließ. Sie war glücklich, Iwan dort zu finden, der den Krieg ebenfalls überlebt hatte. Nach dem ersten Rausch des Wiedersehens setzten sie sich hin und schrieben Brie-

fe, und danach bat Iwan Lahja, sie möge ihnen Tee zubereiten, während er die Umschläge beschriftete.

Bei dieser Geschichte in meinem Kopf züngelte aus dem Funken eine kleine Flamme und ich nahm den Brief vom Tisch und vermochte ihn zu öffnen.

Lahja ist tot, sie ist verhungert, die Deutschen ... und die Finnen ließen sie verhungern. Iwan arbeitet wieder als Architekt, lebt allein und will mich besuchen, wenn die Umstände es erlauben. Es war sehr mutig von ihm, das zu schreiben: wenn die Umstände es erlauben. Denn so lange Stalin lebt, werden es die Umstände nicht erlauben. Ich will ihn auch gar nicht sehen, einfach deswegen nicht, weil er noch lebt. Paradoxon nennt man das. Im Alkoholrausch der letzten Wochen hasste ich ihn, weil er lebt und Lahja tot ist. Wieder und wieder dachte ich, warum ist er nicht gefallen und Lahja lebt? Gott möge mir verzeihen.

Dienstag, 30. April 1946

Auf den Tag genau vor fünf Jahren erhielt ich Lahjas letzten Brief, ich habe meine Tagebucheintragungen noch einmal gelesen. Wenn ich mich an sie erinnere, sehe ich immer nur ein Kind vor mir. Die junge Frau, die ich damals in Wyborg in den Zug nach Leningrad steigen ließ, ist aus meinem Kopf verschwunden, aber sie ist ja nicht nur aus meinem Kopf verschwunden, sie ist wirklich nicht mehr da.

Ich muss ihm antworten. Aber was, um Gottes Willen, soll ich ihm schreiben?

Ich kann nicht aufhören, russisches Radio zu hören. Immer noch lausche ich der Stimme Lewitans, nicht jener Lewitan, der den „See“ malte, der die Reflektionen des Wassers perfekt einfing, nein, der Stimme jenes anderen Lewitans, der uns alle über den Kriegsverlauf unterrichtete-

te. Es ist, als ob ich von ihm doch noch eine andere, eine bessere Nachricht bekommen könnte. Bin ich nur alt oder bin ich inzwischen verrückt?

Beides, wahrscheinlich.

Lausitz, Sommer 1945

„Wer ist das?“

Anna starrte auf den Mann, der ihre Mutter umarmte und auf den die Schwestern losstürmten, als sei er das Christkind. Wolf ließ seine Frau los, entledigte sich nach einer Weile mit beiden Händen der ihn umfassenden Arme seiner älteren Töchter und ging auf die Jüngste zu. Mein Gott, wie sehr glich sie Anton. Dieselben grünen Augen, derselbe sichere und neugierige Ausdruck, dieselbe Eigenwilligkeit. Wolf sah auch die Überraschung und Abwehr in ihrem Gesicht, die hinter dem Rücken verschwindenden Arme, und erahnte die sich dort krampfhaft verschränkenden Hände. Er war einfühlsam genug, sie nicht zu berühren, sich ihr nicht einmal auf Tuchfühlung zu nähern, sondern ging, einen Schritt Abstand wahrend, vor ihr in die Hocke und sagte:

„Anna, dein Vater ist wieder zu Hause.“

Das Mädchen hatte keine Erinnerung an den Vater, schaute Sibylle an und erwiderte scheinbar zusammenhanglos, aber in trotzigem Ton:

„Wo ist Wladimir? Er wollte doch heute kommen und mit dir Schach spielen, Mutter?“

Wolf wandte den Blick zu seiner Frau, die mit resignierter Stimme sagte:

„Ein Offizier, der uns geholfen hat ...“, ein kurzer unsicherer Blick traf die älteren Töchter, „als der Iwan kam.“

Wolf sah reihum kurz jedem in die Augen und versuchte sich ein Bild zu machen. Es gelang ihm nicht, aber er ahnte, dass das, was von seiner Familie übriggeblieben war, sich sehr verändert hatte. Franziska und Ursula blickten zu Boden und verharrten in einer Mischung aus Scham, Unbehagen und Erleichterung. Sein Blick blieb auf Anna

haften, dem jüngsten Kind, und wieder sah er Anton, registrierte dieselbe Widerspenstigkeit wie bei seinem zweitältesten Sohn, der in Finnland gefallen war. Seine Augen suchten die seiner Frau und er fragte:

„Hast du Nachricht von Karl?“

Sibylle erwiderte:

„Ja, er gilt als vermisst. Das heißt, er ist tot, denn er kämpfte zuletzt bei Königsberg.“

„Er könnte in Gefangenschaft geraten sein, dann lebt er noch.“

Sibylle blickte stumpf an ihrem Mann vorbei:

„Ja, dann lebt er noch eine Weile – in Sibirien.“

Wolf sah die Härte in Sibylles Gesicht, hörte sie in ihrer Stimme, erahnte die Verzweiflung hinter diesem Panzer, wusste aber nicht, was er ihr Tröstendes sagen sollte, brauchte er doch selber Trost. Ein Gefühl der Machtlosigkeit überwältigte ihn. Er hatte seine Familie nicht schützen können, weder die Söhne noch die Töchter.

Anna hörte und sah, was vorging, aber sie konnte nicht begreifen, dass dieser fremde Mann ihr Vater war. An die älteren Brüder, die nie mehr wiederkommen würden, hatte sie so viele Erinnerungen – an den Vater gar keine. Sie setzte sich mit den anderen an den Tisch, um zu essen, schaute immer wieder zur Eingangstür, aber er kam nicht. Sibylle sah die Blicke ihrer jüngsten Tochter und auch sie schaute zur Tür, dachte dabei aber nicht an den russischen Offizier, sondern an ihre beiden Söhne, die tatsächlich nicht mehr wiederkommen würden. Wolf versuchte links und hilflos, mit Franziska und Ursula zu sprechen.



Anna wanderte mit ihren älteren Schwestern zur nahe gelegenen Kleinstadt, um einige Waren einzukaufen, die im Dorf nicht zu bekommen waren: Grobe Wolle für Winterstrümpfe, Knöpfe für Kittelschürzen, und vor allem nach Nudeln sollten sie fragen, denn der Vater hatte gesagt, er könne keine Kartoffeln mehr sehen und wolle einmal wieder Nudeln essen. Sibylle hatte sich mit dem Zeigefinger an die Stirn getippt und dabei gemurmelt: „Nudeln.“

Mittlerweile war so etwas wie Ordnung wiederhergestellt, auch die älteren Mädchen konnten sich frei bewegen und taten dies auch. Der Krieg war nun wirklich vorbei. Sie gingen, über Nichtigkeiten plaudernd, durch den Wald, bis sie an eine Weggabelung gelangten. Franziska, die älteste Schwester, fragte:

„Sollen wir den kürzeren oder den längeren Weg gehen?“

Die beiden anderen Mädchen antworteten unisono und ohne zu zögern:

„Den längeren.“

Sie wechselten einige, von vergangenem Grauen gezeichnete Blicke und schlugen dann schweigend den längeren Weg ein, die beiden älteren mit den Gedanken bei der Begegnung im letzten Januar. Franziska schaute auf Ursula, die mit allem am wenigsten fertig wurde. Die Begegnung im Wald hatte sie aufgewühlt, entsetzt, und die bald danach erlittenen Vergewaltigungen durch die Russen hatten sie wochenlang stumm gemacht.

Anna richtete ihre gesamte Aufmerksamkeit schon bald wieder auf den Waldboden und hielt nach Pilzen Ausschau. Zum Sammeln war keine Zeit, aber sie zeigte den Schwestern ab und zu einige Pilze, nannte sie beim Namen und erklärte ihnen, welche essbar, besonders schmackhaft

oder welche giftig waren. Franziska und Ursula hörten teilnahmslos zu, wussten sie doch, dass Annas Kenntnisse auf Wladimir zurückgingen, und den russischen Soldaten begegneten sie immer noch mit Angst und Abscheu. Jede Fähigkeit der Differenzierung war ihnen abhandengekommen. Sie hassten die Russen und sahen, dass die kleine Schwester in einen russischen Offizier vernarrt war.

In die Stille des Waldes drang plötzlich ein fernes Surren, das sich langsam näherte und dann zu einem lauten Dröhnen wurde. Die Augen der Mädchen richteten sich in den Himmel, sahen jedoch nur die Spitzen der Nadelbäume. Als das Motorengeräusch des Flugzeugs fast über ihnen war, rannte Anna vom Weg direkt in den Kiefernwald hinein, warf sich zwischen drei eng beieinander stehenden Bäumen auf den Boden, die Hände schützend über den Kopf hebend und laut schluchzend. Franziska war die einzige, die die tief fliegende Militärmaschine sah, als sie über sie hinwegflog. Sie rannte hinter Ursula her, die der kleinen Schwester gefolgt war. Die beiden knieten sich neben Anna und versuchten, sie zu beruhigen.

„Anna, der Krieg ist vorbei, er werden keine Bomben mehr geworfen.“

Anna zitterte am ganzen Leib und war nur mühsam dazu zu bewegen, die Hände herunter zu nehmen und die beiden anderen anzusehen.

„Das Flugzeug ist schon weg. Hör doch, es ist nur noch ganz leise.“

Das Mädchen richtete sich langsam auf und sah jetzt, immer noch schluchzend, auf sein nasses Kleid herunter.

Franziska sagte:

„Zieh die nasse Hose aus und lass sie hier. Das Kleid wird schnell trocknen.“

Ursula wagte einzuwenden:

„Mutter wird schimpfen, wenn wir die Hose hier lassen.“

„Unsinn. Los mach, Anna, Mutter wird das verstehen. Sie erschreckt sich auch immer noch vor Flugzeugen.“



Wolf lernte in den Wochen nach seiner Ankunft die Leute in Domlitz nach und nach kennen. Neben Alteingesessenen gab es auch ein paar Flüchtlingsfamilien aus Ostpreußen und Vertriebene aus Schlesien, die alle auf dem größten Hof Unterschlupf gefunden hatten. Die Bäuerin war mit zwei halbwüchsigen Kindern allein zurückgeblieben, ihr Mann und zwei erwachsene Söhne gefallen. Die Witwe Kulmbach, wie sie hieß, von den Russen vergewaltigt, war weder fähig noch willens, irgendeine Entscheidung zu treffen. Meistens saß sie auf der Bank im Vorgarten ihres Hauses und starrte auf den Zaun, wartete auf die Rückkehr ihres Mannes, obwohl sie die Nachricht von seinem Tod schon vor Monaten erhalten hatte. Ein junger Mann aus Ostpreußen half ihr, die Arbeit neu zu organisieren. Wolf hatte sich angeboten mitzuarbeiten, denn von der nächsten Ernte hing ihrer aller Überleben ab. Die beiden Männer waren hilflos gegenüber der Frau, die gar nicht anwesend zu sein schien, und das eigene Schicksal wirkte auf jeden so überwältigend, dass sie nur noch die unmittelbare Zukunft wahrnahmen und wahrnehmen wollten. Der Witwe Kulmbach begegneten sie beide ratlos, so verschieden sie auch waren.

Es war das erste Mal, dass Wolf mit einem Adligen zu tun hatte, und er wusste nicht recht, wie er mit dem jungen Mann reden sollte.

„Herr von ...?“

„Nennen Sie mich einfach Lewin, Herr Vogelsang, denn ohne Gut ist man auch kein ‚von‘ mehr.“

„Sie heißen Lewin mit Vornamen?“

„Ja, mein Vater war ein begeisterter Fontane-Leser.“

Wolf kannte das Werk Fontanes nicht.

„Haben Sie an der Ostfront gekämpft?“

„Ich habe gar nicht gekämpft. Meinem Vater gelang es durch Einfluss zu verhindern, dass ich eingezogen wurde.“

Wolf schwieg und dachte an Karl und Anton. Lewin las in seinem Gesicht die Erbitterung und fügte erklärend hinzu:

„Alle drei älteren Brüder sind gefallen, deshalb blieb ich verschont. Ich leitete unser Gut während der beiden letzten Jahre.“

„Was ist mit Ihren Eltern?“

„Sie wollten nicht fort aus Ostpreußen. Mein Vater erschoss sich und meine Mutter.“

Nach einem Moment der auf beiden Seiten gedankenverhangenen Lähmung fragte Wolf:

„Bleiben Sie hier in der Ostzone, Lewin?“

„Vielleicht. Es soll eine Bodenreform geben. Wenn ich eigenes Land bekäme, würde ich bleiben.“

Wolf kam in diesem Moment zu Bewusstsein, was die „Stunde Null“ bedeutete. Dieser adlige Gutsherr besaß nicht mehr als er selbst, hatte die Heimat und seine gesamte Familie verloren. Ostpreußen, Schlesien, Rheinland waren hier in diesem kleinen Ort in Brandenburg gestrandet und mussten sich jetzt irgendwie mit den Einheimischen arrangieren. Sibylle wollte so schnell wie möglich zurück nach Köln, aber er dachte an die Möglichkeiten, die die sowjetischen Kommunisten den Arbeitern und Bauern in der Ostzone vielleicht bieten würden.

Wenn sogar ein ostpreußischer Junker hier eine Chance sah, waren seine eigenen Überlegungen vielleicht doch nicht so abwegig, wie Sibylle meinte.

„Glauben Sie, Lewin, dass man uns hier irgendwann akzeptieren wird, dass wir dazugehören könnten?“

„Leicht wird das nicht, Herr Vogelsang.“

„Nennen Sie mich Wolf.“

„Kennen Sie Lamprecht?“

„Ja, er besitzt den größten Hof im Dorf und grüßt nur widerwillig zurück, wenn ich ihm begegne.“

„Für Johannes Lamprecht sind wir alle hergelaufene Habenichtse, die hier nichts zu suchen haben. Wie gesagt, leicht wird es nicht.“

Wolf ging nachdenklich nach Hause. Sollte er das wirklich wagen, einen radikalen Neuanfang? Der allein würde schon schwer genug werden, aber dazu musste er noch einen Kampf mit Sibylle ausfechten, einen wahrscheinlich aussichtslosen Kampf. Und dann waren da Franziska und Ursula, die jeden Tag fragten, wann es zurück nach Hause ginge. Sie wollten weg von dem Ort ihrer Schande, weg von den Russen. Sollte er Sibylle nach den Einzelheiten fragen? Aber was würde das ändern? Was würde es bringen, außer weiteren Schreckensbildern in seinem Kopf?



Oberstleutnant Wladimir Michailowitsch Bakunin studierte die Instruktionen der SMAD – der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland. Kommunisten und Sozialdemokraten sollte man unter den Deutschen aufspüren und in wichtige kommunale Ämter bringen, ihnen die Vision einer nun auch in Deutschland möglichen klassenlosen Gesellschaft zum Greifen nahebringen, sie am

Triumph über die Faschisten teilhaben lassen und ihnen die Möglichkeit eröffnen, für sich und ihre Familien einer besseren, nämlich sozialistischen Zukunft entgegenzusehen.

Der Russe zündete sich eine Zigarette an. Dieser Wolf bot zwei Vorteile: Er war nicht nur Sozialdemokrat, sondern ortsfremd, mit niemandem verwandt, keinem der Einheimischen verbunden oder etwas schuldig – er versprach einen vollkommenen Neuanfang in diesem kleinen Städtchen mit den umliegenden Dörfern. Wladimir schob die Instruktionen zur Seite und zog von rechts oben eine Karte vor sich, die er nun vollständig entfaltete. Domlitz war klein, die umliegenden Dörfer waren winzig, aber die riesige Heide im Nordosten und die Wälder ideal für die Errichtung eines Truppenübungsplatzes. Das ganze Gebiet schien ihm strategisch von höchster Wichtigkeit. Hier brauchte man einen tatkräftigen und überzeugten Bürgermeister. Wladimir zog an seiner Zigarette und murmelte lächelnd, während er den Rauch ausblies: „Und ortsfremd.“ Dann kam ihm Sibylle in den Sinn und das Lächeln löste sich auf. Gerade jetzt, in diesem Augenblick, in dem er seine Pläne schmiedete, arbeitete sie wahrscheinlich schon hartnäckig und zielgerichtet, wie sie war, an der Vereitelung dieser Pläne. Es war dumm von ihm gewesen, ihr seine Absichten auch nur anzudeuten und ihr damit einen Vorsprung in der Einflussnahme auf ihren Mann zu ermöglichen. Er streifte die Asche der Zigarette ab und dachte an seine erste Begegnung mit Sibylle zurück.

Nachdem er Anna im Wald aufgelesen hatte, war sie mit ihnen auf den Panzern ins Dorf gefahren. Als er, das Kind an der Hand, ins Haus getreten war, stellte Sibylle sich ihm in den Weg und schrie ihn an.

„Beruhigen Sie sich“, sagte er.

Als sie ihn Deutsch sprechen hörte, verstummte sie nur wenige Sekunden, riss dann Anna von seiner Hand und zeterte weiter:

„Meine Töchter wird kein Russe mehr anfassen!“

Er drehte sich zu zweien seiner Männer um, die nach ihm das Haus betreten hatten, und sagte auf Russisch:

„Das ist keine Babka Joschka, sondern eine Baba Jaga der schlimmeren Sorte.“

Trotzdem, ihr Mut hatte ihn damals beeindruckt.

Wolf hatte er bisher nur einmal gesehen und kurz gesprochen, aber ihm war sofort dessen Sanftmut und Nachgiebigkeit aufgefallen, das ganze Gegenteil von Sibylle. Was er aber auch gesehen hatte, waren der Respekt und die versteckte Ehrfurcht, mit denen Sibylle den politischen Kenntnissen und der bescheidenen Bildung ihres Mannes begegnete. So verschieden sie waren, sie ergänzten und achteten einander. Noch einmal blickte Wladimir auf die Landkarte, realisierte die wunderbaren Möglichkeiten der kleinen Region für militärische Zwecke, sah sowjetische Panzer – neue, moderne Panzer – über die Heide rollen, zog an seiner Zigarette und hob den Blick von der Karte.

Er schloss die Augen und sah dann seine kleine Tochter vor sich auf einem Waldweg laufen, sah Anna vor den Fliegenpilzen kauern, mit großen Augen auf die Schönheit dieses jährlich wiederkehrenden, banalen Wunders schauen. Rote, weiß besprenkelte Fliegenpilze und Panzer. Er drückte die Zigarette mit geübtem Fingergriff aus und beschwor sich selbst, seine Sentimentalitäten zur Seite zu schieben. Dennoch griff er zu dem kleinen ledernen Etui, das auf dem Tisch lag, und zog die Photographien heraus. Seine Frau und er, seine Frau und die Kinder, er mit Aljoscha, dem ältesten Sohn, und das letzte, das er im-

mer wieder betrachtete: Aljoscha in Uniform, die kleinste Schwester um die Taille gepackt hochhebend und beide dabei mit einem so strahlend ehrlichen Gesicht, dass Wladimir auch jetzt wieder die Tränen zurückdrängen musste, die Tränen und all die Erinnerungen an diesen Krieg.



Anna stürzte ins Haus, mit der rechten Hand die Tür aufstoßend, in der linken den Korb, mit dem sie seit Tagen allein durch die umliegenden Wälder streifte. Ein Teil ihrer Haare hatte sich aus dem Zopf gelöst und hing ihr wirr ins Gesicht. Die Hände waren schmutzig und auch das gerötete Gesicht zeigte dunkle Flecken, ebenso die unter dem Rocksaum sichtbaren nackten Knie.

„Ich habe ganz viele Steinpilze gefunden.“

Am Tisch der Wohnküche saßen ihre Eltern mit Wladimir, der als einziger lächelte, als sie ins Haus fiel. Sibylles Gesicht zeigte einen erschrockenen und verunsicherten Ausdruck, Wolf schaute irritiert aufgrund der unerwarteten Unterbrechung des Gesprächs mit dem russischen Offizier.

„Stell den Korb ab und geh noch eine Weile hinaus, Anna“, sagte der Vater.

Anna aber, die Wladimir seit der Rückkehr des Vaters nicht mehr gesehen hatte, lief sofort zu dem Russen und schmiegte sich in seine Arme, die er dem Kind bereitwillig entgegenstreckte.

„Babka Joschka, jetzt hast du die Steinpilze ohne mich gefunden.“

Sibylle, von dem vorangegangenen Gespräch aufgewühlt und ängstlich, ließ ihren gesamten Ärger nun an der jüngsten Tochter aus:

„Anna, du stürzt herein wie eine Wilde, siehst aus wie eine Zigeunerin, wirfst dich dem Herrn Offizier an den Hals und sagst nicht einmal die Tageszeit.“

Sie stand auf, ging um den Tisch herum und versetzte dem Kind eine Ohrfeige. Der Vater zog die Augenbrauen nach oben, wies jedoch mit dem Finger auf die Haustür:

„Raus jetzt! Spiel draußen, wir rufen dich.“

Anna verbiss sich die Tränen und schaute Wladimir an, der zuerst die Lippen und Mundwinkel nach innen zog und dann sagte:

„Deine Eltern haben Recht, Anuschka, so benimmt man sich nicht.“

Sie verließ schmollend das Haus. Sibylle setzte sich wieder hin, während Wolf und Wladimir einen kurzen Blickkontakt hatten, der auf der einen Seite Eifersucht und auf der anderen eine Art stolzer Beschämung zum Ausdruck brachte, von beiden Seiten richtig gedeutet. Diese beiden Männer verstanden sich auch wortlos. Das begriff Sibylle ebenfalls. Sie schaute auf den Küchentisch vor sich.

Niemals waren in ihrer Kindheit und frühen Jugend Dinge ausgesprochen worden, immer hatte sie sich aus Blicken, nicht gesagten, erahnten Worten und den tatsächlich stattgefundenen Ereignissen ihre eigene Version der Wahrheit erschließen müssen. In der Eifel hatten Kinder keine Fragen zu stellen, sie wurden vor vollendete Tatsachen gestellt. Und immer war es Machtlosigkeit gewesen, die sie dabei empfunden hatte. Unfähigkeit auf das Geschehene und seine Folgen irgendeinen Einfluss nehmen zu können, bis sie sich entschloss, das Eifeldorf zu verlassen und nach Köln zu gehen. Seitdem war es ihr gelungen, ihr Leben mitzugestalten. Sollte sie jetzt wieder zum Spielball der Umstände werden? Damals in Köln war ihr die politische Gesinnung ihres Mannes gleichgültig

gewesen, denn er war ein ruhiger, fleißiger und vor allem lenkbarer Mann gewesen. Ein Sozialdemokrat, ja, der sie mit ins Theater, in die Oper schleppte, aber das waren damals willkommene Abwechslungen gewesen, wenngleich sie diese als sündhafte Zeitverschwendung empfand. ‚Bildung, Bildung, Bildung‘ sei das, was der arbeitenden Klasse fehle, das wiederholte er unermüdlich. Allerdings, ohne dass *sie* einen Zugang fand zu dieser fremden bürgerlichen Welt – bis er sie das Schachspielen lehrte. Auch eine gottlose Zeitverschwendung, die ihr aber gefiel, der sie mit der Zeit sogar verfiel. Beide, Wolf und Sibylle, waren erstaunt, wie gut sie das Schachspiel verstand, wie vollendet sie es nach einiger Zeit beherrschte und wie leidenschaftlich sie selbst immer wieder darauf drängte, eine Partie zu spielen. Selbst nach der Geburt der Kinder spielten sie weiter Schach, schafften es, den Alltag für Stunden hinter sich zu lassen, ihre ganze Aufmerksamkeit den schwarzen und weißen Figuren auf dem Brett zu widmen. Den Blick vom Tisch hebend starrte sie auf die beiden Männer und dachte nun, dass sie nur eins wollte: zurück nach Köln.

Sie hörte dem sich fortsetzenden Gespräch zwischen Wladimir und Wolf wortlos zu. Vieles von dem, was der Russe wissen wollte, hatte sie ihm schon vor Wolfs Rückkehr erzählt, aber interessiert und geduldig hörte er sich jetzt die viel ausführlichere Version ihres Mannes an und stellte immer wieder Zwischenfragen.

„Welche Arbeit führten Sie in Ihrem Betrieb aus, Genosse Vogelsang?“

„Am Schluss arbeitete ich als Maschinenschlosser in der Produktion von Landmaschinen.“

„Welche Art Landmaschinen?“

„Traktoren, die eine ganze Reihe von Ackergeräten ziehen konnten, Dreschmaschinen zum Beispiel.“

„Sie könnten also auch Landmaschinen reparieren?“

„Das könnte ich, Genosse Bakunin.“

„Wann sind Ihre Kinder geboren?“

Im Gegensatz zu seiner Frau verstand Wolf den Hintergrund dieser Frage:

„Bis auf die jüngste Tochter, die wir nicht mehr erwartet hatten“, Sibylle errötete beschämt bei diesen Worten ihres Mannes, „sind alle in der Zeit der Republik von Weimar geboren, zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus. Karl 1919, Anton 1921, Franziska 1924, Ursula 1927, nur Anna dann schließlich 1935.“

„Sie wurden alle katholisch getauft?“

Wolf nickte, aber sagte dann:

„Ich habe mich bemüht, sie zu Sozialisten zu erziehen.“

Wladimirs Blick streifte Sibylle, die jedoch keine Miene verzog.



Wladimir war gegangen. Sibylle räumte die Gläser vom Tisch und setzte sich ihrem Mann gegenüber. Sie sah ihn an, während er den Blick nachdenklich auf den Tisch richtete, mit einem so hoffnungsfreudigen Gesichtsausdruck, dass Sibylle begann, sinnlos das faltenfreie Tisch-tuch mit beiden Händen glatt zu streichen. Die über den Tisch streichenden Hände ließen Wolf aufschauen:

„Die Russen wollen mich zum Bürgermeister von Domlitz machen. Ich kann bei der Errichtung eines kommunistischen Deutschlands helfen und dabei unsere Familie aus dem Nichts in eine bedeutende Zukunft führen.“

Er sah seiner Frau nun in die Augen.

„Du brauchst mir Wladimirs Propaganda nicht noch einmal zu wiederholen. Ich habe das verstanden, auch

wenn ich mit vierzehn Jahren aus der Schule gekommen bin. Aber ich will nach Köln zurück und werde nicht hier bei diesen kommunistischen Russen bleiben“, sie sah ihn mit wütendem Blick an, „kommunistischen, gottlosen Russen, die deine Söhne umgebracht und deine Töchter vergewaltigt haben.“

Das war Sibylles wirkungsvollste Waffe und sie traf auch diesmal ins Ziel – Wolf rutschte mit seinem Stuhl zurück und schaute über seine Frau hinweg auf die gegenüberliegende Wand, an der Pfannen, Schöpfkellen und Stampfer hingen. Sibylle war noch nicht fertig:

„Es gibt nicht einmal eine katholische Kirche hier. Die Leute sind alle evangelisch, und unter den Russen werden sie bald gar nichts mehr sein. Die letzten zwölf Jahre waren genug – verbrecherisch und gottlos. Hier bleibe ich nicht.“

Sibylles Stimme war laut und herrisch, Wolf dagegen blickte sie gefasst und geduldig an. So war es schon immer gewesen zwischen ihnen. Immer oder wenigstens meistens in der Vergangenheit hatte er nachgegeben. Aber dieses Mal würde er es nicht tun, denn jetzt ging es um etwas so Grundsätzliches und Wichtiges, dass er seiner Frau den Kampf ansagte:

„Dann nimm die Kinder und geh zurück nach Köln. Ich werde hierbleiben und Bürgermeister von Domlitz.“

Nach einer kurzen Pause, immer noch den Blickkontakt haltend, fuhr er mit ruhigerer Stimme fort:

„Seit ich fünfzehn Jahre alt war, habe ich in der Fabrik gearbeitet, jeden Tag zehn Stunden. Zwei Jahre habe ich sogar in Essen im Stahlwerk geschuftet, im Schichtdienst, weil es besser bezahlt wurde. Trotzdem habe ich nichts – kein Haus, keinen Wagen, kein Tier, nicht einmal einen Schrebergarten. Alles, was wir an alten Möbeln besaßen,

wurde bei den Bombenangriffen zerstört. Das Einzige, was ich besitze und auch vor den Nazis nie verleugnet habe, ist meine sozialistische Überzeugung, für die ich sechs Jahre im Gefängnis saß. Und jetzt, Sibylle, werde ich mich und uns dafür belohnen. Soll denn alles umsonst gewesen sein? Soll ich wieder in der Fabrik arbeiten, für einen Hungerlohn? Denk an die Kinder – wenn ich hier Bürgermeister werde, können sie lange zur Schule gehen, vielleicht studieren, in einem kommunistischen Staat, in dem alle Menschen gleich sind.“

Sibylle wurde erneut laut:

„Franziska und Ursula gehen nicht mehr zur Schule. Sie müssen eine Lehre machen, wie du es immer wolltest, und dann heiraten, wenn sie das noch können, nachdem, was mit ihnen passiert ist.“

Wolf sah verzweifelt aus.

Sie schaute in sein von Arbeit, Haft und Krieg gezeichnetes Gesicht, verstand seinen Enthusiasmus, seine Hoffnung auf ein so ganz anderes Leben und empfand Mitleid. Doch alles in ihr widerstrebte dieser Vision eines neuen Lebens. Und es war nicht nur ihr eingefleischter Katholizismus – instinktiv fühlte sie, dass ihr Mann einem Traumgebilde aufsaß, das Opfer einer Illusion wurde, aber sie war zu ungebildet, um ihren Zweifeln Ausdruck verleihen zu können. Gleichzeitig fühlte sie, dass ihr katholischer Glaube als einziges Argument lächerlich erscheinen musste gegenüber seinen, ein ganzes Industriearbeiterleben umspannenden Erfahrungen und der so diszipliniert und mühsam nach Feierabend erworbenen Bildung.

Sie schwieg, was ihn überraschte, aber ihr Schweigen war gleichzeitig so verzweifelt, dass jetzt er Mitleid empfand. Er sah das vierzehnjährige Mädchen vor sich, das der Mutter beraubt die ganze Familie versorgen musste,

den Ersten Weltkrieg durchstand, Zuflucht in einem belgischen Kloster suchte, aber nicht fand, und dann ihn, einen Industriearbeiter, heiratete, der ihr ein wenig Sicherheit und fünf Kinder bescherte. Dann kamen Hitler und der zweite Krieg. Er war in diesen schwersten Jahren nicht bei ihr gewesen. Den ganzen Krieg, die Bombenangriffe, den Einmarsch der Roten Armee, alles hatte sie allein durchstehen müssen, und jetzt verlangte er von ihr, dass sie mit ihm hier in der Ostzone blieb. Es fiel ihm schwer. Aber diesmal durfte er ihr nicht nachgeben, weil sie es einfach nicht überblickte, weil sie gefangen war in ihrer katholischen und bäuerlichen Erziehung.

In diesem Moment legte sie ihm ihre Hand auf seine:

„Meinst du wirklich, dass es richtig ist?“

Wolf sah zu ihr hin:

„Ja. Ich *weiß*, dass es richtig ist.“

Dann lächelte er und fragte:

„Sollen wir Schach spielen?“

Sibylle zog ihre Hand zurück und antwortete, sein Lächeln gezwungen erwidern:

„Pass auf, denn Wladimir hat mir einiges gezeigt. Ich spiele besser als vor dem Krieg.“

Wolf nahm das Stichwort auf:

„Ist Wladimir nicht der Beweis, dass es unter den Russen wirklich gute Menschen gibt?“

Sibylle reagierte nicht, holte aber das Schachspiel von der Kommode, öffnete die kleinen vergoldeten Laschen, klappte es auf und begann, die einzelnen Figuren, eine nach der anderen, vorsichtig und liebevoll auf den Tisch zu stellen. Sie überlegte dabei, ob sie ihm nachgeben sollte. Wolf wusste, was in ihr vorging.

„Schlaf eine Nacht drüber, wir müssen das nicht heute entscheiden, Bylla.“

Ihre Antwort klang versöhnlich, aber nicht resigniert:
„Wladimir hat uns gerettet, aber gottlos sind sie alle.
Wie soll Anna denn jetzt hier zur Kommunion gehen? Es
wird höchste Zeit dafür.“

Wolf verkniff sich das Grinsen und antwortete:

„Ich werde eine katholische Kirche ausfindig machen und
Anna wird ihre Erstkommunion feiern, das verspreche ich.“

Dann vertieften sie sich in ihr Spiel, und es war so, wie
in den Jahren vor dem Krieg, sie vergaßen alles um sich
her: die Kinder, die Politik und die zwischen ihnen lie-
genden ideologischen Gräben.



„Kommen Sie herein, Herr Oberstleutnant.“

Lewin trat, die Klinke in der Hand, einen Schritt zur
Seite und ließ Bakunin eintreten. Dann schloss er die Tür
und folgte dem Russen in die Küche.

„Nehmen Sie Platz.“

„Danke.“

„Darf ich Sie etwas Persönliches fragen, Herr Oberst-
leutnant?“

Bakunin nickte.

„Wie kommt es, dass Sie so gut Deutsch sprechen?“

„Ich unterrichte in Moskau deutsche Sprache und Lite-
ratur.“

Lewin lächelte:

„Schade, dass mein Vater Sie nicht mehr kennenlernen
kann, er hat viel gelesen und es mangelte ihm in Ostpreu-
ßen an kompetenten Gesprächspartnern.“

„Glauben Sie wirklich, dass ein adliger Junker sich ge-
ne mit einem sowjetischen Besatzungsoffizier unterhalten
hätte?“

„Wenn Sie das Werk Fontanes kennen, bin ich mir sogar sicher.“

Wladimir lächelte süffisant:

„Sind Sie nach Lewin von Zietzewitz benannt?“

Der Deutsche war überrascht:

„So gut kennen Sie die Romane?“

„Ich halte Fontane für den besten Prosaschriftsteller des deutschen Realismus. Warum wählte Ihr Vater für Sie ausgerechnet den Namen Lewin aus?“

„Ich hatte einfach Glück, mein ältester Bruder hieß Dubslav und meine Mutter konnte sich anscheinend nicht durchsetzen.“

Sie lachten beide.

„Was führt Sie zu mir, Herr Oberstleutnant?“

„Sie sind ein erfahrener Landwirt, Lewin. Ich möchte Ihre Meinung hören über die anderen Männer im Dorf.“

Lewins Gesichtsausdruck wurde misstrauisch und er fragte förmlich:

„Kann ich Ihnen etwas anbieten?“

Bakunin schüttelte den Kopf.

„Was halten Sie von Johannes Lamprecht? Glauben Sie, dass er mit Ihnen und den anderen Umsiedlern vernünftig zusammenarbeiten wird?“

Lewin zuckte mit den Schultern:

„Ich bin kein Prophet, aber ich denke, wenn man ihm sein Land lässt, wird er sich nicht querstellen.“

„Was ist mit Wilhelm Funke?“

Lewins Gesicht nahm einen abweisenden Ausdruck an.

„Hören Sie, Bakunin, Funke ist Kommunist und war im KZ. Ihn werden Sie ja wohl zum Bürgermeister machen – also, was wollen Sie hören?“

„Reden Sie offen. Sie haben nichts zu befürchten. Ich möchte einfach nur Ihre Meinung hören. Sie hatten viele

Leute unter sich und erweisen sich auch hier geschickt im Umgang mit den Umsiedlern und den Einheimischen. Also, was denken Sie über den Genossen Funke?“

„Er war vor dem Krieg Landarbeiter bei Lamprecht, und die beiden sind sich spinnefeind. Ob Lamprecht ihn ins KZ brachte, weiß ich nicht, das werden Sie inzwischen besser wissen. Wenn aber einer von beiden Macht über den anderen bekommt, dann wird es mit dem friedlichen Zusammenleben hier schwierig werden.“

Wladimir nickte:

„Sie bestätigen meine eigenen Eindrücke.“

Lewin fragte:

„Kann ich Ihnen nicht doch etwas anbieten?“

Wieder schüttelte Bakunin den Kopf, er wusste, wie wenig die Leute hatten.

„Was halten Sie von Wolf Vogelsang?“

„Wolf ist ein anständiger Mann und ...“, er zögerte einen kleinen Moment, „er ist ein überzeugter Sozialist, außerdem nicht fanatisch, sondern zutiefst pragmatisch.“

Wladimir verstand die Anspielung auf Wilhelm Funke. Er schaute nachdenklich in die braunen Augen Lewins:

„Pragmatisch, das mag sein, aber ist er auch stark genug, Widerständen zu trotzen?“

Lewin lächelte:

„Wenn er seine Frau dazu bringt, hier zu bleiben, wird er auch alle anderen Widerstände überwinden, die sich ihm zukünftig in den Weg stellen.“

Bakunin lachte, während Lewin immer noch lächelnd an ihm vorbei zum Fenster sah und an größere Zusammenhänge dachte:

„Herr Oberstleutnant, werden sich die Besatzungsmächte einig werden über das weitere Schicksal Deutschlands?“

„Auch ich bin kein Prophet, sondern lediglich verantwortlich für diese Dörfer hier. Ich werde in Moskau einzig danach beurteilt werden, in welchem Zustand ich Domlitz zurücklasse.“

Lewin verzog keine Miene, dachte aber, dass er den Rest seines Lebens Russen danach beurteilen würde, wie sie Ostpreußen zurückgelassen hatten. Bakunin war anders, er wusste es von Sibylle und er war sicher auch nicht der einzige. Aber es gab Bilder, die sich in einem festsetzen und die man nie mehr loswurde.

„Waren Sie in der NSDAP, Lewin?“

„Nein, aber mein Vater.“

„Warum Sie nicht?“

„Politische Parteien sind wie Uniformen, man zwingt sich hinein oder wird hineingezwungen und dann läuft man mit den anderen mit. Die Uniform wurde mir erspart und jegliche Art von Partei ersparte ich mir selbst.“

„In irgendeiner Form muss man Farbe bekennen.“

„Die Welt ist weder Schwarz noch Weiß und Rot schon gar nicht, sie ist bunt, Genosse Bakunin.“

„Hören Sie, Lewin, Sie haben auch in der russischen Literatur einen Namensvetter. Der war glücklich verheiratet, bearbeitete sein Land und erwartete nicht mehr vom Leben, als was das Leben bereit ist zu bieten. Sie waren nicht in der NSDAP und deshalb kann ich Sie trotz Ihrer Herkunft schützen. Behalten Sie Ihre Farbenlehre für sich und helfen Sie beim Aufbau dieser Gemeinde.“

Lewin sah an Bakunin vorbei.

„Das hatte ich sowieso vor.“



Wolf wurde mitten in der Nacht geweckt. Licht, Stimmen, kindliches Schluchzen. Er öffnete widerwillig die Augen und sah, wie Sibylle neben dem Bett stand und den Kopf der weinenden Anna an ihre Brust drückte.

„Was ist denn los?“ fragte er leise und unsicher.

„Nichts, schlaf weiter. Ich komme gleich wieder.“

Sibylle nahm Anna an der Hand und zog sie mit sich aus dem Zimmer. Wolf blickte verwundert auf den großen nassen Fleck von Annas Nachthemd, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und starrte an die Zimmerdecke.

Als Sibylle mit Anna in das Zimmer der Mädchen kam, hatte Franziska das nasse Laken schon von Annas Bett genommen und war dabei, die auf der Matratze liegende Matte abzuwaschen.

„Zieh das Nachthemd aus.“

Anna streifte sich das Nachthemd ab und Sibylle tauchte einen Waschlappen in die Waschsüssel auf der Kommode, wrang ihn aus und wusch Anna.

„Jetzt weine nicht mehr. Das wird vorbeigehen, es passiert ja schon immer seltener.“

Sie trocknete ihre Tochter ab und zog ihr ein frisches Nachthemd über. Anna wischte sich die letzten Tränen aus dem Gesicht, ging in Ursulas Bett und schmiegte sich an die Schwester. Ursula legte wortlos den Arm um die jüngere und blickte ängstlich auf Sibylle. Diese schwenkte mit den Augen resigniert auf Franziska, die gerade ein neues Laken über Annas Bett ausbreitete. Sie konnte nicht anders – sie dachte daran, wie viel unnötige Wäsche jetzt wieder anfiel, als ob sie nicht schon genug Arbeit hätte, kaum etwas zu essen, keine Körperseife, keine Waschseife. Dann ging ihr Blick zurück auf Ursula und Anna, sah in die verstörten Gesichter und fühlte die aufsteigenden Trä-

nen. Sie nahm sich zusammen, setzte sich auf den Bett-
rand und sagte:

„Kinder, es ist vorbei. Es ist wirklich vorbei.“

Sie stand auf:

„Franziska, schlaf du in Annas Bett und lass die beiden
heute Nacht zusammen.“ Franziska nickte nur.

Als Sibylle in ihr Schlafzimmer zurückkam, lag Wolf
noch immer wach und starrte an die Decke. Sie schloss
die Tür und sah, als sie sich umdrehte, in die fragenden
Augen ihres Mannes.

„Ich weiß nicht mehr, nach der wievielten Bomben-
nacht es anfang, aber irgendwann nässte Anna jede Nacht
ein. Seit wir dann hier in der Lausitz waren, wurde es
Stück für Stück besser, aber“, sie zögerte einen Moment
und sah ihn unsicher an, „seit du wieder da bist, passiert es
fast schon wieder jede Nacht.“

Sibylle legte sich neben ihn ins Bett und sah ihren Mann
an:

„Ich verstehe es nicht. Du bist doch nicht grob zu den
Kindern, wie andere Männer, die aus dem Krieg zurück-
kommen. Was ist bloß mit Anna los?“

Wolf erwiderte ihren Blick:

„Sie glaubt, dass ich Bakunin verdränge, dass ich ihr den
eigentlichen Vater wegnehme.“

Nun schaute Sibylle zur Decke:

„Mag sein, aber Anna wird sich fangen. Sie ist wie Toni.
Aber Ursula und Franziska müssen für eine Weile weg, sie
sind schlimmer dran.“

Wolf atmete tief:

„Dann schick sie in die Eifel.“

Sein Tonfall ließ keinen Zweifel daran, dass er nicht mehr
darüber wissen wollte, aber Sibylle verspürte das Bedürfnis,
sich einmal alles von der Seele zu reden und erwiderte:

„Sie wussten nichts vorher, Wolf, sie waren nicht einmal aufgeklärt! Es muss sie getroffen haben wie ..., wie ...“, es fielen ihr keine passenden Worte ein.

Er dachte erbittert, dass es ihre katholische Erziehung war, die die Mädchen so lange in vollständiger Unwissenheit gelassen hatte, aber dann rief er sich zur Ordnung, das war zu billig. Man konnte von niemandem verlangen, seine Töchter so zu erziehen, dass sie auf die Vergewaltigung von entfesselten Soldaten vorbereitet waren. Trotzdem: Er wollte nicht mehr davon wissen.

„Schick sie eine Weile in die Eifel, so wie du es vorhattest. Ich glaube, das wird das Beste sein. Und jetzt lass uns schlafen.“

Sibylle löschte das Licht und versank in Gedanken, hörte nach einer Weile auf das leise Schnarchen ihres Mannes, war erbittert über seine Ignoranz. Irgendwann wanderten ihre Gedanken zu den Söhnen, zu den Schlachtfeldern ... Dann kamen Gott sei Dank versöhnlichere Gefühle, denn noch nie hatte Wolf sie mit Kriegserlebnissen behelligt. Sie dachte eine Weile darüber nach, ob es besser war zu schweigen oder die verheerenden Erlebnisse zu teilen. Sie kam zu keinem Ergebnis und schlief über den Grübeleien irgendwann ein.



Wladimir und Wolf saßen sich am äußersten Ende des großen Küchentischs gegenüber und besprachen die politische Lage in der Sowjetischen Besatzungszone, während Anna am Kopfende den Platz einnahm, wo sonst ihre Mutter saß. Zum ersten Mal in ihrem Leben ging sie nun wirklich jeden Tag zur Schule, und sie lernte dort Russisch, durch Wladimirs Hilfe schneller als alle anderen

Kinder der vierten Klasse. Mit einem Bleistift schrieb sie jetzt einfache russische Wörter mit diesen wundervollen kyrillischen Schriftzeichen in ihr Heft, die Unterlippe dabei ständig mit den oberen Schneidezähnen bearbeitend. Sie war so gefangen in ihrem Tun, dass all die Begriffe, Abkürzungen und unverständlichen Sätze der deutschen Sprache nur wie durch einen Schleier vom anderen Ende des Tisches zu ihr drangen.

„Alle vier Parteien, KPD, SPD, CDU und LDP sind tatsächlich gleichberechtigt?“

Wladimir versicherte Wolf, dass dem so sei, und er betonte:

„In den drei westlichen Besatzungszonen sind noch keine Parteien zugelassen.“

Wolf nickte befriedigt. Man konnte den Russen nichts vorwerfen: Alles ging streng demokratisch vor sich und er fühlte sich unendlich erleichtert, dass er Sibylle überzeugt hatte hierzubleiben.

„Ich bin immer noch Mitglied der SPD, aber ich werde jetzt wohl ein neues Parteibuch bekommen?“

Wladimir erwiderte in bewusst nebensächlichem Tonfall:

„Wollen Sie sich das nicht noch einmal überlegen, Wolf, vielleicht treten Sie ja doch in die KPD ein?“

Wolf sah den Russen scharf an:

„Kann ich als Sozialdemokrat nicht Bürgermeister werden?“

„Doch natürlich, aber langfristig gedacht ...“, er biss sich nun ganz kurz ebenfalls auf die Unterlippe und fuhr dann in noch belangloserer Stimmlage fort, „langfristig gedacht, macht es überhaupt keinen Unterschied, ob KPD oder SPD.“

„Gegen Otto Grotewohl ist doch nichts einzuwenden. Auch er saß eine Zeit lang wegen seiner Überzeugung im Gefängnis.“

Wladimir nickte und antwortete betont jovial:

„Treten Sie in Grotewohls SPD ein, alles Weitere wird sich finden.“

Von der anderen Seite des Tisches klang Annas Stimme herüber:

„Wladimir, kannst du mir helfen? Welcher Buchstabe bedeutet ‚schtsch‘ und welcher ‚tsch‘?“

Der Russe lachte, erhob sich und ging zu Anna.

„Du sollst den Herrn Offizier nicht mit dem Vornamen und du anreden, Anna, wie oft habe ich dir das schon gesagt?“

„Lassen Sie, Genosse Vogelsang, wir beide fingen so an und ändern das jetzt auch nicht mehr, nicht wahr, Anuschka?“

Wolf beobachtete, wie der russische Offizier dann ruhig und geduldig mit Anna die einzelnen Buchstaben des kyrillischen Alphabets durchging. Nicht zum ersten Mal studierte er dabei eingehend die Gesichtszüge, die Mimik und den Charakter des Kindes, dessen Entwicklung er während der ersten zehn Jahre vollständig verpasst hatte. Äußerlich wirkte sie zerbrechlich, klein und schmal, das Gesicht zart, von einer dünnen, blassen Haut überzogen, ebenso blassrote, schmale Lippen, aber – und das war ein Kontrast, der ihn immer wieder erstaunte – schimmernde, nein, geradezu strahlende grüne Augen, neugierig, aufmerksam und niemals müde, Neues, Unbekanntes, Schwieriges zu sehen und zu verstehen. Sie schaute Wladimir in einer Weise an, die ihn manchmal eifersüchtig machte. Aber mindestens genauso, wie sie ihn als Mann verehrte, so faszinierte sie das Fremde, das Russische an ihm. Das erkannte Wolf ebenso. Bakunin bot ihr etwas Neues, Unbekanntes, wonach sie sich verzehrte, so wie Anton sich danach verzehrt hatte. Sie sah ihm so ähnlich,

auch wenn der Bruder robuster gewesen war, weniger verletzlich gewirkt hatte. Wolf war froh, dieses Kind zu haben, tief in sich spürend, dass sie es war, die ihm ein wenig Trost spendete, Trost über den Verlust der Söhne. Die beiden anderen Mädchen vermisste er kaum, sie waren in den Westen zu einem Besuch in die Eifel gefahren und Wolf verdächtigte Sibylle, dass sie ihnen eingeschärft hatte, wenn möglich, dort zu bleiben. Seit ein paar Wochen waren sie fort. Man würde sehen. Sein Blick schwenkte von Anna auf Bakunin, der nun selbst den Bleistift hielt und Anna vorführte, wie man mit lockerer Hand kyrillische Buchstaben schrieb. Bewundernd folgte sie mit den Augen der so leicht und unverkrampft vorgetragenen Fingerübung, um dann, ungeduldig auf ihrem Stuhl mit dem Hinterteil auf und nieder hüpfend, zu rufen:

„Lass mich, lass mich, ich weiß jetzt, wie das geht.“

Lächelnd reichte Wladimir ihr den Bleistift und zwinkerte Wolf zu:

„Wissen Sie, was Slawophilie ist?“

Wolf schüttelte den Kopf.

„Die Liebe zu Russland.“

Die Antwort kam trocken:

„Mir scheint diese Sla-wo-phi-lie ziemlich personen-gebunden.“



Wolf war nervös und schaute sich die übrigen Mitglieder der Ortsbodenkommission an. Er spürte, dass er sich heute als Bürgermeister bewähren musste. Bakunin saß abseits und schien nicht die Absicht zu haben einzugreifen. Aber Wolf wusste, dass er ihn genau beobachtete, denn er hatte ihn, den Sozialdemokraten, zum

Bürgermeister gemacht, und nicht Wilhelm Funke, den KPD-Mann des Ortes, der jetzt auch als erster das Wort ergriff:

„Ich schlage vor, dass wir zuerst einmal genau festlegen, was es zu verteilen gibt. Meiner Meinung nach sollten wir außer den herrenlosen einhundertzwanzig Hektar der Witwe Kulmbach auch den Besitz von Johannes Lamprecht enteignen.“

Lamprecht schnellte sofort von seinem Stuhl hoch und brüllte:

„Das könnte dir so passen, dir einen Teil meines Hofes unter den Nagel zu reißen. Von meinem Grund und Boden bekommst du nichts, Funke!“

Lewin, der als Vertreter der Umsiedler in der Kommission saß, stand nun auf und sagte:

„Beruhigen Sie sich, Herr Lamprecht, wir werden uns an Recht und Gesetz halten. Ihr Besitz ist kleiner als einhundert Hektar und deshalb von der Enteignung nicht betroffen. Wir sollten –“

Wilhelm Funke fiel ihm ins Wort:

„Achtundneunzig Hektar, das reicht doch wohl für eine Enteignung.“

Wolf sah und spürte die auf ihn gerichteten Augen Oberstleutnant Bakunins und hob beschwichtigend die Hände:

„Nun beruhigen Sie sich, meine Herren.“

Aber alle sprachen jetzt erregt durcheinander und Wolf fühlte sich für einen Moment völlig hilflos. Er spürte Bakunins Blicke auf sich gerichtet, schaute auf die wütenden Männer um sich herum und wurde dann plötzlich innerlich ruhig. In wenigen Sekunden begriff er, dass es hier nicht um Bakunins Bild von ihm ging, nicht darum, wer den Sieg in der Diskussion davontrug, sondern um die

Zukunft von Domlitz – nur darum ging es hier. Er fasste sich, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie:

„Ruhe jetzt.“

Es wurde tatsächlich still.

„Jeder kann seine Meinung sagen, aber der Reihe nach, nicht alle gleichzeitig. Genosse Funke, das Zentralkomitee Ihrer Partei, der KPD“, Wolf betonte jedes Wort, „legte die Größe der zu enteignenden Besitze bei einhundert Hektar und mehr fest. Das bedeutet, der Besitz von Hannes Lamprecht wird *nicht* enteignet, denn er ist kleiner. Wir verfügen also zur Umverteilung über die einhundertzwanzig Hektar der Witwe Kulmbach. Darüber stimmen wir jetzt ab. Wer sieht das genauso?“

Vier der fünf Kommissionsmitglieder hoben die Hand, Wilhelm Funke stimmte als einziger dagegen. Wladimir schaute nur zu und war beeindruckt, wie schnell Wolf dieses Problem löste.

„Genosse Funke, wie stellen Sie sich die Aufteilung vor?“

Wladimir blickte überrascht. Es war geschickt und diplomatisch von Wolf, jetzt Funke zu fragen. Wilhelm Funke, ebenfalls überrascht, antwortete:

„Die Vorgabe sind fünf Hektar pro Person oder Familie. Da wir aber in absehbarer Zeit einen sowjetischen Truppenübungsplatz zu versorgen haben werden, schlage ich eine großzügigere Bemessung vor.“

Lewin nickte, während Lamprecht jetzt nur noch teilnahmslos zuhörte. Ihm war es gleich, wie viel man diesen Habenichtsen zuteilte, Hauptsache sein eigenes Land blieb unangetastet.

Wolf sagte:

„Wenn Sie gestatten, mache ich einen Vorschlag.“

Die anderen sahen ihn schweigend an.

„Alle Kleinbauern von Domlitz verfügen jeweils über acht bis vierzehn Hektar. Ich schlage vor, dass wir deren Besitz auf jeweils zwanzig Hektar aufstocken. Die schlesischen Familien wollen kein Land, weil sie darauf hoffen, bald in ihre Heimat zurückzukehren. Sie wollen also erst mal weiter für Lewin arbeiten oder für Wilhelm Funke. Deshalb sollten die beiden ebenfalls jeweils zwanzig oder fünfundzwanzig Hektar bekommen.“

Funke fragte misstrauisch:

„Und Sie, Genosse Vogelsang, wie viel bekommen Sie?“

„Ich will nicht mehr als fünf Hektar, denn ich werde mich um die Maschinen kümmern, die wir uns alle wohl eine ganze Weile teilen müssen.“

Wolf blickte nacheinander jedem ins Gesicht und sah, dass alle zufrieden waren, einschließlich des russischen Offiziers. Er war ebenfalls zufrieden und begriff, dass er nur er selbst sein musste, und dass er zum ersten Mal in seinem Leben damit auch politisch erfolgreich war.

Als er nach der Versammlung mit Lewin zusammen durch das Dorf ging, spürte er dessen Achtung.

„Wolf, Sie werden bei der Kommunalwahl gewinnen. Dann haben Sie einen sicheren Stand und werden nicht mehr Bürgermeister von Bakunins Gnaden sein.“

„Aber mit Wilhelm Funke werde ich dann einen Dauerfeind im Dorf haben.“

„Der wird mit seinen zwanzig Hektar gut beschäftigt sein und wenig Zeit für Intrigen haben.“

„Und Sie, Lewin, wollen Sie nicht Parteimitglied werden?“

„Ich bin kein Kommunist und werde keiner werden. Aber hier in der Ostzone bekomme ich wenigstens ein wenig eigenes Land, deshalb bleibe ich hier.“

Sie waren bei Wolfs Haus angekommen.

„Essen Sie mit uns, Lewin, und überzeugen Sie Sibylle, dass alles gut geregelt wurde. Sie vertraut Ihrem Urteilsvermögen mehr als meinem.“

„Ich will nicht stören.“

„Sie stören uns nicht. Im Gegenteil, wenn Sie mit uns am Tisch sitzen, ist es manchmal ein wenig wie vor dem Krieg, als unsere Söhne noch da waren. Auch Anna freut sich immer, wenn Sie da sind.“

Lewin lächelte:

„Nur dass ich kein Russisch spreche und nicht Wladimir heiße.“

Lausitz, Herbst 1945

Es war sein erster öffentlicher Auftritt als Bürgermeister, noch dazu auf einer – wenn auch nur provisorisch zusammengezimmerten – Theaterbühne. So, wie er es sich erträumt hatte, förderte die sowjetische Besatzungsmacht die Kultur, vor allem die deutschen Klassiker. Bakunin hatte ihm die Auswahl eines Stückes überlassen, und nachdem er wusste, welche Dramen in Berlin, Dresden und anderen Städten aufgeführt wurden, griff er sich die von Sibylle vor dem Krieg gekaufte „Geschichte des deutschen Theaters“ und entschied sich dann für Lessings „Nathan der Weise“.

Wolf lockerte mit der linken Hand seinen zu fest sitzenden Krawattenknoten, blickte auf die Zuschauer und begann seine einleitende Rede:

„Im achtzehnten Jahrhundert verfasst, kann uns Lessings ‚Nathan‘ gerade heute wieder Vorbild für ein sich erneuerndes Menschenbild sein. Gerade in diesem Stück wird die Zeitlosigkeit der klassischen deutschen Literatur offenbar, welche damals nur von wenigen gesehen und verstanden werden konnte – jetzt aber bei einem Neuanfang auch der arbeitenden Bevölkerung, sowohl in der Stadt als auch auf dem Lande, Unterhaltung und Belehrung veranschaulicht.“

Sibylle saß vorn in der ersten Reihe und lauschte andächtig wie in der Kirche seinen Worten. So ungelenkt und linkisch er wirkte, wenn er sich die Krawatte zurechtrückte oder einen seiner Jackettärmel herunterzog, so leicht, überzeugt und eindringlich vermochte er dann doch seine Worte vorzutragen. Sie spürte, dass das Publikum ihm glaubte, weil er sich jedes Wort nicht nur genau überlegt, sondern auch den Wahrheitsgehalt aus seiner

Sicht mehrfach überprüft hatte. Sie konnte nicht anders, sie musste es in diesem Moment vor sich selber zugeben: Er war der geborene Bürgermeister für diese kleine Gemeinde im Osten Deutschlands.

Wolf setzte sich nach kurzem Applaus neben sie und griff sich zum wiederholten Mal an den Krawattenknoten. Dann folgten sie beide gemeinsam mit den übrigen Einwohnern von Domlitz und den umliegenden Dörfern der Inszenierung. Ab und zu vergewisserte sich Wolf mit einem kurzen Blick, dass Sibylle auch wirklich zuhörte. Sie starrte tatsächlich die ganze Zeit mit ungeteilter Aufmerksamkeit auf die Bühne und lauschte den Dialogen.

Während des Höhepunktes im dritten Akt beugte sich Wolf zu ihr herüber und fragte flüsternd:

„Verstehst du das?“

Sie raunte leise zurück:

„Die Ringparabel.“

Sibylle, die sich vor der Aufführung noch einmal ausführlich in der von ihr gekauften „Geschichte des deutschen Theaters“ belesen hatte, verstand das Stück genau. Sowohl ihr Verstand als auch ihr Gefühl begriffen die Tragweite der Botschaft, und dennoch blieb ein schales, unbefriedigtes, sich im Laufe des Abends zur Hoffnungslosigkeit steigerndes Gefühl in ihr zurück. Sie ließ sich nichts anmerken und sprach nach der Vorstellung mit einigen Frauen aus dem Dorf über Belanglosigkeiten des Alltags, während sich Wolf mit den Schauspielern unterhielt, die für die Aufführung extra aus Cottbus herübergekommen waren. Er spürte an diesem Abend überall die Aufbruchstimmung, die die Menschen packte, den festen Willen, auf den inneren und äußeren Trümmern etwas Neues, etwas Besseres zu errichten.

Als sie kurz vor Mitternacht nach Hause gingen, war Wolf so sehr mit sich und der Welt zufrieden, dass er Sibylles Hand ergriff und in rheinländischer Manier rhetorisch fragte:

„Was sagst du jetzt?“

Zunächst sagte sie gar nichts, nach einer Weile des Zögerns dann:

„Ich will dir nicht die gute Laune verderben.“

Ihre Hand loslassend erwiderte er gereizt:

„Der heutige Abend war in jeder Hinsicht ein Erfolg, nicht nur für mich, sondern auch als Wegweiser in eine bessere Zukunft.“

„Ich sage ja gar nichts.“

„Nun sprich schon.“

Sie suchte nach den richtigen Worten und benötigte mehrere Atemzüge, bis sie ihm antwortete:

„Vor ein paar Monaten noch brachten sich die Menschen in Europa, und nicht nur in Europa, gegenseitig um. Deutsche, Russen, Polen, Franzosen, Engländer, Amerikaner, Japaner, was weiß ich, wer nicht alles. Die Juden wollte man ausrotten. Die Erde ist noch nicht trocken von dem ganzen Blut und jetzt wird uns in diesem Theaterstück gezeigt, dass alle miteinander verwandt sind und einträchtig zusammen leben sollen. Für Karl und Toni kommt der Aufruf zu spät und für Millionen andere auch.“

Zum ersten Mal seit Kriegsende sah er sie weinen, was ihn gleichzeitig erschütterte und ärgerte. Musste das denn ausgerechnet an diesem Abend sein, an diesem für ihn so erfolgreichen Abend? Es verging kaum ein Tag, an dem er nicht an Karl und Anton dachte, heute hatte er einmal nicht an sie gedacht. Wolf legte den Arm um Sibylle, drückte mit der Hand ihre Schulter, aber tröstende Worte kamen ihm nicht über die Lippen.

Lausitz, Frühjahr 1946

Wladimir blieben nur noch wenige Wochen in der Ostzone Deutschlands, endlich würde er nach Moskau zurückkehren, nach Hause. Ein letztes Mal musste er die von ihm getroffenen Entscheidungen überprüfen, um gegebenenfalls Korrekturen vornehmen zu können und sein zukünftiges Leben nicht durch politische Anklagen, Verfahren und Verhöre zu gefährden. Dauerhaft wohlgeordnet wollte er diese Gemeinde zurücklassen und dann nur noch in Frieden leben. Gleichzeitig fürchtete er sich vor der Rückkehr, denn wie alle anderen Soldaten der Roten Armee nährte er die Hoffnung, dass nun alles anders würde als vor dem Krieg. Aber würde sich diese Hoffnung, dieser Traum erfüllen? Im Gegensatz zu dem Mann, den er jetzt erwartete, war ihm wenigstens ein Sohn geblieben und seine Töchter waren nicht vergewaltigt worden. Aber die Opfer der Sowjetunion waren unvorstellbar. Seine Augen richteten sich durch das Fenster auf den nahen Wald und er freute sich bei der Aussicht, bald wieder in die Tretjakow-Galerie gehen und die Gemälde Schischkins betrachten zu können – in die russischen Wälder der Leinwand zu versinken.

Oberstleutnant Wladimir Michailowitsch Bakunin hatte Wolf dieses Mal einbestellt und nicht zu Hause aufgesucht und der Bürgermeister von Domlitz erschien pünktlich und ein wenig besorgt, angesichts dieser formellen Unterredung. Wladimir empfing ihn allerdings so herzlich, dass Wolf sich schnell beruhigte.

Der Wodka, den der Russe eingoss, war, wie er Wolf versicherte, erst am Vortag eingetroffen und von wesentlich besserer Qualität als die Kostproben, die er ihm bisher offeriert hatte.

„Auf die Zukunft eines sozialistischen Deutschlands.“

Oberstleutnant Bakunin schaute in das breite Gesicht des Deutschen mit den milden braunen Augen und dachte, dass dieser Mann einen Vornamen trug, der so gar nicht zu ihm passte.

„Nazdorovie“, erwiderte Wolf und stieß kurz an das Glas Bakunins.

Bakunin erkundigte sich nach Sibylle, nach den schulischen Fortschritten Annas und dann nach den beiden anderen Töchtern.

„Ihre beiden älteren Töchter sind nun schon mehrere Monate im Westen, wann kehren sie zurück?“

„Genosse Bakunin, ich fürchte, sie werden nicht mehr zurückkommen. Sibylle schickte sie wahrscheinlich schon mit der Bitte oder vielleicht sogar mit der Instruktion fort, in der Eifel zu bleiben.“

Wolf sah Bakunin mit offenem Blick an:

„Wird es uns schaden, wenn die Mädchen nicht zurückkommen?“

Wladimir kämpfte einen Moment mit sich. Er umfasste seine linke Handfläche kurz mit der rechten und antwortete:

„Das wird von mir abhängen, Genosse Vogelsang.“

Wolfs Stirn legte sich in Falten, Wladimir jedoch lächelte.

„Wolf, Sie trafen eine Entscheidung, aber ich muss wissen, ob Sie dabei bleiben werden, und vor allem, ob Sie ihre Frau dauerhaft auf diese Entscheidung verpflichten können. Sie müssen begreifen, dass es hier um Stabilität und Kontinuität geht.“ Nach einem kurzen Zögern fügte er hinzu: „Denn dafür muss auch ich geradestehen.“

Der russische Offizier war dankbar, dass ihm Wolf nicht sofort überschwänglich seine Zustimmung versicherte,

sondern nachdenklich auf sein Wodkaglas schaute. Obwohl dieser Blick offensichtlich nichts mit dem Inhalt des Glases zu tun hatte, nutzte der Russe das Schweigen, um die Gläser noch einmal zu füllen. Wolf hob leicht abwehrend die Hand, war aber mit seinen Gedanken genau wie Wladimir noch immer bei der Frage. Nach einigen weiteren Momenten des Nachdenkens antwortete er:

„Sibylle wird mich und Anna nicht verlassen. Sie wird niemals eine Sozialistin werden – was Sie nicht überraschen kann, Genosse, aber sie wird mit uns hier leben.“

Oberstleutnant Bakunin sah den Deutschen durchdringend an und fragte dann:

„Weiter?“

„Was weiter?“

Noch einmal taxierte Wladimir das Gesicht seines Gegenübers mit scharfem Blick, dann entspannte sich sein Ausdruck plötzlich und er begann zu lachen. Wolf lachte nicht, sondern sah den Russen verständnislos an.

„Was sagte ich denn Komisches?“

„Gar nichts, Genosse, das ist es ja, was mich so amüsiert. Mit meinem ‚Weiter‘ wollte ich etwas über Ihre eigene, persönliche Einstellung hören, aber die scheint so klar und unumstößlich, dass Sie gar nicht glauben können, darüber noch befragt zu werden.“

Wolf war perplex und zeigte nicht einmal die Andeutung eines Lächelns.

„An meiner Einstellung und politischen Haltung, an meinen Vorstellungen für die Zukunft Deutschlands können Sie doch nicht mehr zweifeln.“

Es war keine Frage, die da aus tiefster Überzeugung hervorschoß, sondern ein geradezu empörtes Bekenntnis, um das der Russe schon lange wusste. Doch diese rückhaltlose, ehrliche Loyalität ließen Wladimir nun sowohl

in seinem Lachen als auch in seinem Reden verstummen. Gott, dieser mäßig gebildete, aber absolut aufrichtige deutsche Arbeiter, der sich in wenigen Monaten zu einem engagierten und verantwortungsbewussten Bürgermeister entwickelt hatte, dieser Mann wusste nichts vom Stalinismus. Sollte er ihn wirklich auf diesem Weg weiterführen? Ihn bestärken, diesen einmal eingeschlagenen Kurs beizubehalten? War Sibylle nicht intuitiv klüger als ihr Mann? Sollte er ihm nicht hier, unter vier Augen, einfach raten, in seine Heimatregion zurückzukehren, der stalinistischen Einflussphäre zu entfliehen? Andererseits, waren es nicht eben solche Menschen, die man brauchte, um die wahren Ideale des Kommunismus zu verwirklichen? Vor ihm saß kein Karrierist, keiner, der sein Fähnchen nach dem Wind hängte, sondern ein idealistischer und überzeugter Sozialist, der sein ganzes Leben mit eigener Hände Arbeit verdient hatte. Machten nicht auch er, Wladimir, und seine Kameraden sich Hoffnungen, dass dieser Krieg alles veränderte – dass eine Rückkehr in die stalinistische Vorkriegszeit gar nicht mehr möglich und durchsetzbar sein würde? Ja, daran wollte er, daran musste er glauben, denn sonst hätte das Überleben dieses Krieges keinen Sinn gehabt. Aus dem letzten Brief seiner Frau wusste er nun endgültig, dass Aljoscha den Krieg nicht überlebt hatte, so wenig wie Wolfs Söhne. Es musste eine erfolgreiche sozialistische Zukunft für sie alle geben, sonst wären diese Opfer sinnlos gewesen.

Wladimir blickte auf und sah Wolf wie durch einen Nebel an:

„KPD und SPD werden sich in Kürze zu einer Einheitspartei zusammenschließen. Was halten Sie davon, Wolf?“

Die Ankündigung kam nicht völlig unerwartet, aber der Deutsche fragte zweifelnd:

„Ist damit wirklich eine Mehrheit in der SPD einverstanden?“

„Mich interessiert im Moment nur, ob *Sie* damit einverstanden sind, Genosse.“

„Was ist mit Otto Grotewohl, stimmt er dem Zusammenschluss zu?“

„Das wird er. Aber was ist mit Ihnen, Wolf?“

Nach einigen Minuten des Nachdenkens, die Wladimir ihm gab, erwiderte Wolf:

„Die Zerrissenheit der Linken war einer der Gründe für das Scheitern der Weimarer Republik. Ja, ich befürworte einen Zusammenschluss.“

Wladimir hatte ein schlechtes Gewissen. Und darum wollte er Wolf irgendeinen Vertrauensbeweis liefern, irgendeine Verbindung mit ihm haben, die nicht von der Partei vorgegeben war. Er hob noch einmal das Glas und sagte:

„Im letzten Brief meiner Frau stand, dass unser ältester Sohn gefallen ist ... Auf ... auf unsere gefallenen Söhne.“

Genauso wie Wladimir schluckte Wolf schon, bevor er trank.

Russisches Karelien, Sommer 1947

Iwan erwachte in seiner Datscha an dem kleinen See im russischen Karelien und fröstelte. Er warf nur einen kurzen Blick auf die neben ihm liegende Natascha. Mit langsamen Bewegungen stieg er aus dem Bett und zog sich leise an, nicht aus Rücksichtnahme gegenüber der noch Schlafenden – nein, er wollte nur ohne Gespräch, ohne Fragen und Antworten, der Situation entfliehen. Wenn er von seinem morgendlichen Ausflug zurückkam, war sie fort, das wusste er.

Auf dem Steg angekommen, band er das Boot los, verharrte in seiner gehockten Haltung und schaute auf den in der Morgensonne leuchtenden See. Er war viel kleiner als der Wygsee, aber er gehörte ihm allein, denn seine Datscha war die einzige hier. Tiefhängende, dünne Nebelschwaden schwebten über der Oberfläche, zwischen denen die Strahlen der Sonne ein leicht orangefarbenes Licht aufs Wasser warfen. Bewegunglos starrte er auf dieses Farbspiel der Natur, so als könnte die kleinste Verschiebung seines Körpers die Harmonie zerstören.

Nach einer Weile richtete er sich auf, warf die Leine ins Boot und sprang selbst hinein, setzte sich auf das quer eingelassene Holzbrett, stemmte mit geübter Bewegung die Ruder ins Wasser und ließ sich hineingleiten, in die wabernden Wölkchen und gefilterten Sonnenstrahlen. Mit langsamen, gleichmäßigen Bewegungen ruderte er das Boot in einen breiten Seitenarm des Sees und ließ sich dann treiben, bis zu einem zweiten, kleinen Holzsteg, an dem er das Boot festmachte, um von dort aus in den Wald zu gehen.

Anderthalb, zwei Stunden ging er durch die kalte Morgenluft, versuchte, nicht zu denken, sondern nur diesen

neuen Tag zu sehen. Er sah die zwischen den Bäumen durchdringenden Strahlen der Sonne auf dem feuchten Boden, dem Laub und auf den Baumstämmen, sog die morgendlich kalte Luft ein und roch den Wald – einen Geruch, den er mit Worten nicht hätte beschreiben können, und der doch so klar und unverwechselbar und zu jeder Jahreszeit anders war. Die erwachende Natur des Frühlings roch trotz der vergleichbaren Feuchte anders als die des Herbstes, während Sommer und Winter auch hier im Wald so klar geschieden waren wie in Leningrad die stickige Ofenluft der kalten Jahreszeit von der ein wenig Fäulnis atmenden Hitzeluft in den Sommermonaten.

Als er an den See zurückkehrte, lag dieser klar und ohne Nebel vor ihm. Eine seltene Windstille und ein ebenso seltener wolkenloser Himmel erzeugten nun eine glatte, blaue Oberfläche, wie er sie hier noch nie zuvor gesehen hatte. Die Natur überraschte einen immer wieder mit neuen, unerwarteten Eindrücken, für die man offene Augen brauchte, offene Augen, die das Leben in der Stadt auf Dauer verengte, vielleicht sogar verschloss. Iwan löste seinen Blick von der Wasseroberfläche. Auf der anderen Seite des Sees sah er seine kleine Holzhütte, in der er so viele Stunden mit Lahja verbracht hatte, die körperliche Liebe genauso genießend wie die langen Gespräche über Literatur oder den Austausch von Kindheitserinnerungen. Erst Lahja war es gelungen, seinen Widerwillen gegen die Gemälde Schischkins zu brechen. Sie hatte diesen Widerwillen einfach fortgelacht und hatte ihm den eigentlich so einfachen, ironischen Weg in die Emanzipation von seinem bis dahin erdrückenden Namensvetter geöffnet.

Nun nicht mehr gedankenlos ruderte er zu seiner Datscha und fand auf dem Tisch eine Thermoskanne mit heißem Tee und einen zugedeckten Teller. Iwan zog das Tuch

herunter und aß, mit nun doch aufkeimendem schlechtem Gewissen, die Piroggen. Die Hungersnot war gekommen, und er wurde von Pjotr und Natascha durchgefüttert. Während in Leningrad schon wieder Kinder hungers starben, schlief er mit Natascha. Iwan goss sich Tee ein und ging mit der Tasse hinaus auf die kleine Veranda, zündete sich eine Zigarette an und beruhigte sein Gewissen. Er zwang sie ja schließlich nicht, sie gab sich ihm freiwillig. Er wusste, dass sie ihn bald verlassen würde. Sie wollte heiraten, Kinder, eine Familie. Alle wollten das, nur er nicht. Er wollte Frieden finden, inneren Frieden. Und diesem Frieden fühlte er sich im Moment sogar ein Stückchen näher. War es die Sonne, die glatte Oberfläche des Sees oder die Nachwirkung der Lichtspiele des Waldes?

Auf den See schauend blies er den Rauch aus. Alle Überlegungen wichen einem einzigen Gefühl, das ihn überraschte und einfach da war: Zum ersten Mal seit Kriegsende beglückte ihn das einfache Bewusstsein, überlebt zu haben. Er drückte die Zigarette aus, atmete die Stille und seine Augen wanderten über das Schilf, die Wasseroberfläche bis zum gegenüberliegenden Seeufer in den Wald. Die Schönheit des gegenwärtigen Augenblicks schob sich mit aller Macht vor die Vergangenheit und er fühlte eine erleichternde Distanz zu den Toten, zu Lahja, zu den Kameraden. Reine Lebensfreude durchströmte seinen Körper. Er zog sich auf der Veranda aus, ging auf den Steg und sprang kopfüber in den See. Als er auftauchte, wusste er, dass es nur ein Moment war. Aber es gelang ihm, diesen Moment zu genießen.

Zweiter Teil

Leningrad, Spätsommer 1953

Eine Horde wilder Männer, genauer gesagt: Kosaken, gruppiert um einen Tisch, einige sitzend, andere stehend, aber alle grinsend oder lachend über das, was einer von ihnen mit einer Feder auf ein Blatt Papier schreibt. Rechts im Zentrum steht ein wohlbeleibter Kosak mit langem, weißem Schnurrbart, bekleidet mit einer weißen Pelzmütze und einem offenen, roten Mantel, der sich vor Lachen mit den Händen den dicken Wanst hält.

Iwan betrachtete lächelnd Repins Bild „Die Saporoscher Kosaken schreiben einen Brief an den türkischen Sultan“. Er studierte die wilden Gesichter dieser frechen Kerle und verstand gut, dass Repin an diesem Bild mehr als zehn Jahre gearbeitet hatte. Er fragte sich gerade, wie viele Einzelstudien der Maler wohl hatte zeichnen müssen, um am Ende all diese Visagen für das Gruppenbild zusammen zu haben, als sich ihm eine Hand auf die Schulter legte und hinter ihm jemand sagte:

„Schön, dass Sie wieder lächeln können, Schischkin.“

Iwan drehte sich überrascht um und blickte in verschmitzte, saphirblaue Augen.

„Knorosow!“

Sie schüttelten sich die Hände und Iwan fragte:

„Was führt Sie nach Leningrad, Juri Walentinowitsch?“

„Ich arbeite seit etwa einem Jahr im Institut für Ethnographie und habe mich schon öfter gefragt, wann wir uns über den Weg laufen würden.“

Sie verließen das Museum und setzten sich im spätsommerlich strahlenden Garten des Michael-Palastes auf eine Bank. Zunächst berichtete Iwan von seiner Arbeit der letzten Jahre und schloss mit den Worten:

„Das neueste Projekt, an dem ich jetzt mitarbeite, sind die kunstvollen Metrostationen, die in wenigen Jahren eröffnet werden sollen.“

„Werden sie ebenso schön wie die in Moskau?“

„Ich hoffe, sie werden die Moskauer Stationen noch um einiges übertreffen“, antwortete Iwan lächelnd.

Knorosow bot ihm eine Zigarette an und Iwan entflammte ein Streichholz, mit dem er zuerst Knorosows, dann seine eigene Zigarette anzündete.

„Und Sie, Juri Walentinowitsch, lesen Sie immer noch ägyptische Bilderrätsel?“

Knorosow lachte:

„Nein, aber es ist mir gelungen, eine altindianische Schrift Zentralamerikas zu entschlüsseln.“

„Was für eine Schrift?“

„Die Schrift der Maya-Indianer.“

Iwan sah ihn ungläubig an:

„Waren Sie denn in Mexiko oder Mittelamerika, Genosse?“

„Nein. An der Universität in Moskau schrieb ich nach dem Krieg zuerst eine Doktorarbeit über das Maya-Alphabet, das ein spanischer Franziskanermönch in Mexiko im sechzehnten Jahrhundert aufzeichnete. Das wurde dann zum Ausgangspunkt für weitere Forschungen, denn der Mönch überlieferte das Alphabet einer Schrift, die gar kein Alphabet hat.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Ganz einfach, der Mönch fragte Indianer auf Spanisch, was denn A oder B oder T auf Maya heiße, und schrieb das auf, was ihm die Leute antworteten, ohne begriffen zu haben, dass er die falschen Fragen stellte.“

Iwan zog an seiner Zigarette und schaute, während er den Rauch ausblies, nachdenklich auf den Michael-Palast, der von der Nachmittagssonne angestrahlt wurde.

„Ich weiß nur, dass es alphabetische Schriften und Bilderschriften gibt. Ist die Mayaschrift dann eine Bilderschrift?“

Er blickte in Knorosows Augen und dieser schüttelte den Kopf:

„Es gibt alle möglichen Schriften. Neben den alphabetischen und Bilderschriften gibt es Wortschriften, wo jedes Zeichen einem Wort entspricht. Es gibt aber auch Silbenschriften, und es gibt Mischformen. Die Keilschrift der Sumerer oder die Schrift der Hethiter beispielsweise sind Kombinationen aus Silbenzeichen und Wortzeichen.“

Juri sah Iwan an:

„Verstehen Sie das?“

Iwan nickte und fragte:

„Aber was hat das eine mit dem anderen zu tun?“

„Bei all diesen Schriften, auch bei der Mayaschrift, handelt es sich um antike Schriften. Was man im Westen nicht wahrhaben will – warum begreife ich allerdings nicht – ist, dass es durchaus Analogien zwischen diesen anderen und der Mayaschrift gibt.“

Iwan horchte auf:

„Was heißt das: Man will das im Westen nicht wahrhaben? Sind Ihre Forschungen denn veröffentlicht und im Westen bekannt?“

„Ja, aber man lehnt meine Erkenntnisse rundweg als kommunistische Hirngespinnste ab.“

„Was hat denn die Schrift eines indianischen Volkes mit Kommunismus zu tun?“

„Nichts, Iwan Iwanowitsch, nichts.“

Während sich Knorosow eine neue Zigarette ansteckte, dachte Iwan immer noch über Schriften nach und fragte:

„Sind Sie sich ihrer Sache denn wirklich sicher?“

„Ja, ich habe an zahlreichen Beispielen bewiesen, dass Maya eine Silbenschrift ist. Vielleicht auch eine Misch-

form aus Wortzeichen oder Logogrammen und aus Silbenzeichen – also eine logosyllabische Schrift.“

Iwan sah ihn an, noch immer zweifelnd:

„Auf welcher Grundlage beruhen denn Ihre Forschungsergebnisse? Ich meine, was konkret lag Ihnen denn zur Entschlüsselung vor?“

Knorosow war froh, neben jemandem zu sitzen, der tatsächlich interessiert war. Er fühlte sich nicht gekränkt durch die Fragen und schaute Iwan direkt in die Augen.

„Wir konnten den Krieg nicht nur gewinnen, Iwan Iwanowitsch, sondern unsere Kameraden brachten neben vielem nutzlosen Zeug auch wirklich wertvolle Beute mit aus Deutschland.“

Iwan zog fragend die Augenbrauen nach oben. Knorosow grinste.

„Aus der Staatsbibliothek in Berlin gelangte ein Mayakodex nach Moskau, den man mir bald nach dem Krieg zeigte. Und dann machte ich mich einfach an die Arbeit. Wissen Sie, Schischkin, man raubte den Deutschen vieles sinnlos und zu Unrecht, aber dass dieser Kodex in meine Hände geriet, das war ein Glücksfall für die Menschheitskultur.“

Iwan war angesteckt von Knorosows Enthusiasmus und fragte:

„Warum erkennt man Ihre Leistung im Westen nicht an?“

„Weil der leitende Mayaforscher der USA den Kommunismus, die Sowjetunion und natürlich den Genossen Stalin hasst.“

Er machte eine Pause, zog an seiner Zigarette und fuhr fort:

„Dieser Mann erträgt es nicht, dass ein sowjetischer Wissenschaftler, ein Russe, der im ‚Reich des Bösen‘ lebt,

das geschafft hat, was Generationen von Gelehrten im Westen vergeblich versucht haben. Noch dazu jemand –“ Knorosows blaue Augen strahlten Iwan nun wieder an, „noch dazu jemand, der noch nie mexikanischen oder zentralamerikanischen Boden betreten, sondern dieses Rätsel einfach aufgrund umfassender Kenntnis antiker Sprachen in seiner Leningrader Studierstube gelöst hat.“

Iwan lachte:

„Ein Schlag ins Gesicht des sich so überlegen fühlenden Westens.“

Iwan fragte ihn noch mehr, denn diese Geschichte faszinierte und belustigte ihn gleichermaßen, und Knorosow lud ihn ein, doch einmal ins Institut für Ethnographie zu kommen und ihn in der alten Kunstkammer Peters des Großen zu besuchen.

„Hat sich in Ihrem Institut seit März etwas merklich verändert?“

Juri Walentinowitschs Gesicht nahm wieder jenen ernsten, versteinert wirkenden und Iwan so vertrauten Ausdruck an, und erst nach einigen Momenten des Nachdenkens antwortete er:

„Eigentlich beschäftige ich mich nie mit Politik. Meine Kollegen sprachen mit mir nie über Politik. Und das hat sich seit Stalins Tod auch nicht geändert. Man hält mich wohl für einen hoffnungslos verschrobenen Eigenbrötler, zu meinem Glück aber auch für einen genialen Eigenbrötler.“

„Tatsächlich? Wie kommen Ihre Kollegen nur darauf?“

Knorosow grinste ihn an:

„Besuchen Sie mich in der alten Kunstkammer. Man hat von dort einen herrlichen Blick auf die Newa und den Winterpalast.“

Als Iwan die Fontanka entlang nach Hause ging, dachte er über die maßlose Ignoranz und Arroganz des Westens

nach. Knorosow hatte vom „Reich des Bösen“ gesprochen. Ob sich dieses Bild jetzt, nach Stalins Tod, wandeln würde?

Lausitz, Frühjahr 1952

Wolf und Sibylle standen gemeinsam mit Lewin am Straßenrand und schauten auf die vorbeimarschierende Freie Deutsche Jugend ihrer kleinen Stadt, uniformiert, im Gleichschritt und laut singend:

„Brüder, zur Sonne, zur Freiheit,
Brüder zum Lichte empor!
Hell aus dem dunklen Vergangnen
leuchtet die Zukunft hervor.“

Sibylle sah ihre Tochter mit dem zarten Gesicht, dem rötlich-blonden, geflochtenen Zopf, den schlanken Körper in der FDJ-Uniform und dachte, dass das Mädchen noch nie eine Fronleichnamsprozession gesehen, geschweige denn an einer teilgenommen hatte, stattdessen am 1. Mai kommunistische Lieder sang. Anna lächelte ihren Eltern zu, während sie gemeinsam mit den anderen schmetterte:

„Seht, wie der Zug von Millionen,
endlos aus Nächtigem quillt,
bis euer Sehnsucht Verlangen
Himmel und Nacht überschwillt.
Brüder, in eins nun die Hände,
Brüder, das Sterben verlacht.
Ewig der Sklaverei ein Ende,
heilig die letzte Schlacht.“

Die Tochter war vorbei und Sibylle dachte, dass es vor einigen Jahren noch „Die Wacht am Rhein“ gewesen war, der sie zuhören musste, jetzt „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“. Wie lange lag es zurück, dass sie an einer Messe teilgenommen, die Kommunion empfangen hatte ... Sie sah ihren Mann an und sagte:

„Ich gehe nach Hause, Wolf“, und als er zu einer Erwi-

derung ansetzte, fügte sie hinzu, „am Tag der Arbeit kann man ruhig ein bisschen arbeiten.“

Sie wandte sich von ihm ab, drückte Lewin kurz den Unterarm, zwängte sich durch die gedrängte Menge des Straßenrandes und ging dann schnellen Schrittes davon. Wolf sah ihr kurz nach und richtete seinen Blick dann wieder auf die Parade. Anna war vorbei und er dachte, wie gut sie sich hier entwickelte. Sie wuchs zu einer überzeugten Sozialistin heran, war ehrgeizig in der Schule und – er grinste – die Jungen piffen ihr manchmal auf der Straße hinterher. Sibylles strenger katholischer Moral verdankten sie, dass Anna sich um die Jungen nicht scherte, was ihn beruhigte. Diesen Teil der Erziehung überließ er seiner Frau, an die er nun mit zwiespältigen Gefühlen dachte. Sie hatte sich eingelebt, genoss Haus und Garten, die Privilegien der Ehefrau eines Parteifunktionärs, aber zugeben mochte sie es nicht. Ihm gegenüber nörgelte sie nach wie vor und schimpfte auf die gottlosen Kommunisten.

Lewin sprach Wolf an:

„Ärgere dich nicht, Wolf, deine Frau meint es nicht böse.“

„Im Grunde denkst du doch genauso wie Sibylle, nur dass du wirklich nicht mehr nach Hause kannst.“

„Verspürst du nicht manchmal den Wunsch, nach Köln zurückzukehren?“

„Ich müsste verrückt sein. So gut ist es uns noch nie gegangen und Sibylle weiß das auch, sie will es nur nicht zugeben.“

„Ging es euch denn so schlecht in Köln?“

Wolf sah Lewin in die Augen:

„Kannst du dir vorstellen, dass Sibylle und ich mit fünf Kindern in einer kleinen Dreizimmerwohnung lebten?“

Der größte Raum war die Wohnküche, im zweiten Zimmer schlief ich mit meinen beiden Söhnen, in dem dritten Sibylle mit den Mädchen.“

Lewin schüttelte leicht den Kopf und er konnte es sich wirklich nicht vorstellen, fragte sich jedoch, wie Wolf und Sibylle überhaupt zu ihren fünf Kindern gekommen waren.

Der Bürgermeister saß nach der Parade noch mit einigen Parteigenossen zusammen, holte Anna dann in dem kleinen FDJ-Heim ab und ging mit ihr nach Hause.

„Ich habe mit dem Genossen Stein gesprochen. Er sagt, du bist die Beste im Russischunterricht. Er meint sogar, dass du als Einzige überhaupt richtig Russisch sprichst.“

Ihre grünen Augen strahlten:

„Meine ersten russischen Wörter und Sätze lernte ich von Wladimir.“

Wolf fragte sich nicht zum ersten Mal, ob es möglich war, dass sich ein neunjähriges Mädchen verliebte. Anna dachte nach all den Jahren immer noch an den russischen Offizier, den er allerdings auch selbst in bester Erinnerung hatte.

„Was sagte Stein denn sonst noch?“

„Deine Leistungen sind so gut, dass du wahrscheinlich nach der Schule auf die Universität wechseln könntest.“

„Wirklich?“, fragte sie gespielt überrascht, denn genau das war ihr Ziel.

Wolf sah sie an.

„Vielleicht solltest du dir mal eine Universitätsstadt ansehen?“

„In Berlin waren wir doch schon.“

„In zwei Wochen muss ich zu einem Parteikongress nach Dresden, möchtest du mitkommen?“

Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu:

„Deine Mutter hat schon gesagt, dass sie keine Lust hat.“

Anna stimmte zu, auch wenn die Ausflüge mit dem Vater immer ein wenig anstrengend waren, denn er machte aus allem eine Prüfung in Kultur. Aber sie war stolz auf ihn, auf seine Vergangenheit als Industriearbeiter. Ihr Vater war kein politischer Aufsteiger, nein, ein Mann aus der arbeitenden Klasse, der von den meisten Menschen ihrer Umgebung geachtet wurde, selbst von denen, die Anna verdächtigte, nicht wirklich vom Kommunismus überzeugt zu sein. Inzwischen stand sie ihm näher als ihrer Mutter, weil sie durch die Erziehung in der DDR seine politische Grundhaltung teilte. Sie sah ihn an und fragte lächelnd:

„Mit Zweifeln an der kommunistischen Idee umzugehen, das übst du täglich zu Hause mit Mutter, nicht wahr?“

Wolf fragte ernst:

„Wie kommst du denn jetzt darauf? Das solltest du lieber nicht zu laut sagen.“

„Außer zu dir, sage ich das zu niemandem.“

„Das hoffe ich. Was wir zu Hause reden, was deine Mutter denkt und sagt, geht niemanden etwas an.“

Plötzlich ging ihm auf, was er da gerade sagte. Mein Gott, so hatte er in der Nazizeit auch mit Karl und Anton gesprochen. Ach was – das konnte man nun wirklich nicht vergleichen.



Pflichtschuldig, aber ohne großes Interesse las sie die Broschüre über die Alten und Neuen Meister in den Dresdener Museen, die Wolf ihr gegeben hatte, versuchte sich die Namen und Lebensdaten von ihr völlig unbekanntem

Malern zu merken: Blechen, Friedrich, Canaletto. Die kleinen Schwarz-weiß-Reproduktionen vermochten ihr Interesse nicht zu steigern. Anna saß am Küchentisch und murmelte:

„Caspar David Friedrich, 1774 bis 1840.“

Sibylle bügelte Blusen und Hemden und warf ab und zu einen Blick auf ihre Künstlernamen und Jahreszahlen repetierende Tochter. Jetzt sah sie kurz aus dem Fenster, in einen wolkenverhangenen, wenig sommerlichen Junitag. Während sie mit dem Bügeleisen ein weißes Hemd ihres Mannes bearbeitete, gingen ihre Gedanken zurück in die Vorkriegszeit, als sie an einem trüben Herbsttag ihre älteste Tochter Franziska beobachtet hatte, die damals das Textheft einer Oper lesen musste. Auch das war eine von Wolfs Maßnahmen zur Kulturerziehung gewesen. Musik, Malerei, Literatur – als ob das sinnvolle Beschäftigungen für heranwachsende Töchter seien. Sie selbst konnte im gleichen Alter schon für eine ganze Familie kochen, waschen, bügeln, putzen. Gott, lag das lange zurück, noch vor dem Ersten Weltkrieg. Damals wollte sie diesem Leben entfliehen –, war ihm entflohen, und jetzt sehnte sie sich zurück in die Eifel, zu ihren samstäglichen Wanderungen zum Beichten ins Kloster Mariawald. Stattdessen saß sie im tiefsten Brandenburg, gefangen in einer Gesellschaft, die von der Verwirklichung des Sozialismus träumte, von einem Arbeiter- und Bauernstaat, auch wenn, zu ihrer inneren Befriedigung, vielen das Träumen inzwischen vergangen war. Wolf allerdings nicht. Andererseits gab sie sich selbst gegenüber auch zu, dass das Leben nun leichter war als in Köln, mit dem eigenen kleinen Haus, dem Garten, der sie unabhängig von Märkten und Geschäften machte. Sie hängte das fertige Hemd auf einen Bügel, griff nach einer von Annas blauen FDJ-Blusen und

seufzte. Wenn sie doch nur regelmäßig zur Messe gehen könnte, dann wäre sie eigentlich ganz zufrieden. Die letzten Jahre gingen ihr durch den Kopf.

Zu Beginn hatte sie noch Erkundigungen angestellt nach der nächstgelegenen katholischen Kirche. In Neuzelle gab es eine katholische Diaspora. Dort hatte Anna nach dem Krieg auch ihre Erstkommunion empfangen, aber für einen regelmäßigen Kirchgang war das viel zu weit weg. Religiosität war nicht gut angesehen in der DDR, vor allem nicht bei der Frau eines Bürgermeisters. Und irgendwann hatte sie es aufgegeben. Selbst viele evangelische Kirchen wurden nicht mehr für Gottesdienste genutzt. Die DDR war nun schon der vierte deutsche Staat, in dem sie lebte, und wahrscheinlich nicht der letzte, aber auch davon wollte Wolf nichts hören.

Sibylle blickte von der Bluse auf, weil Anna aufhörte zu murmeln und die Broschüre zuklappte. In diesem Moment zuckte der kurze Lichtschein eines Blitzes in die Wohnküche und einige Sekunden später folgte das Donnern. Anna begann mit provozierendem, lautem Gekloppler den Tisch für das Abendessen zu decken, obwohl sie wusste, dass es erst nach dem Gewitter stattfinden würde. Die Mutter raunte denn auch mit einem Blick auf das über der Tür hängende Kreuz:

„Wer schläft, den lass schlafen, wer betet, den lass beten, den Fresser schlag tot.“

Wenn der Vater jetzt nach Hause kam, gäbe es wieder eine Diskussion oder sogar einen Streit über Aberglauben, einen Disput, den Anna selbst gerne begonnen hätte, aber gegen ihre Mutter kam sie nicht an, jedenfalls nicht innerhalb des Hauses. Widerwillig griff sie noch einmal nach der Broschüre, das Gewitter würde ja nicht ewig dauern.

Dresden, Frühjahr 1952

Vater und Tochter gingen durch die Säle von Schloss Pillnitz und betrachteten unbefangen und kenntnislos die Gemälde, hier und dort dem jeweils anderen versichernd, dass einem ein Bild besonders gut gefalle. Anna blätterte in ihrer Broschüre und sah suchend um sich, die Bilder des Museums immer wieder mit ihrem Heft abgleichend. Erst als sie zu den Werken Canalettos gelangten, entspann sich ein Gespräch.

„Sag mal, aus welcher Zeit stammt diese Einführung hier?“

„Aus der Vorkriegszeit, warum fragst du?“

„Die Meisterwerke, die hier ausführlicher beschrieben werden, sind alle nicht da.“

Wolf nahm ihr die Broschüre aus der Hand, las und blätterte. Dürer, Holbein, Cranach, Elsheimer und Menzel waren als Vertreter der deutschen Schule angeführt, dann Werke der italienischen Renaissance von Raffael, Tizian, Veronese, Tintoretto, die Spanier Velázquez, Zurbarán, Ribera und Murillo, aber es fehlten an den Wänden auch Rembrandt, Vermeer, Rubens und van Dyck. Er schüttelte den Kopf und reichte Anna das Heft zurück.

Dann betrachteten sie staunend die Stadtansichten von Dresden, die Canaletto im achtzehnten Jahrhundert gemalt hatte.

„Man nennt das Veduten, steht hier.“

„Du meinst die Stadtansicht?“

Sie nickte:

„Außer Dresden soll er vor allem Bilder von Venedig gemalt haben.“

Drei Gemälde von der Dresdner Altstadt wurden gezeigt, alle aus verschiedenen Perspektiven – Frauenkirche,

Zwinger und Augustusbrücke besonders hervorhebend.

„So hat Dresden einmal ausgesehen?“

Anna sah ihren Vater an, auch der war maßlos überrascht.

„Es scheint so, Anna, aber ich habe die Stadt vor dem Krieg nicht gekannt.“

Er schloss einen kurzen Moment die Augen und dachte an Toni, der als einziger der Familie jemals eine Reise unternommen hatte und dessen Ansichtskarte aus Dresden Sibylle über den Krieg hatte retten können. Anton hätte ihnen beschreiben können, wie Dresden vor dem Krieg aussah, aber er lag irgendwo im hohen Norden unter finnischer Erde. Wolf öffnete die Augen, blickte zuerst in Annas grüne Augen und dann noch einmal auf Canalettos Gemälde.

Nach diesem ersten Rundgang schlossen sie sich einer Führung an, denn Wolf wollte nicht weiter so ahnungslos an den Bildern vorbeilaufen, und er sah, dass Anna jetzt wirklich interessiert war. Als sie an den Landschaften der Romantiker vorbeizogen und den Erklärungen der älteren Dame folgten, die ihnen in breitem Sächsisch die Symbolik von Wald, Klosterruinen und Mond für die romantischen Maler erklärte, flüsterte Anna ihrem Vater lächelnd zu:

„Na, für *die* Bilder hätten wir eigentlich keine Führung gebraucht, ich finde, die sprechen für sich.“

Das Mädchen war begeistert und schaute sich nach dem Rundgang noch einmal ausführlich die Gemälde mit Abend- und Mondlicht an. Eine Waldlandschaft mit zwei Männern im Mondschein, ein Hafen im Mondschein und Dresden mit der Frauenkirche im Zentrum, ebenfalls im Mondschein. Vor allem dieses letzte Bild von Johan Christian Dahl betrachtete sie minutenlang, begreifend,

welche Leistung es war, die nächtlichen Lichtverhältnisse am Himmel mit Farben einzufangen und sie sich dann auch noch im Fluss spiegeln zu lassen.

Wolf sprach währenddessen mit der Museumsführerin und fragte sie nach den vielen fehlenden Meisterwerken. Etwas verlegen antwortete diese:

„Die Russen haben sie nach dem Krieg mit nach Moskau genommen, denn sie waren weit außerhalb der Stadt wohl unsachgemäß eingelagert worden.“

Wolf setzte ein verständnisvolles Gesicht auf:

„Dann sind sie in der Sowjetunion sicher besser aufgehoben.“

Dieser erste Museumsbesuch überwältigte sie bereits so sehr, dass Anna ihrem Vater abends eröffnete, Kunstgeschichte studieren zu wollen. Wolf nahm diesen euphorischen Vorsatz seiner halbwüchsigen Tochter nicht ernst, aber als er spätabends allein noch einen Spaziergang an der Elbe machte, sich das Mondlicht im Fluss spiegeln sah, fühlte er so etwas wie Glück und fragte sich, wann er das letzte Mal eine solche Empfindung gehabt hatte. Er erinnerte sich nicht. Eines aber wusste er in diesem Moment: Gleich, was Anna einmal sein wollte, in der DDR konnte sie das schaffen. Sie war das einzige Kind, das ihm geblieben war – die Söhne tot, die anderen Töchter im Westen –, aber Anna standen alle Türen offen. Und er war froh, dass sie so begeisterungsfähig und begabt war, und er war genauso froh – ein breites Grinsen überzog in diesem Moment sein Gesicht –, dass sie so wenig Interesse an dem zeigte, was Sibylle für wichtig hielt: Religion, Kochen, Bügeln, Putzen und was sonst noch alles. Nur für das Schachspielen konnte er Anna nicht gewinnen, denn darin vermochte sie ihrer Mutter nicht das Wasser zu reichen und das ärgerte seine ehrgeizige Tochter, weshalb sie vorgab, das Spiel langweilig zu finden.

Verträumt schaute Wolf auf das glitzernde Wasser des Flusses und dachte an seine Frau, die so eigen war und auf die er dennoch und vielleicht auch gerade deshalb niemals verzichten könnte. Wenn sie doch nur imstande wäre, die besseren Lebensverhältnisse zu würdigen. Er fragte sich, was sie so unzufrieden machte – die Abwesenheit der katholischen Kirche? Der Verlust der Heimat, der ihm selber manchmal zu schaffen machte? Oder der Verlust der Söhne, der sie beide gleichermaßen in Momente der Verzweiflung stürzte? Er wusste es nicht, denn sie sprach nicht, vermochte die eigenen Gefühle nicht zu artikulieren, ja vielleicht nicht einmal richtig zu denken.

Lausitz, Sommer 1952

Sibylle kam außer Atem ins Haus gestürzt und rief schon im Flur:

„Lamprecht ist weg.“

Wolf saß am Küchentisch über den Zahlen der diesjährigen Ernte in seiner Gemeinde und blickte auf.

„Was heißt das: Lamprecht ist weg?“, fragte er, als Sibylle die Küche betrat.

„Die Schlesier sagen, er sei nach Berlin gefahren, um von dort aus in den Westen zu kommen.“

Wolf legte den Stift aus der Hand und starrte Sibylle an.

„Das kann doch nicht wahr sein.“

„Doch, er scheint sich einem der Männer anvertraut zu haben.“

„Es ist wegen der Kollektivierung.“

Sibylle nickte. Wolf stand auf, ging an seiner Frau vorbei in den Flur, zog sich dort seine Jacke über und sagte rückwärtsgewandt:

„Ich gehe zu Lewin, zum Abendessen bin ich wieder zurück.“

„Bring Lewin mit, er kann mit uns essen.“

Wolf ging über die Hauptstraße und betrachtete die langgestreckten Gebäude der Höfe, unten aus Bruchsteinen, darüber aus Backsteinen gemauert. Die Abendsonne beleuchtete alles mit einem milden Licht und er dachte verzweifelt, wie gut sie in den vergangenen Jahren gewirtschaftet hatten, und jetzt wurde wieder alles verändert.

Der letzte Hof im Osten war Lewins Besitz geworden. Hierhin ging Wolf häufig, denn hier lag auch der Maschinenhof, den er selbst verwaltete und betreute. Lewin lud Milchkanen vom Wagen, die Frauen waren ge-

rade vom Melken zurückgekommen. Wolf half ihm, dann gingen sie gemeinsam ins Haus.

„Was sagst du zu Lamprecht?“

Lewin stellte zwei Gläser auf den Tisch, goss jedem einen klaren Schnaps ein und setzte sich. Er leerte sein Glas mit einem Schluck und sah Wolf dann in die Augen:

„Er wollte sein Land nicht verlieren, er ist wegen der Gründung der LPG weg.“

„Aber es wird doch keiner gezwungen. Er hätte doch so weiter machen können wie bisher.“

Lewin lachte sarkastisch.

„Das glaubst du doch selbst nicht, Wolf. Du weißt, dass Funke die LPG leiten wird. Früher arbeitete er für Hannes Lamprecht. Seine Enteignung konnte Funke 45 nicht durchsetzen, aber jetzt hätte er ihm das Leben so schwer wie möglich gemacht.“

„Wir sind doch auch noch da. Der Maschinenhof wird jetzt in eine richtige MAS umgewandelt und die werde ich leiten. Funke kann doch nicht machen, was er will.“

„Wolf, wir haben jedes Jahr, auch ohne LPG, unser Soll übererfüllt. Wir sind ein Musterbeispiel für funktionierende Landwirtschaft.“

„Ja, weil wir größere Nutzflächen haben. Viele der Fünfhektarbetriebe arbeiten aber nicht rentabel. Die Bodenreform hat zu viel Klein-Klein gebracht. Bei uns muss sich doch nicht viel ändern. Lass Wilhelm Funke sich mit einigen zur LPG zusammenschließen, es werden genug andere übrigbleiben.“

Lewin stützte mit der linken Hand seinen Kopf und winkte mit der rechten ab.

„Mach dir nichts vor, Wolf, die LPGs werden so bevorteilt, dass wir am Ende keine Wahl mehr haben. Und ohne Hannes wird es noch schwieriger, weil Funke sich

diese knapp hundert Hektar auch noch für die LPG unter den Nagel reißen wird.“

Wolf stand auf, klopfte Lewin auf die Schulter und sagte:

„Ach was, Junge, du siehst zu schwarz. Sibylle wartet mit dem Abendessen und lässt dir ausrichten, dass du herzlich eingeladen bist.“

„Ich sehe nicht schwarz, sondern eigentlich nur noch rot. Lass mal, wir reden in den nächsten Tagen darüber. Außerdem habe ich Anna versprochen, mit ihr für die Literaturprüfung der Oberschule zu lernen. Sag Sibylle vielen Dank. Bis morgen.“



Lewin und Anna saßen an einem Kopfende des Küchentisches über Eck, während Sibylle am anderen Ende Steinpilze säuberte und schnitt. Sie weigerte sich nicht mehr, Pilzgerichte zuzubereiten, seit Lewin ihr versichert hatte, dass sie Annas Kenntnissen trauen konnte. Einen großen Korb voll hatte Anna am frühen Nachmittag aus dem Wald geholt.

Sibylle blickte von den Pilzen hoch zum anderen Ende des Tisches, wo Lewin die beiden Lehrbücher Annas begutachtete. Er blätterte, las ein paar Zeilen, blätterte weiter und schüttelte manchmal den Kopf. ‚Wenn er nicht evangelisch wäre, dann wäre das genau der richtige Mann für Anna‘, dachte Sibylle, aber der Umgang der beiden miteinander machte da auch wenig Hoffnung.

„Anna, lass dich von diesem Unsinn nicht verblenden.“

„Aber hier werden doch wörtliche Zitate aus Briefen von Fontane angeführt, die beweisen, dass er dem Sozialismus gegenüber offen war.“

„Nein, Anna, hier steht es ja sogar wörtlich: ‚So wird Fontane – je reifer, desto mehr – zur schwankenden Gestalt, zu einem Menschen und Schriftsteller, der für keine der kämpfenden Klassen oder Parteien wirklich zuverlässig ist. Er ist durch Gefühlstraditionen seiner Entwicklung, durch ästhetisch-moralische Sympathien am meisten, an den märkischen Adel gebunden.‘“

Anna lehnte sich mit Schmollmund in ihrem Stuhl zurück:

„Aber das ist doch widersprüchlich. Er hat diese unerträgliche Klassengesellschaft doch selbst beschrieben und vor allem täglich vor sich gesehen. Denk nur an ‚Irrungen, Wirrungen‘ oder an ‚Frau Jenny Treibel‘.“

Lewin zog resigniert die Augenbrauen nach oben.

„Wenn du in der Prüfung danach gefragt wirst, dann schreib das, was hier steht, aber versuche dir die Welt auch einmal anders als sozialistisch vorzustellen. Das muss kein verabscheuungswürdiger Abgrund sein.“

„Warum bist du dann überhaupt hier, Lewin? Ich meine, hier in der DDR?“

Sibylle ließ die das Messer haltende Hand auf den Tisch sinken und sagte:

„Anna, jetzt reicht es aber. Lewin versucht dir zu helfen und du beleidigst ihn.“

„Lass nur“, er wandte sich wieder Anna zu, „ich habe dir die Romane und Novellen Fontanes gegeben. Lies sie alle und lies sie ohne ideologische Brille, wenn du dazu noch fähig bist.“

In diesem Moment kam Wolf herein, schaute einmal in die Runde und sagte gut gelaunt:

„Na, dann werden wir heute also ein gutes Pilzomelette essen. Guten Abend.“

Sibylle wies mit einer Kopfbewegung zum anderen Ende des Tisches:

„Anna nimmt mal wieder keine Lehre an.“

Lewin schüttelte lächelnd den Kopf:

„Sie interessiert sich wenigstens wirklich und möchte verstehen, mehr kann man in dem Alter nicht verlangen.“

Anna gab ein empörtes „Pah!“ von sich.

Als sie dann gemeinsam zu Abend aßen, fragte sich Lewin, wo er hingeraten war. Sie waren nett, diese Vögelsangs, aber bewegte sich das alles nicht unter seinem Niveau? Wenn seine Eltern ihn hier sehen würden – in der DDR, am Tisch mit einer Arbeiterfamilie, im Besitz von zwanzig Hektar Land, die Kollektivierung immer als Damoklesschwert über sich spürend.

Wolf holte ihn aus seinen Gedanken, so als hätte er sie lesen können:

„Lewin, ich bin hier in unserer Gemeinde mit der Kollektivierung auch nicht einverstanden. Du hattest Recht mit dem, was du gestern sagtest. Wir sind ein Musterbeispiel für funktionierende Landwirtschaft. Ich werde alles dafür tun, dass Funke uns in Ruhe weitermachen lässt.“

Lewin wollte sich beruhigen lassen, denn er sah keine Alternative.

„Auf die Dauer hängt es nicht von Wilhelm Funke ab, sondern davon, was sich das ZK in Berlin ausdenkt. Aber es stimmt schon, Wolf, man wird auf die Erträge schauen, denn alles andere wäre Wahnsinn.“

Sibylle stellte eine Flasche auf den Tisch.

„Jetzt hört doch mal auf mit der Politik. Hier ist eine frisch aus dem Westen angekommene Flasche Rheinwein. Den lassen wir uns jetzt schmecken.“

Nach dem zweiten Glas schämte sich Lewin seines Standsdünkels. Es waren wirklich nette Leute.

Anna begleitete ihn in den Garten, als er ging.

„Ich werde versuchen, Fontane unvoreingenommen zu lesen.“

„Es ist ja nicht alles falsch, was in dem Buch steht, aber benutze deinen Verstand. Gute Nacht.“

Anna sah ihm nach und dachte, wie schön es war, ihn zu haben. Klug und gebildet, so viel reifer als sie selbst, ersetzte er ihr ein wenig die gefallenen älteren Brüder. Was sie aber immer noch am meisten für ihn einnahm, war der Umstand, dass Wladimir ihn geschätzt hatte. Daran erinnerte sie sich genau.

Sie stand noch eine ganze Weile draußen und schaute weiter nach Osten, wo die Kiefern von den letzten Strahlen der Abendsonne in ein klares, sanftes Licht getaucht wurden.

Lausitz, Sylvester 1952/53

Das neue Jahr 1953 begrüßten sie um Mitternacht zu dritt mit Sekt: Sibylle, Wolf und Anna. Allen offiziellen Verpflichtungen hatte sich der Bürgermeister entzogen, damit würdigte er auch, dass Sibylle sich in der DDR ein wenig heimischer zu fühlen begann, und dass Anna, die beste Schülerin ihres Jahrgangs, geradewegs auf ein Universitätsstudium zu steuerte. Sie prosteten sich zu und Wolf fühlte zum ersten Mal seit Kriegsende beide Frauen an seinem Körper, Sibylle rechts und Anna links, und beide mit dem Kopf an seinen Schultern. Er konnte es kaum glauben. Nachdem Anna ins Bett gegangen war, schlug Sibylle eine Schachpartie vor.

„Einen Neujahrsempfang machst du dieses Jahr doch auch nicht, oder?“

Er schüttelte den Kopf.

„Dann müssen wir morgen ja nicht früh aufstehen.“

Wolf lachte, holte selbst das Schachbrett von der Kommode und baute auf.

„Meine abergläubische Frau beginnt, wie immer, mit schwarz.“

Sibylle lächelte. Bei der ersten Partie, die sie gegen ihren Mann gewonnen hatte, waren die schwarzen Figuren ihre gewesen, so dass sie danach nie mehr, außer gegen Wladimir, eine Partie eröffnet hatte.

Die schwarzen und weißen Figuren auf dem Brett stimmten sie beide milde, denn die Anstrengung der mathematisch-logischen Regionen des Gehirns drängte die Gedanken an den Alltag in eine untergeordnete, unwichtigere Dimension. Wolf blickte wegen der Kollektivierung mit gemischten Gefühlen in dieses neue Jahr 1953, während Sibylle in dieser Nacht wenigstens nicht der Vergangenheit nachhing.

Stunde um Stunde spielten sie und sprachen kein Wort, so, wie sie es schon immer gehalten hatten, aber sie beobachteten sich während dieser Zeit genau, immer dann, wenn der andere am Zug war. Zwar galten die Hauptgedanken dem Schachspiel, aber zumindest kurzzeitig, nur scheinbar flüchtig, mischten sich eigenartige und sehr subjektive Charakterstudien über den jeweils anderen in die Überlegungen. Charakterstudien, die kein anderer Mensch verstanden hätte, die bisweilen im Zusammenhang mit dem Spiel standen und dann wieder vollkommen anderen Lebenssituationen entnommen waren. Und nur hier, nur im Schachspiel, wurden sie immer zugunsten des anderen ausgelegt, während es im Alltag gerade entgegengesetzt war.

Sibylle führte die kleine Rochade aus, betrachtete ihre gut entwickelte Stellung im Mittelfeld und dann das Gesicht ihres Mannes, dessen Augen angestrengt die Positionen der einzelnen Figuren abtasteten. Er suchte nach einer Möglichkeit zum Angriff. Wolf war überlegter als sie, vorsichtiger, eher zum Rückzug bereit, aber beharrlich, wenn er etwas für richtig hielt. Er wollte einen Teil der Landwirtschaft seiner Gemeinde ohne LPG weiterführen und in diesem Moment traute Sibylle ihm zu, dass er das schaffte.

Es folgte ein schneller Abtausch von Figuren. Einige Bauern fielen, Läufer wurde gegen Springer, Springer gegen Läufer getauscht. Dann war Sibylle am Zug, und Wolf schaute in ihr unbewegtes Gesicht. Mit allem wurde sie fertig, scheinbar nichts warf sie aus der Bahn. Die Eifel brachte einen merkwürdigen Menschenschlag hervor.

Lausitz, Frühjahr/Sommer 1953

„Wolf, wird die DDR politische Korrekturen vornehmen?“

Sie gingen am späten Nachmittag über die Felder nahe des sowjetischen Truppenübungsplatzes Richtung Osten und spürten die tiefstehende Sonne im Rücken.

„Nach allem, was aus Gesprächen der inneren Parteizirkel zu uns nach unten dringt: Nein, man scheint in Berlin keinerlei Veränderungen akzeptieren zu wollen.“

Lewin schüttelte den Kopf:

„Stalin ist schon seit zwei Monaten tot, und die Sowjetunion verändert ihren Kurs. Die können doch in Ostberlin nicht einfach so weitermachen wie bisher.“

Wolf hatte Angst, er fühlte sich zum ersten Mal als Spielball, machtlos, spürte, dass alles in die falsche Richtung lief. Er sah Lewin schweigend und resigniert an. Der war aufgebracht:

„Selbst Funke ist wütend.“

Wolf fragte überrascht:

„Du hast mit Funke gesprochen?“

„Ja. Sein Bruder ist Industriearbeiter in Cottbus. Die Normerhöhung der SED um zehn Prozent bringt das Fass zum Überlaufen.“

Eigentlich musste man Wolf das nicht erklären, er kannte das Los der Fabrikarbeiter genau, aber er versuchte sich selbst und auch Lewin zu beschwichtigen:

„Soviel ich höre, kann es dennoch sein, dass der Ministerrat vielleicht einige Korrekturen vornehmen wird. Die Beschränkung der Lebensmittelkarten wird möglicherweise aufgehoben.“

„Was soll das denn ändern? Die Arbeiter müssen noch einmal ein Zehntel mehr erwirtschaften, obwohl sie Hun-

gerlöhne bekommen und man ihnen jeden Tag erzählt, sie lebten im Paradies der Werktätigen.“

Wolf schwieg, ließ seinen Blick über die im Licht der Sonne glänzenden Roggenfelder gleiten. Lewin hörte zu viel Westradio, dachte er. Aber dann gestand er sich ein, dass das zu einfach war.

„Gibt es in diesem Jahr kein Frühjahrsmanöver?“

Lewin zuckte mit den Schultern und wies mit dem Kopf in Richtung der Heide, dem Truppenübungsplatz.

„So sehr mich das Geschützfeuer sonst stört, die Ruhe ist mir unheimlich.“

„Lewin, du siehst alles zu schwarz. Warten wir ab, es wird schon nicht so schlimm werden.“

Lewin wollte das Thema wechseln, es hatte keinen Sinn.

„Was wird mit Anna?“

„Sie wird im Herbst in Berlin mit dem Studium beginnen.“

„Für welche Fächer hat sie sich entschieden?“

„Kunstgeschichte und russische Literatur.“

Lewin schüttelte den Kopf:

„Das hatte ich befürchtet. Warum nicht Germanistik, warum nicht deutsche Literatur?“

Wolf sah ihn von der Seite an:

„Du kennst Anna. Erinnerst du dich an Bakunin?“

Lewin nickte.

„Von Bakunin hörte ich zum ersten Mal das Wort Slawophilie und er wandte es damals auf die zehnjährige Anna an. Er behielt Recht.“

„Es ist furchtbar, wie die Kinder und Halbwüchsigen indoktriniert werden.“

Wolf widersprach:

„Davon konnte kurz nach Kriegsende noch nicht die Rede sein. Das Kind ist damals dem Mann verfallen –

eine ernüchternde Erfahrung für den aus dem Krieg nach Hause kommenden Vater.“

Lewin blickte wieder in Richtung der Heide und murmelte:

„Dem Mann und dem Sieger ist sie verfallen.“



Zum ersten Mal bezog er in einer offiziellen Parteiversammlung Stellung, vorsichtig zwar, aber dennoch klar:

„Die Normen müssen erfüllt werden. Der Gedanke an das Ganze darf auch dem Einzelnen nicht verloren gehen – dem kann man nur zustimmen. Aber gleichzeitig, Genossen, muss doch das eigentliche Ziel erreichbar scheinen, nämlich den Arbeitern ein besseres Leben zu ermöglichen, als sie es vorher hatten.“

„Wollen Sie damit andeuten, dass es dem Arbeiter in der Deutschen Demokratischen Republik nicht besser geht als im Faschismus?“

Wolf schüttelte ehrlich empört den Kopf:

„Selbstverständlich nicht, Genosse, gerade ich weiß, wie das Leben des Arbeiters im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und unter den Nazis war. Aber sollte man nicht doch noch einmal genauer auf das sehen, was gerade in der Sowjetunion geschieht? Dort scheinen Kurskorrekturen vorgenommen zu werden.“

„Wollen Sie das Andenken des Genossen Stalin beschädigen?“

„Natürlich nicht!“

Am Ende zeigte man ihm klar seine Grenzen:

„Genosse Vogelsang, Sie sind Bürgermeister von Domlitz, haben keine Industriearbeiter in ihrem Bezirk, und“, die Stimme des SED-Funktionärs wurde drohend, „ein

Teil ihrer Familie ist in den kapitalistischen Westen gezogen. Sie sollten sich mit kritischen Äußerungen zum Arbeiter- und Bauernstaat der DDR zurückhalten.“

Während der Busfahrt zurück nach Domlitz spürte er Angst. War er zu weit gegangen? Würde seine Offenheit Folgen haben für seine Familie? Hatte er Annas vielversprechende Zukunft in Gefahr gebracht? Er hätte sich ohrfeigen mögen, denn alle Erfahrung lehrte einen doch, dass es besser war, den Mund zu halten – nein – noch besser war es, mit den Wölfen zu heulen. Nun huschte doch ein Lächeln über sein Gesicht: Vor allem als Wolf sollte man mit den Artgenossen heulen.

Dann stieg er aus dem Bus und sah überrascht auf Anna, die mit einem merkwürdig verzweifelten Gesichtsausdruck auf ihn wartete.

„Was ist los?“, fragte er statt einer Begrüßung.

Sie vergewisserte sich mit einem Rundumblick, dass ihnen niemand zuhörte, und raunte:

„Lewin ist verschwunden.“

Wolf schloss sekundenlang die Augen.

„Auch das noch ...“

Er fasste sich für den Moment, grüßte einige Genossen seiner Gemeinde und war froh, dass ihn niemand auf Lewin ansprach, wenn er auch in einigen Gesichtern Fragen und Zweifel las.

„Komm“, er drückte seine rechte Hand kurz auf Annas Rücken. „Seid ihr sicher, dass er nicht nur einen seiner spontanen Kurzausflüge macht?“

„Ja, wir sind sicher. Er ist nachts verschwunden und hat einen Brief für dich bei uns eingeworfen.“

„Was steht drin?“

„Vater, der Brief ist an dich adressiert. Ich bat Mutter, ihn nicht zu lesen.“

Als sie zu Hause ankamen, ging Sibylle gerade mit der Gießkanne durch den Garten.

„Wolf“, sie stellte die Gießkanne ab und lief vor den beiden ins Haus, nahm den Brief vom Küchentisch und reichte ihn ihrem Mann. Der riss ihn auf und las, fuhr sich mit einer Hand durch die Haare und schaute dann Sibylle an:

„Er schreibt, dass es ihm sehr leidtut, aber dass er nicht anders kann. Zuerst will er nach Bayern, wo er entfernte Verwandte hat, und dann versuchen, nach Kanada auszuwandern. Dir soll ich ausrichten, dass seine Lage eine ganz andere ist als unsere. Er habe nur verloren, wir aber viel gewonnen.“

Dann schaute Wolf seine Tochter an:

„Anna, dir wünscht Lewin viel Glück und Erfolg im Studium“, er senkte noch einmal den Blick auf die Zeilen und las laut vor, „Anna, pass dich an, wenn es sein muss, aber verlerne nicht das eigene Denken, gebrauche deinen klugen Kopf.“

Während sich Sibylle auf einen der Stühle fallen ließ, traten Anna Tränen in die Augen.

„Warum hat er uns vorher nichts gesagt?“

Wolf legte den Brief auf den Tisch und antwortete:

„Weil er wusste, dass wir mit aller Macht versucht hätten, ihn zurückzuhalten.“



Wolf war verzweifelt, er verlor den kompetentesten Landwirt seiner Gemeinde und er verlor einen Freund. Politisch waren sie selten einer Meinung, aber sie respektierten und mochten sich. Jetzt war er weg und Wolf fühlte sich alleingelassen, allein mit den Herausforderungen

der Kollektivierung, allein mit seinen Zweifeln an der Politik der SED und allein gegenüber Wilhelm Funke.

Als er am 12. Juni die Titelseite des „Neuen Deutschland“ sah, der Zeitung, die er täglich las, keimte eine kleine Hoffnung in ihm auf. Die Beschränkung bei der Ausgabe der Lebensmittelkarten war tatsächlich aufgehoben worden, aber wichtiger noch: Republikflüchtige Personen erhielten nach ihrer Rückkehr in die DDR ihr Eigentum zurück. Vielleicht überlegte Lewin es sich, vielleicht kam er wieder.

Doch fünf Tage später kam etwas ganz anderes, der 17. Juni, ein Arbeiteraufstand – das wussten alle in der DDR. Wolf erfuhr durch viele Gespräche sehr genau, wie es zum Widerstand gekommen war, und zum ersten Mal erlebte er, wie im „Neuen Deutschland“ die Tatsachen komplett verdreht wurden. Als er schließlich las, dass man Adenauer persönlich für den Aufstand verantwortlich machte, legte er das ND für ein paar Wochen täglich ungelesen auf den Wohnzimmertisch, wo Anna es sich manchmal nachmittags griff und las.

Dann war sie fort, zum Studium in Ostberlin. Kunstgeschichte und Russisch waren die Fächer, für die sie sich am Ende tatsächlich entschieden und für die sie auch einen Studienplatz bekommen hatte. Dieser Umstand war es, mit dem er sich selbst und seine Frau immer wieder zu beschwichtigen versuchte.

Sibylle jedoch versank in Schweigen, weigerte sich, über Lewins Flucht zu sprechen, weigerte sich, den Brief selbst zu lesen, stürzte sich in die Gartenarbeit, begann vor der Zeit aus halbprohen Früchten Marmelade zu kochen und schlief in Annas Zimmer. Seit Jahren hatten sie keine körperliche Beziehung mehr, waren beide zu alt und zu erschöpft, aber dennoch verstand Wolf die Botschaft. Er ignorierte diese Botschaft, gab keinen Kommentar ab,

bis sie sich beide beruhigt hatten, bis das Leben wieder dahinplätscherte, bis beide anfangen, sich an Annas und Lewins Abwesenheit zu gewöhnen.

Ende Juli saß Wolf dann sonntagsabends das ND wieder lesend am Küchentisch, während Sibylle das Geschirr abwusch.

„Hör mal, was hier in der Zeitung steht.“

Sibylle schrubhte gerade eine Pfanne:

„Was denn?“

„Am Montag Eröffnung der sowjetischen Kunstausstellung. Die Ausstellung ‚Sowjetische und vorrevolutionäre russische Kunst‘ wird am Montag, den 27. Juli, 11 Uhr, von Minister Dr. h. c. Paul Wandel im Nordflügel des Pergamon-Museums eröffnet.“

Wolf blickte von der Zeitung hoch:

„Das ist doch was für Anna. Die Ausstellung wird sie sich bestimmt ansehen.“

„Was sind das denn für Bilder?“

Wolf beugte sich wieder über die Zeitung und las laut:

„Diese Ausstellung, die hervorragende, bisher noch nicht im Ausland gezeigte Werke der Moskauer Staatlichen Tretjakow-Galerie enthält ... und so weiter, und so weiter. Ganz am Ende steht: ‚Sie wird anschließend im Dresdner Albertinum gezeigt werden.‘ Sollen wir da nicht hinfahren und uns die Ausstellung auch ansehen?“

„Jetzt im Sommer habe ich keine Zeit, ich muss Obst und Gemüse für den Winter einmachen.“

„Wenn die Ausstellung morgen erst in Berlin beginnt, dann wird sie bestimmt nicht vor September in Dresden gezeigt.“

Sibylle bewegte andere Gedanken:

„Meinst du denn, dass Anna das alles schafft, so allein in Berlin, an der Universität und dieses ganze gelehrte Zeug?“

„So ähnlich hast du mich auch schon gefragt, als sie die Oberschule besuchte. Inzwischen wissen wir doch, was sie kann.“

Sibylle trocknete den letzten Topf mit einem Küchentuch ab, bückte sich, um ihn unter dem Spülbecken in ein Regal zu stellen und wandte sich dann, mit dem Handtuch ihre Hände trockenreibend, ihrem Mann zu:

„Dass Franziska uns in ihrem letzten Brief schrieb, dass sie ihren Paul geheiratet hat, bedeutet dir wohl gar nichts?“

„Ich sagte dir doch, dass ich mich darüber freue.“

„Ja, aber eigentlich ist es dir egal.“

Er sah sie resigniert an und suchte nach Worten.

„Sibylle, deine Generation von Frauen hatte keine Wahl und trotzdem hast du verzweifelt nach Möglichkeiten gesucht: Kloster, Dienstmädchen und am Ende dann doch die Ehe. Franziska hätte andere Möglichkeiten gehabt, wenn sie hier geblieben wäre, so, wie Anna sie jetzt hat.“

„Frauen müssen was vom Haushalt verstehen, egal was sie sonst machen.“

Wolf wollte diese ermüdende Diskussion an dem Abend nicht ein weiteres Mal führen, legte das ND aus der Hand und antwortete:

„Komm, lass uns ein bisschen spazieren gehen, es ist nicht mehr so heiß. Die Kinder sind erst mal weg und wir müssen sehen, wo wir bleiben.“

Diesmal gelang ihm die Entwaffnung.

Ostberlin, Sommer 1953

Anna las einen Brief ihres Vaters, in dem er sie fragte, ob sie die Ausstellung der russischen Gemälde schon gesehen habe, und in dem er ihr einen aus dem ND ausgeschnittenen Artikel über die vorrevolutionäre russische Malerei schickte. Er vermutete, sie konzentriere sich vielleicht zu sehr auf die zeitgenössischen, sowjetischen Maler, schrieb er und fügte mit Verweis auf den beiliegenden Zeitungsausschnitt hinzu, dass ihm auch die vorrevolutionäre Malerei des russischen Realismus als lohnenswertes Studienobjekt erscheine. Lächelnd legte sie den Brief aus der Hand, denn sie hatte sich beim Besuch der Ausstellung tatsächlich auf die sowjetische Malerei fixiert, aber auch deshalb, weil ihre Konzentration für die Masse der ausgestellten Gemälde und Graphiken einfach nicht ausreichte.

Schon am nächsten Wochenende besuchte Anna die Ausstellung ein zweites Mal und nahm den Artikel des ND als Leitfaden mit ins Pergamonmuseum. In der SBahn sitzend dachte sie über ihre neue Situation nach. Seit sie in Berlin im Studentenwohnheim lebte, regelmäßig die Kurse und Vorlesungen besuchte, war sie noch arbeitsamer und auch noch ehrgeiziger geworden. Ihre Befürchtungen, an der Universität mit ihren Russischkenntnissen nicht mehr hervorzustechen, hatten sich nicht bewahrheitet, denn sie war die Beste im fortgeschrittenen russischen Sprachkurs. In der Kunstgeschichte dagegen musste sie fast alles aufholen, denn hier traf sie auf Mitstudenten, die aus wesentlich gebildeteren Elternhäusern stammten. Sie jonglierten leicht und locker mit Begriffen wie Renaissance, Barock, Neoklassizismus, Romantik und Realismus, während sie selbst sich in mühevoller Arbeit erst einmal einen grundsätzlichen Überblick verschaffen musste, und auch nur

ganz langsam ein Verständnis für die Fähigkeiten der einzelnen Künstler entwickelte.

Sie ging über die an diesem sonnigen Sonntag zahlreich besuchte Museumsinsel ins Pergamonmuseum, bezahlte den für Studenten ermäßigten Eintritt, und strebte dann zielsicher zu den Gemälden des russischen Realismus. Schon nach einer Viertelstunde fragte sie sich, ob sie beim ersten Besuch der Ausstellung blind gewesen war, denn die Bilder entpuppten sich ihrem nun aufgeschlossenen und aufmerksamen Blick als wirkliche Offenbarung. Immer wieder las sie kurz in dem Zeitungsausschnitt, in dem vom Genre- und Sittenbild die Rede war, mit dem die Künstler offene Kritik an den Zuständen im zaristischen Russland übten.

Eines der drei im ND als besonders schön hervorgehobenen Gemälde beeindruckte sie tief: Nikolai Jaroschenkos Bild „Der Heizer“ aus dem Jahr 1878. Die Augen dieses von schwerer körperlicher Arbeit gezeichneten Mannes, der überrascht, ratlos, ergeben und gleichzeitig wissend dreinschaute, rührten sie an. Das bärtige und faltige Gesicht unter den zerzausten Haaren betrachtete sie minutenlang und dann die seitlich herabhängenden, von hervorstehenden Adern überzogenen Arme, die in schmutzige und verbrauchte, riesige Hände mündeten, die einem wie sonst nichts auf diesem Bild, die Stunde für Stunde, Tag für Tag, über Jahrzehnte anhaltenden Bewegungen dieses Mannes ins Bewusstsein brachten. Es war das erste Mal, dass ihr beim Anblick eines Gemäldes Tränen in die Augen traten.

Noch am selben Abend schrieb sie ihrem Vater einen langen, enthusiastischen Brief, den dieser stolz, aber auch etwas verlegen aus der Hand legte.

Leningrad, Frühjahr 1954

Juri Walentinowitsch Knorosow saß in seiner Ecke des großen Büros am Fenster und arbeitete an einem spanischen Text, der seinen bahnbrechenden Erkenntnissen auch in Mexiko und Mittelamerika zum Durchbruch verhelfen sollte, als Iwan unangemeldet und verlegen im Türrahmen erschien. Knorosow blickte beim Knarren der Tür auf und erhob sich froh gestimmt, um dem Besucher entgegenzugehen.

„Schischkin, ich freue mich, dass Sie kommen.“

Iwan sah, dass Juri Walentinowitsch sich tatsächlich freute, und fragte, lachend auf Knorosows Schreibtisch weisend:

„Diskutieren Sie noch immer mit diesem Amerikaner über Silben?“

„Ja, aber der Amerikaner ist eigentlich ein Engländer. Angelsachsen sind sie wohl alle.“

Eine Weile plauderten sie über alltägliche Begebenheiten und über die Fortschritte im Leningrader Metrobau, bis Knorosow ihn fragte, ob sein Besuch einen konkreten Anlass habe.

„Wie kommen Sie darauf, dass ich nicht nur aus Verbundenheit und Neugier hier bin?“

„Iwan Iwanowitsch, Sie wirken so, als ob ich Ihnen irgendetwas behilflich sein könnte.“

Juris Blick schwenkte von Iwans Gesicht auf die Aktentasche, die dieser auf seinem Schoß mit einer Hand festhielt, seit er gegenüber von Knorosow Platz genommen hatte. Iwan blickte nun ebenfalls auf seine Aktentasche, öffnete sie und zog Lahjas Brief an ihren Vater daraus hervor, während er dachte, dass dieser verrückte Ethnograph über mehr Einfühlungsvermögen verfügte, als er ihm zugetraut hatte. Aber dann zögerte er, denn konnte er Juri

Walentinowitsch wirklich vertrauen? Es waren Verse, die Lahja aufs Papier gebracht hatte, aber was, wenn sie irgendetwas Kompromittierendes enthielten und Knorosow sich nicht als vertrauenswürdig erwies? Zu Hause in seiner Wohnung war er sich noch sicher gewesen, aber hier im Institut für Ethnographie kamen ihm Zweifel. Vielleicht arbeiteten hier ja alle für den KGB und würden verdächtige Äußerungen einer Finnin, selbst einer toten Finnin, sofort melden. Knorosow sah das Zweifeln und Zögern in Iwans Augen und Bewegungen. Einen kurzen Moment überlegte er, um dann ironisch zu sagen:

„Genosse Schischkin, der Westen gibt uns viele Probleme auf, aber das bedeutet gewiss nicht, dass wir unserem eigenen System sklavisch unterworfen sind.“

Das konnte genauso eine ehrliche Stellungnahme sein wie der Lockruf eines Spitzels, aber Iwan entschied sich, ersteres anzunehmen und reichte Knorosow Lahjas Brief über den Tisch.

„Das ist der Abschiedsbrief meiner verstorbenen Frau an ihren Vater, auf Finnisch. Ich muss wissen, was das bedeutet, um ihm den Brief schicken zu können.“

Als Iwan jetzt Knorosows Augen beim Entgegennehmen der Seiten sah, wusste er, dass er sich nicht in ihm irrte, denn Juris Gesicht wirkte betroffen und verlegen.

„Meine Kenntnisse des Finnischen sind nur rudimentär, aber wenn Sie mir erlauben, werde ich den Brief einer Kollegin, Expertin der finno-ugrischen Sprachen, vorlegen. Sie wird ihn gerne übersetzen. Vertrauen Sie mir, Iwan Iwanowitsch?“

„Kann ich auch Ihrer Kollegin vertrauen?“

„Ja.“

Knorosow überflog die erste Seite von Lahjas Brief und schüttelte dann den Kopf.

„Die Vielfalt der menschlichen Sprachen und Schriften ist ein Faszinosum. Zu gerne würde ich auch Finnisch und Ungarisch lernen, aber dafür reicht meine Zeit einfach nicht aus.“

„Glauben Sie nicht, dass die Entschlüsselung der Mayaschrift bedeutender ist, als noch ein oder zwei bekannte Sprachen zu lernen?“

„Mag sein, aber stellen Sie sich vor, man könnte überall auf diesem Planeten mit allen Menschen sprechen – was das für eine Erweiterung des eigenen Horizontes wäre! Werden Sie Ihren Schwiegervater in Finnland besuchen?“

„Ja, diesen oder nächsten Sommer. Ich habe einen Reiseantrag gestellt.“

„In welcher Sprache werden Sie sich verständigen?“

Iwan lachte.

„Jedenfalls werde ich nicht Finnisch lernen. Wir werden Russisch sprechen. Lahjas Vater ist sehr alt und war schon im Zarenreich ein erwachsener Mann.“

„Welche Einstellung hat er zur Sowjetunion?“

„Soll das ein Verhör werden, Juri Walentinowitsch?“

Sie lachten beide und Knorosow antwortete:

„Ich frage mich manchmal, was man jenseits der Grenzen über uns denkt.“

„Wenn ich aus Finnland zurückkehre, werde ich Ihnen Bericht erstatten – vorausgesetzt, man lässt mich überhaupt fahren.“



Iwan las zum wiederholten Mal die Auszüge aus dem finnischen Epos „Kalevala“, die Lahja als Abschiedsbrief an ihren Vater geschrieben hatte und die Knorosows Kollegin für ihn ins Russische übersetzt hatte. Sollte er ihm

wirklich diese Zeilen schicken? Er war hin- und hergerissen, denn ohne jeden Kommentar, ohne jeden Begleitbrief hatte Lahja diese Verse aus zwei aufeinander folgenden Gesängen einfach abgeschrieben:

Hast nicht lange, liebes Mädchen, beide Seiten wohl erwogen,

Dir nicht deinen Kopf zerbrochen, ob dich einst nicht reut der Handel,

Ob du lebenslang mußst weinen, viele Jahre es bejammern,

Daß du fuhrst vom Vaterhause, daß dein Heimatland du liebest,

fortzogst von der milden Mutter, aus dem Hof, wo sie dich aufzog.

Wie so herrlich war dein Leben hier auf deines Vaters Hofstatt!

Wuchsest wie die Blum am Zaunweg, wie die Erdbeer auf den Schwenden,

stiegst vom Bett weg in die Butter, stiegst in Milch vom Morgenschlafe,

Von dem Lager in den Weizen, von der Streu in frische Butter;

War die Butter dir zuwider, schnittest du vom Schweinefleische.

Dich besuchten keine Sorgen, niemals düstere Gedanken, Sorgen liebest du die Föhren, liebest Zaunstaketen sin-

nen, Sich im Sumpf die Föhre grämen, auf der Heid die Hängebirke;

Wehtest selber wie ein Blättchen, schwebtest gleich dem Schmetterlinge,

Beere auf der Mutter Boden, Himbeer auf dem Ackerlande.

Wie hält man zu Haus das Mädchen! So lebt sie im Haus des Vaters:

Wie ein König in dem Schlosse, nur daß ihr ein Schwert noch abgeht!

Anders lebt die Schwiegertochter, wohnt das Weib im Haus des Mannes:

Wie in Rußland ein Gefangner, nur daß ihr der Wächter abgeht.

Anders meint' ichs, anders glaubt' ichs, wünscht' es anders all mein Lebtag,

Wollte wie der Kuckuck stelzen, hell auf allen Hügeln rufen,

Wenn ich einst zu diesem Tage, diesem Ziel gekommen wäre;

Doch ich stelz nicht wie der Kuckuck, ruf nicht hell auf allen Hügeln,

Bin die Ente in der Brandung, in der breiten Bucht die Ente,

Wenn sie schwimmt im kalten Wasser, Eiseswasser von sich schüttelt.

Ach mein Vater, meine Mutter, meine Eltern, die ich ehre!

Wozu zeugtet ihr mich einstmals, wohin truetet ihr mich Arme?

Dieses Weinen durchzuweinen, diesen Trübsinn durchzutragen,

Diese Sorgen durchzusorgen, und die Trauer durchzutauern!

Hättest doch eher, arme Mutter, hättest, edle, die mich
austrug,
Milde, die mir Milch gegeben, Holde, die die Brust mir
reichte,
einen Baumstumpf einst gebündelt, einen kleinen Stein
gewaschen,
Als die Tochter einst zu waschen, deine Wonne einst zu
wickeln
Für den künftigen großen Kummer, für die düsteren Ge-
danken.

Nie hätt ich in jungen Jahren, hätte nie für wahr gehalten,
Hättest hundert auch gesprochen, mir erzählt auch tausend
Zungen,
Daß ich solche Unbill dulden, solche Tage sehen sollte,
Tage, wie ich jetzt sie trage, Unbill, die ich jetzt erdulde.

Noch einmal überkam ihn der Verlust mit aller Macht. Iwan las die Zeilen immer wieder und fühlte ein solches Verlangen nach Lahja, eine solche Sehnsucht nach erfüllter Liebe wie seit vielen Jahren nicht.

Er entschied sich, Pekka die Verse vorerst nicht zu schicken. Zu dunkel, wehmütig und stellenweise verzweifelt legten sie sich selbst ihm aufs Gemüt. Die Zeilen mussten bei seinem Schwiegervater den Eindruck erwecken, als sei Lahja die ganzen Jahre in Leningrad unglücklich gewesen – was nicht stimmte. Iwan wusste es besser. Sie hatte das Epos während der Belagerung noch einmal gelesen und dann in ihrer völligen Hoffnungslosigkeit diese Sätze für den Vater ausgewählt, Kindheitserinnerungen an ihr finnisches Elternhaus mit den Schrecken der Belagerung kontrastiert – das helle Licht längst vergangener Jahre mit

der Düsternis ihrer letzten Monate oder gar Wochen. Entschlossen legte Iwan die russische Übersetzung in eine Schublade, die finnischen Zeilen Lahjas zusammengefaltet darauf und schob die Lade zu.

Finnisches Karelien, Sommer 1954

Mehr als ein Jahr nach Stalins Tod, im Sommer 1954, fuhr Iwan mit dem Zug über Wyborg nach Lapeenranta und dann weiter nach Joensu, wo ihn sein Schwiegervater abholte. Verschämt, verlegen, unsicher schüttelten sie sich die Hände. Iwan blickte in das Gesicht eines Greises, wengleich Pekkas Statur noch immer aufrecht und kräftig war. Er nahm seinen kleinen Koffer und ging neben Pekka aus dem Bahnhof heraus. Der Finne schloss einen beigefarbenen Viersitzer der Marke Saab auf, nahm dem Schwiegersohn den Koffer ab und legte ihn auf den Rücksitz. Iwan betrachtete das moderne Auto, nahm auf dem Beifahrersitz Platz und fragte:

„Du warst sehr lange Leiter einer Papierfabrik?“

Pekka ließ den Motor an und nickte:

„Sie brauchten mich. Im Krieg fielen so viele junge Männer, dass man nicht auf alle alten verzichten konnte. Aber jetzt bin ich schon seit einigen Jahren im Ruhestand.“

Das Russisch des alten Mannes war fehlerlos und Iwan überlegte, ob er seinem Schwiegervater für seine Sprachkenntnis ein Lob aussprechen sollte. Er sah ihn kurz an und spürte, dass er Pekka mit Komplimenten ebenso verschrecken würde wie mit Beleidigungen. Er schwieg. Seit er die russisch-finnische Grenze passiert hatte, fühlte er sich freier, bis zu diesem Augenblick ein eher vages Gefühl. Jetzt aber merkte er, dass zum ersten Mal seit vielen Jahren die Überlegung, etwas zu sagen oder zu schweigen, nicht aus politischen Erwägungen erwuchs, sondern aus dem Gefühl, das man gemeinhin Takt nannte. Sicherlich gab es auch in der Sowjetunion persönliches Taktgefühl, aber es wurde durch das beengte Leben in den Ge-

meinschaftswohnungen arg herausgefordert. Oft waren Rücksichtslosigkeit und offene Konfrontation das einzige Mittel, um überhaupt den Alltag bewältigen zu können. Er blickte aus dem Fenster, abwechselnd auf die vorbeiziehende Landschaft und die Straße, die auf beiden Seiten von Wald gesäumt war und die sie beinahe für sich allein hatten. Nur selten kam ihnen ein Personenwagen oder ein Holztransporter entgegen.

Sie waren noch nicht eine Stunde unterwegs, als Pekka ihn fragte:

„Möchtest du die Koli-Berge sehen? Ich war einmal mit Lahja dort.“

Es war das erste Mal, dass ihr Name zwischen ihnen fiel, und Iwan sagte nach einem Blick auf seine Armbanduhr:

„Das Schönste bei uns hier im Norden ist, dass die Tage im Sommer nicht enden, dass sie sich ein wenig in die Unendlichkeit erstrecken.“

Pekka sah ihn kurz an und nahm die Äußerung als Zustimmung. Nach einer Weile tauchte ein Hinweisschild mit dem Namen Koli auf und der Finne bog rechts ab. Sie parkten das Auto und wanderten auf einem Waldweg parallel zum Pielinen-See zu den Bergen. So sehr Iwan zwischen den Bäumen spähte, den See konnte er nicht sehen, dazu war der Wald zu dicht. An diesem angenehm warmen, finnischen Sommerabend brach zwischen den Wolkenfeldern immer wieder die Sonne durch. Sie gingen an dem Hotel vorbei, das am Fuße des ersten Berges stand, und stiegen dann auf den Ukko-Koli. Pekka hielt Schritt. Oben angekommen klopfte ihm Iwan auf die Schulter und machte ihm spontan nun doch ein Kompliment:

„Du hast noch viel Kraft in dir, alter Mann.“

Pekka lächelte, setzte sich auf einen der Felsen und blickte versonnen auf den See hinab, auf die dicht bewal-

deten Ufer. Unterhalb der Berge erstreckte sich der See in alle Richtungen, darüber Wolkenfelder, weiß, weißgrau, blaugrau und dazwischen hier und da hellblauer Himmel. Von allen Seiten ragten bewaldete Halbinseln und Landzungen in den See. Die riesige Wasserfläche war außerdem, soweit das Auge reichte, von unzähligen kleinen und großen Inseln durchbrochen. Von hier oben herabschauend bot sich eine Vogelperspektive wie sonst nirgendwo in Finnland und Pekka fragte sich, wie es wäre, mit ausgestreckten Flügeln über den Pielinen-See und die Koliberge zu segeln. An der ein oder anderen Stelle drangen immer wieder Sonnenstrahlen bis auf den See und die Inseln durch, so dass sich Licht und Farben ständig veränderten. Der Wald auf den im Schatten liegenden Landzungen und Inseln wirkte dunkelgrün, bei den weiter entfernten beinahe schwarz, während die ins Sonnenlicht getauchten Bäume hellgrün leuchteten. Eine schönere Landschaft vermochte er sich nicht vorzustellen.

Iwan sprang von Felsen zu Felsen, immer wieder minutenlang auf dieses paradiesische Panorama starrend, ohne sich entscheiden zu können, welche Perspektive die schönste sei. Nach einer halben Stunde kehrte er zu Pekka zurück und setzte sich neben ihn. Sie waren allein, die Tagesausflügler längst fort und die Hotelgäste wohl beim Abendessen. Keiner von beiden sprach zunächst, sondern sie versanken einvernehmlich in die Stille Kareliens, hier und da untermalt von Vogellauten. Wenn die Wolken aufrissen, die Sonne hervorkam, verwandelte sich das Grau des Wassers in ein strahlendes, kräftiges Blau und es erklangen mehr Vogelstimmen. Nach einer ganzen Weile sagte Iwan leise:

„Das Land der ungestörten Vögel.“

Pekka sah ihn fragend an.

„Der Titel eines Buches, das ein russischer Schriftsteller über Ostkarelien schrieb“, Iwan erwiderte nun Pekkas Blick, „vielleicht tröstet es dich ein wenig, aber Ostkarelien ist nicht so schön wie das hier – wilder, rauer, aber nicht von einer solchen Harmonie.“

„Ostkarelien gehörte nie zum finnischen Staat. Was mich schmerzt, ist der Verlust Wyborgs. Am Bahnhof von Wyborg sah ich Lahja zum letzten Mal.“

Eine Weile Schweigen, dann begann Pekka mit Blick auf den See zu erzählen:

„Hilja und ich heirateten jung, beide Anfang der Zwanzig. Bis wir das Studium beendet hatten, waren wir sehr vorsichtig – ich meine, mit dem Kinderwunsch. Dann arbeitete ich als Ingenieur im ersten Papierwerk und Hilja als Lehrerin. Wir hatten ein schönes Haus, genug Geld und wollten dann auch Kinder. Aber es kamen keine. Zuerst lachten wir darüber und machten Witze über Nachbarn und Freunde, die Mühe hatten, ihre Kinderzahl zu begrenzen. Mit den Jahren wurde Hilja traurig, manchmal verzweifelt. Wir stritten häufig und jeder beäugte den anderen misstrauisch, denn keiner von uns beiden glaubte, er selber sei die Ursache der Kinderlosigkeit. Irgendwann fanden wir uns damit ab. Hilja tat sehr viel für ihre Schulkinder und ich übernahm schließlich die Leitung der Papierfabrik. Die Jahre im Zarenreich waren nicht so schlecht, wie man sie heute zum Teil macht. Wir beide jedenfalls hatten genug Geld und auch Zeit, so dass wir hinauf nach Lappland reisten, nach Schweden und nach Petrograd.“

Pekka sah Iwan kurz an, der ihm überrascht, aber still zuhörte. Den Blick wieder auf den Pielinen-See richtend erzählte der Finne weiter:

„Mehrere Wochen nach unserer Rückkehr aus Petro-

grad – Hilja war damals schon Ende der Dreißig – sagte sie mir eines Abends, dass sie möglicherweise ein Kind erwarte. Wir zweifelten beide und erst, als uns ein erfahrener Arzt in Wyborg versicherte, dass dem so sei, versuchten wir uns mit dem Gedanken an ein eigenes Kind wieder vertraut zu machen, nach so vielen Jahren. Zu Beginn freute sich keiner von uns beiden, zu sehr hatten wir unser Leben in der Kinderlosigkeit eingerichtet, und dann überkam uns die Angst wegen Hiljas Alter. Der Arzt sagte denn auch recht deutlich, dass es gefährlich sei, dass Frauen in dem Alter natürlich häufig noch Kinder bekämen, aber eben nicht das erste. Als das Kind sich dann zu bewegen begann, veränderte sich Hilja und ich sah, dass sie sich freute. Sie sprach mit alten Frauen, las Bücher und tat dann alles, um so gesund wie möglich zu bleiben, und sie steckte mich an, so dass auch ich mich mehr und mehr auf dieses Kind freute. Die Geburt war dann leichter, als man es uns prophezeit hatte, und das Kind gesund und kräftig.“

Pekkas Stimme wurde ganz leise und Iwan sah, wie er sich verschämt die über seine Wangen laufenden Tränen abwischte. Nach erneutem minutenlangem Schweigen sagte er nur noch:

„Sie war ein völlig unerwartetes, spätes Geschenk, also nannten wir sie Lahja.“

Iwan traten nun ebenfalls Tränen in die Augen, und er sah sie vor sich, so wie er sie damals in Leningrad zum ersten Mal gesehen hatte.

„Auch für mich war sie ein unerwartetes Geschenk.“

Mehr sagte er nicht, da Pekka noch immer auf den See starrte, und er begriff, dass der alte Mann ihm durch seine offenen Worte für den Besuch dankte. Was er nicht wusste, war, dass der Finne ihn auch um Verzeihung bat, um

Verzeihung dafür, dass er ihn gehasst und ihm den Tod gewünscht hatte.

★

Eines Nachts erwachte er im finnischen Karelien, so nahe der russischen Grenze und doch so fern dem sowjetischen Alltag. Er zog sich an und ging hinaus. Es wurde bereits hell und es regnete, nicht stark, aber ununterbrochen. Warmer Nieselregen, der die gesamte Natur in eine einzige fruchtbare Knospe zu verwandeln schien, benetzte sein Gesicht. Sofort umschwirrten ihn Mücken. Iwan zog die Kapuze seiner Jacke über den Kopf und zündete sich eine Zigarette an, die er geübt zwischen Daumen und Zeigefinger hielt und mit der restlichen Hand vor dem Regen schützte. Tatsächlich, als er sich auf dem Pfad in den Wald entfernte, ließen ihn die Mücken erst einmal in Frieden. Er sah die feuchten Baumstämme, den nasen, aufgeweichten Boden, das satte Grün und fragte sich, warum sein berühmter Namensvetter den Wald fast ausschließlich im Sommersonnenlicht oder im winterlichen Kleid des Schnees gemalt hatte. Warum gab es nur ein Gemälde Schischkins vom Wald im Regen? Aber auch aus diesem einen Bild, „Regen im Eichenwald“, hatte er das Sonnenlicht nicht völlig verbannt. Nicht ein einziges seiner Bilder war nur grau, ohne die erhellenden Signale der Sonne oder des Schnees. Reproduktionen seiner Bilder hingen in vielen russischen Wohnungen, besonders beliebt die kleinen, kletternden Bären. Die einfachen Russen liebten den Kitsch, aber vielleicht nicht nur die Russen. Er dachte zurück an die Bilder in den deutschen Wohnzimmern in Königsberg, meist Küstenlandschaften, deren grelle Farben ihn hatten erschauern lassen. Iwan

zog an seiner Zigarette und lächelte: Nein, mit solchen Machwerken konnte man Schischkins Bilder nicht vergleichen. Iwan Iwanowitsch Schischkin – der „Zar des Waldes“.

Iwan schloss die Augen und versuchte, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen. Was ihn eigentlich bewegte, war die Versuchung, nicht in die Sowjetunion zurückzukehren. Ein Gedanke, der in den letzten Tagen immer wieder kurz aufgeblitzt war. Es gab Möglichkeiten, von Finnland in den Westen zu entkommen. Schritt für Schritt setzte er vor den vorherigen, die Möglichkeiten einer Flucht über ausländische Botschaften in Helsinki immer wieder auslotend. Irgendwann bemerkte er, dass es nicht mehr regnete, schob die Kapuze vom Kopf, atmete tief ein und aus und versuchte mit der Hand die Mücken fortzuschleichen. Dann sah er Lahja vor sich, eine junge finnische Frau, die die russische Literatur so sehr liebte, dass sie in die stalinistische Sowjetunion übersiedelte, um in Leningrad Slawistik zu studieren. Stalin war tot. Nein, er würde zurückkehren, ein Leben außerhalb Russlands war unvorstellbar.



„Warum bist du nicht zu unserer Hochzeit nach Leningrad gekommen?“

Pekkas Blick war auf den See gerichtet, entspannt, gedankenlos, beinahe träumerisch hatten sich seine Augen an den im See reflektierten, nächtlichen Sonnenstrahlen festgesogen, als Iwan ihn mit dieser Frage aufschreckte. Seine Augen verharrten auf den Blendwerken des Wassers, aber ihr Ausdruck veränderte sich. War er vorher starr und durchsichtig gewesen, so wurde er nun, durch ein ganz leichtes, aber ruckartiges Zusammenkneifen der Augen,

sehr gegenwärtig und verschlossen. Iwan legte Messer und Gabel auf den Teller, trank einen Schluck Wasser und sah seinen Schwiegervater an, der ihm aber immer noch nicht das Gesicht zuwandte, sondern auf die Wasseroberfläche schaute. ‚Ein graumeliertes, blonder und blauäugiger Eskimo‘, dachte Iwan und lächelte. Tatsächlich hatte Pekka leicht asiatische Gesichtszüge und wandte sie dem Russen genau in diesem Augenblick zu.

Iwan stellte die Frage nicht aus einer schlechten Stimmung heraus, ja nicht einmal aus einem tieferen Anliegen, denn ihn hatte Pekkas Abwesenheit bei der Hochzeit nicht sonderlich berührt, aber Lahja – daran erinnerte er sich in diesem Moment – hatte ihren Vater sehr vermisst bei der Zeremonie. Pekkas ernster Gesichtsausdruck veranlasste ihn jetzt zu versichern:

„Wir nahmen dir das beide nicht übel, aber Lahja war natürlich enttäuscht, dass du nicht da warst.“

„Wann hattet ihr geheiratet?“

Iwans Augenbrauen gingen nach oben:

„Weißt du das wirklich nicht mehr?“

„Sag’s mir.“

„Im Frühling 1936.“

„Im Frühling 1936“, echote Pekka und löste seine Augen von Iwans Gesicht, um sie wieder in die Landschaft zu lenken. „Das klingt so harmlos, nicht wahr? Im Frühling 1936.“

Iwan, der zwar an versteckte Anspielungen auf politische Situationen gewöhnt war, wusste in diesem Augenblick nicht, was die Bemerkung des Finnen sollte. In der Sowjetunion hatte sich im Verlauf der Jahrzehnte eine Kommunikation des einvernehmlichen Schweigens und der einvernehmlichen Andeutungen herausgebildet, aber in diesen Code passte Pekkas Bemerkung nicht. Wie so

oft seit er in Finnland war, wusste er nicht, was er antworten sollte, und schwieg. Pekka sagte auch nichts mehr und schaute nach wie vor auf den See.

Iwan zündete sich eine Zigarette an, inhalierte genüsslich den Rauch und sagte nach dem Ausatmen, mit den Augen ruhig den entschwindenden Wölkchen folgend:

„Im Frühjahr 1936 vermochten wir uns wirklich noch nicht vorzustellen, was alles passieren würde.“

Pekka lachte:

„Ich auch nicht, Iwan, ich auch nicht, das kannst du mir glauben. Aber ich ahnte es trotzdem früher als ihr.“

Iwan zog an seiner Zigarette und fragte jetzt mit wirklichem Interesse:

„Wie meinst du das? Was ahntest du?“

Pekka sah ihn an und erwiderte:

„Hol uns eine Flasche Wodka.“

Nachdem Iwan im Haus verschwunden war, schloss Pekka seine blauen Augen und dachte an sein verlassenes Papierwerk, an das Haus, in dem er mit Hilja und Lahja gelebt hatte, an die langen Sommerabende, die dem heutigen zu gleichen und doch so weit entfernt und unwirklich schienen. Er sah Lahja an einem besonders warmen Abend während der Schulferien auf das Wasser des Sees zustürmen, die Arme hochreißend, wieder senkend und dann ins Wasser laufend, die aufspritzenden kleinen Fontänen und die Lebensfreude eines noch wirklich unwissenden Kindes.

Iwan stellte die beiden Gläser auf den Tisch und goss den Wodka ein. Während er sich setzte, nahm Pekka schon sein Glas in die Hand und wartete bis Iwan ihm seins entgegenhielt, dann tranken sie.

„Ich beantragte schon Ende 1935 ein Visum in Helsinki“, begann der Finne zu erzählen und blickte Iwan an,

„aber statt einer Antwort der Russen, erhielt ich Mitte Januar Besuch von zwei finnischen Beamten. Sie kamen ins Papierwerk und gaben sich bei meiner Sekretärin als Angestellte des Wirtschaftsministeriums aus, die mit der Kontrolle der Papierindustrie betraut seien.“

Pekka machte eine kurze Pause und trank einen Schluck Wodka.

„Die Männer waren vom Geheimdienst.“

Der Russe lehnte sich in seinem Stuhl zurück, spannte aber die Beinmuskeln an und verschränkte die ebenfalls angespannten Unterarme hinter dem Kopf. Nach einigen Sekunden des Schweigens fragte er:

„Wollten sie dich anwerben?“

Pekka lachte:

„Ganz im Gegenteil, sie rieten mir dringend von der Reise nach Leningrad ab, weil sie es für sehr wahrscheinlich hielten, dass der sowjetische Geheimdienst mich dort anwerben würde.“

Iwan blickte seinen Schwiegervater zweifelnd an, dann nippte auch er an seinem Glas. Beide Männer schauten nun auf den See und auf das rosarote Licht, das die nächtliche Sonne in den Schleierwolken am Horizont entzündete. Teile des Sees schimmerten in zarten Purpurfarben und man hörte nur die Wasservögel.

Iwan fragte:

„Was sagten sie dir – wie haben sie ihre Befürchtungen begründet?“

„Sie sagten, es gäbe eindeutige Hinweise, dass Stalin grundsätzliche Veränderungen in der Führung der Sowjetunion plane, und dass es wahrscheinlich zu einer großen Säuberungsaktion kommen würde. Die Bespitzelung der Bürger hätte bereits Dimensionen angenommen, die bis nach Finnland herüberschwappten. Natürlich seien vor

allem Personen betroffen, die Verwandte in der Sowjetunion hatten. Du weißt, wie viele Finnen damals in Leningrad lebten.“

Der Russe nickte und verstand plötzlich genau:

„Du wärest erpressbar gewesen.“

„Ja. Da Lahja in Leningrad lebte, hätte ich mich nicht entziehen können. Sie konnten sie jederzeit verhaften und in ein Arbeitslager deportieren.“

„Verbot dir der finnische Geheimdienst die Reise?“

Pekka lächelte und antwortete:

„Natürlich nicht, aber sie gaben mir deutlich zu verstehen, dass ich nach einer solchen Reise unter besonderer Beobachtung gestanden hätte, mit anderen Worten, überwacht worden wäre.“

Nun lachte Iwan und Pekka sah ihn fragend an.

„Ihr Finnen seid wirklich glückliche Menschen. Uns warnt niemand, uns fragt niemand, uns bittet niemand.“

Er machte eine kurze Pause, zündete sich eine neue Zigarette an und ergänzte dann, wieder ins Abendlicht schauend:

„Vielleicht ändert sich ja jetzt etwas, die Stalinära ist jedenfalls vorbei.“

„Warum wurdet ihr von der großen Säuberung verschont?“, fragte Pekka.

„Ich weiß es nicht, wir stellten uns diese Frage selber so oft, ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht hatten wir einfach nur Glück – wenn man ein Leben in ständiger Angst als Glück bezeichnen kann.“

Pekka fragte leise:

„War Lahja unglücklich?“

Iwan fuhr sich nachdenklich mit der linken Hand über die untere Partie seines Gesichtes, zog dann an seiner Zigarette und antwortete:

„Nein, wenn ich es mir richtig überlege, dann war ich derjenige, der Angst hatte. Lahja konnte sich gar nicht vorstellen, dass ihr im geliebten Russland etwas passieren würde.“

Er sah Pekka mit geweiteten Augen an und bekräftigte noch einmal:

„Nein, sie hatte keine wahrnehmbare Angst. Wir führten bis zum Krieg ein zufriedenes, ein glückliches Leben.“

Pekka glaubte in seinen Augen zu sehen, dass er die Wahrheit sagte.

„Und dann?“

„Der Winterkrieg war schrecklich für sie, vor allem, als wir am Ende hörten, dass du die Heimat verloren hattest. Und letztlich verlor damit ja auch Lahja die Heimat. Ein russisches Wyborg konnte sie sich nicht vorstellen.“

Pekka hörte nicht auf, obwohl er Iwan ansah, dass dieser nicht mehr erzählen wollte. Sein eben noch so offener Blick hatte sich verengt, aber der alte Mann bohrte weiter:

„Und als wir dann im Fortsetzungskrieg sogar Ostkarelien besetzen konnten?“

Iwan sog Ober- und Unterlippe nach innen, sah Pekka nur kurz an und antwortete:

„Ich weiß es nicht, denn ich musste dann selbst kämpfen.“

Einen Moment lang stieg der Hass wieder in Pekka auf, aber dann sah er in Iwans Gesicht die Schrecken des Krieges aufflackern, nahm die Wodkaflasche und goss die Gläser noch einmal voll.

An diesem Abend gab Iwan Pekka die Ausgabe des finnischen Nationalepos, die Lahja mit nach Leningrad gebracht hatte. Den Abschiedsbrief gab er ihm nicht, sondern das „Kalevala“ selbst, in dem er mühevoll die Stellen gesucht, gefunden und angestrichen hatte, aus denen

Lahjas Brief bestand. Angestrichene Stellen in einem gedruckten Buch zu lesen, schien Iwan weniger grausam und schmerzlich, als diese Verzweiflung Wort für Wort der Handschrift der toten Tochter entnehmen zu müssen. Er wusste nicht, ob er es richtig machte, denn Pekka las die Auszüge nicht in seiner Gegenwart, sondern nahm das Werk mit in sein Schlafzimmer, als sie weit nach Mitternacht endlich zu Bett gingen.

Leningrad, Frühjahr 1955

Fast ein Jahr war seit seiner Finnlandreise vergangen und noch immer entstanden ihm vor lauter Arbeit kaum Ruhepausen, um sich nach dem Zustand seiner Datscha in Karelien umzusehen oder auch nur einen seiner wenigen Kontakte zu pflegen, die außerhalb der täglichen Arbeit Bestand hatten. Seine Gedanken gingen inmitten der täglichen Herausforderungen von Bauplänen, Baustellen, Handwerkern und kritischen Parteifunktionären manchmal zu Pekka und er wünschte sich, bald in das finnische Karelien zurückkehren zu können, ein paar Wochen mit dem alten Mann zusammenzuleben – unbeschwert in Wäldern zu wandern, über Seen zu rudern oder zu schwimmen und die alltäglichen Zwänge und Einschränkungen der Sowjetunion eine Zeit lang hinter sich zu lassen.

An einem Freitagmittag schritt Iwan eine Baustelle im Norden Leningrads ab und wurde von Minute zu Minute wütender. Der Rohbau des mehrstöckigen Gebäudes war schon seit Wochen fertig. Über den Winter war naturgemäß nicht allzu viel gearbeitet worden, aber nun strahlte schon seit Wochen die Frühjahrs-sonne auf die grauen Häuserskelette und die Arbeit ging trotzdem nicht voran.

„Warum wurden die elektrischen Leitungen noch nicht verlegt?“

„Genosse, die Lieferungen haben sich verzögert.“

„Die Lieferungen von was?“

„Die Kabel.“

„Was ist mit den sanitären Einrichtungen? Kein einziges Bad ist fertig und auch keine einzige Küche.“

„Es scheint im Moment an Rohren und auch an Fliesen zu fehlen, Genosse.“

Iwan kannte den Bauleiter gut, denn sonst hätte dieser nicht von Mangel gesprochen, sondern er hätte die Tatsache in sozialistischer Manier umschrieben. Iwan erwiderte sarkastisch:

„Genosse, Sie wollten sicherlich sagen, dass Spione die Arbeit der sowjetischen Staatsbürger sabotieren?“

Der Bauleiter grinste pflichtschuldig, fand diese Art von Witzen allerdings schon seit langem nicht mehr zum Lachen. In Iwans Gesicht las er, dass es auch gar kein Witz gewesen war, sondern die verbitterte Parodie eines Witzes, die er in just diesem Moment wohl auch einem Parteifunktionär ins Gesicht gesagt hätte – gut, dass keiner da war. Ihm tat der Architekt leid, denn dieser Schischkin war ein umgänglicher Mensch, mit dem er schon mehrfach zusammengearbeitet hatte. Seine ursprünglichen Entwürfe, die den Bedürfnissen und Wünschen der Menschen Rechnung trugen, gelangten nie zur Planung, sondern immer nur rudimentäre, auf das Allernotwendigste beschränkte Skizzen, und selbst deren Verwirklichung schleppte sich mühsam dahin.

Iwan stellte keine weiteren Betrachtungen an, sondern verabschiedete sich resigniert, denn er sah, was seinen Bauleiter bewegte, und dass sie beide hier nichts tun konnten. Er ging zurück zu der Bushaltestelle, die letzte einer Linie, die in diesen außerstädtischen Bezirk hineinreichte, und hatte Glück, denn er musste nur eine Viertelstunde warten.

Am Fenster sitzend ließ er die öden Vorstadtansichten Leningrads an seinem Auge vorbeiziehen, ohne sie zu sehen, mit den Gedanken zuerst bei seiner Datscha, die unbedingt restauriert werden musste, war sie mit den Jahren doch feucht und morsch geworden. Diesen Sommer noch würde er das in Angriff nehmen. Sein Blick fiel auf eine

Frau, die auf der anderen Seite des Ganges am Fenster saß und auf dem Schoß eine Zeitschrift liegen hatte. Einen Stift in der Hand grübelte sie über einem Rätsel und kritzelte von Zeit zu Zeit Buchstaben auf die vor ihr liegende Seite. Iwan lächelte und dachte an Juri Walentinowitsch, den er in ähnlicher Pose kennengelernt hatte, auch wenn sein Rätsel sicherlich anspruchsvollerer Natur gewesen war. Spontan fasste er den Entschluss, Knorosow im Institut für Ethnographie aufzusuchen. Er hatte ihn sehr lange nicht gesehen. Juri Walentinowitsch gelang es immer, ihn auf andere Gedanken und zu selbstironischer Betrachtung zu bringen.

Zwei Haltestellen früher stieg er aus und machte noch einen Spaziergang entlang der Newa. Entspannt und in Vorfreude auf das freie Wochenende betrat er dann das Büro in der ersten Etage und fand Knorosow tatsächlich, über seinen Schreibtisch gebeugt und wie immer mit einer Zigarette in der Hand. An diesem späten Freitagnachmittag war er allein im Büro und blickte auf, als Iwan eintrat. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Schischkin, ich dachte schon, Sie wären nicht mehr aus Finnland zurückgekehrt.“

Sie lachten beide und schüttelten sich die Hände.

„Wissen Sie, Knorosow, es ist tatsächlich ein aufregendes Gefühl, die Grenze der Sowjetunion hinter sich zu lassen, aber ich versichere Ihnen, die Rückkehr wirkt enorm beruhigend.“

Der Sprachwissenschaftler sah ihn fragend an und Iwan sagte:

„Ich weiß nicht recht, wie ich es beschreiben soll – haben Sie schon einmal über die Bedeutung von ‚Heimat‘ nachgedacht?“

Knorosow lächelte versonnen:

„Gut, dass Sie mir das sagen, denn ich werde in wenigen Wochen nach Kopenhagen reisen, zum Amerikanistenkongress.“

„Also hat man Ihre Leistung nun endlich auch im Westen anerkannt.“

„Nein, außer einem schwedischen Sinologen, der von Mexiko und Mittelamerika kaum mehr verstehen dürfte als Sie, hat bisher niemand meine Forschungen anerkannt.“

Iwan lachte:

„Ein Sinologe – das wird Ihnen auf dem Amerikanistenkongress ja dann zum Durchbruch verhelfen.“

Knorosow bot ihm grinsend einen Stuhl und eine Zigarette an, dann saßen sie sich rauchend gegenüber und Juri Walentinowitsch sagte:

„Sie haben einige dieser wundervollen Metrostationen mitgeplant, nicht wahr?“

Iwan nickte:

„Gefallen sie Ihnen wirklich, Knorosow?“

„Dass ich nicht zu Schmeicheleien neige, sollten Sie eigentlich wissen. Die Stationen gefallen mir tatsächlich alle und ich habe den Eindruck, dass die einfachen Leute ebenso stolz sind. Übrigens wird auch das im Westen verspottet – nichts, gar nichts, was wir tun, wird dort anerkannt.“

„Wissen Sie, Juri, dass ich manchmal kaum glauben kann, dass wir im Großen Vaterländischen Krieg gemeinsam mit Amerikanern, Engländern und Franzosen gegen die Deutschen kämpften? Kaliningrad verließ ich, ohne auch nur einen einzigen verbündeten Soldaten gesehen zu haben.“

„Sie denken noch immer zu viel an den Krieg, Iwan.“

„Tun Sie das denn nie?“

„Die Vergangenheit ist vorbei, die Zukunft ungewiss, das einzig Wichtige ist die Gegenwart.“

Knorosow zeigte auf die vor ihm liegenden Blätter:

„Die Arbeit ist wichtig, der eigene kleine Beitrag zum Gesamtwerk.“

Am liebsten hätte Iwan ihn in diesem Moment gefragt, ob er an den Kommunismus glaube, aber er stellte die Frage so natürlich nicht, sondern formulierte es anders:

„Was meinen Sie, wenn Sie Gesamtwerk sagen?“

Knorosow sah ihn ernst an und Iwan wusste, dass er sich niemandem gegenüber öffnen würde. Seine Arbeit und seine Karriere waren ihm das Wichtigste.

„Ich bin Russe und ich bin Sowjetbürger, also betrachte ich es als Pflicht, an dem Anspruch der Sowjetunion auf Weltgeltung mitzuwirken, mit meinem bescheidenen Beitrag, aber mit allen mir zur Verfügung stehenden Kräften.“

Iwan schwieg.

„Schischkin, Sie tun doch das Gleiche.“

„Ich tue das Gleiche, aber so überzeugt wie Sie, Juri Walentinowitsch, bin ich nicht. Mich beschleichen dann und wann durchaus Zweifel.“

Nun schwieg Knorosow und schaute auf das vor ihm liegende spanische Manuskript, das er in Kopenhagen präsentieren würde. Von dort ging sein Blick für einen Moment zum Fenster, dann zurück in das Gesicht Iwans.

„Was ist die Alternative, Iwan Iwanowitsch?“

Dieser lächelte und erwiderte:

„Auf diese Frage läuft es tatsächlich immer wieder hinaus. Zuletzt stellte ich sie mir in Finnland und – wie Sie sehen – ich bin wieder hier.“

Lausitz, Winter 1955

Wenige Tage vor Weihnachten fuhr Anna mit dem Zug von Berlin in die Lausitz, das letzte Stück nach Domlitz mit dem Bus. Die linke mit einem wollenen Fausthandschuh bekleidete Hand lehnte gegen das Fenster und in der Hand lag ihr Kopf. In dieser Haltung, von dem ruckelnden Bus leicht hin und her bewegt, schaute sie in die Dezemberlandschaft. Es lag hoher Schnee, die grünweißen Kiefern standen vor dem klaren, blauen Himmel und den zugefrorenen Seen, die Kulisse eines verträumten Wintermärchens.

Der Weg von der Bushaltestelle zu dem am Rande von Domlitz gelegenen Haus ihrer Eltern war wegen ihres viel zu schweren Koffers dann nicht mehr ganz so romantisch. Da sie zwei ganze Wochen zu Hause sein würde, hatte sie eine Reihe Bücher eingepackt, die sie nun alle paar Meter zwangen, den Koffer abzustellen, um ihn dann mit der anderen Hand weiterzutragen. In welcher Stimmung würde sie die Eltern, vor allem ihre Mutter, vorfinden? Wolf war ein ausgeglichener Mensch, der ihr regelmäßig einmal im Monat schrieb, Belanglosigkeiten über kleine kulturelle Veranstaltungen, telegrammartige Reisebeschreibungen von Fahrten zu Parteisitzungen in Cottbus oder Frankfurt, und am Ende richtete er immer einen Gruß von Sibylle aus, die aber niemals auch nur ihren Namen unter die Briefe setzte. Nach wie vor schien sie in Frage zu stellen, dass ihre Tochter in Berlin an der Universität studierte.

Ihr Elternhaus kam in Sicht und Anna ließ schwer atmend den Koffer aus der Hand in den Schnee gleiten, blieb einen Augenblick stehen und nahm ihn dann mit der anderen Hand wieder auf. Vor dem Haus angekom-

men stellte sie den Koffer ein letztes Mal ab, zog die Fäustlinge aus und klopfte an die Tür. Sie hörte die aufgeregte Stimme der Mutter:

„Das muss Anna sein.“

Einen Augenblick später öffnete sich die Tür und Sibylle zog sie mit freudigem Gesicht kurz in die Arme. Dahinter erschien Wolf und auch er umarmte Anna verlegen und kurz. Dann trat er einen Schritt heraus und griff nach dem Koffer.

„Du lieber Gott, was hast du denn da alles drin?“

Anna war erleichtert über den herzlichen Empfang und die offensichtlich harmonische Stimmung, auf die sie traf, und antwortete lachend:

„Ich habe mir etwas zu lesen mitgebracht.“

Sibylle nahm ihr Mantel, Schal und Handschuhe ab und erwiderte:

„Wenigstens über Weihnachten kann man sich auch einmal ausruhen.“

Heiligabend saßen sie nach dem Essen vor dem Weihnachtsbaum, alle drei friedlich, entspannt und gut gelaunt. Die wenigen, kleinen Geschenke waren schnell ausgepackt und bewundert. Dann aber zog Wolf noch ein weiteres, schmales, viereckiges Geschenk unter dem Baum hervor und reichte es Anna.

„Das ist auch noch für dich.“

Gespannt riss sie das Papier herunter und hielt ein Buch in der Hand, auf dessen vorderer Umschlagseite das Bild eines jungen Mannes zu sehen war. Darunter stand „Ilja J. Repin“. Anna stieß einen Freudenschrei aus und fiel Wolf um den Hals. Dann nahm sie das Buch wieder in die Hand und schlug die Titelseite auf. Leise murmelnd las sie:

„Ilja Jefimowitsch Repin. Eine Einführung in sein Leben und Werk'. Von Traugott Stephanowitz. Danke,

Vater, danke! Wie hast du das gefunden? Ich wusste gar nicht, dass es ein Buch über Repin auf Deutsch gibt.“

„Es ist auch erst vor einem guten Monat in einem Dresdener Verlag erschienen, und ich hatte die Ankündigung im November im ND gelesen. Du hältst die erste große deutschsprachige Veröffentlichung über Leben und Werk des berühmten Russen in der Hand.“

„Was für ein Zufall, gerade jetzt, wo ich Kunstgeschichte studiere und anfangs, mich intensiv mit dem Realismus des neunzehnten Jahrhunderts zu beschäftigen.“

Wolf schüttelte lächelnd den Kopf:

„Es ist kein Zufall. Schon Ende September war ein Artikel über Repin in der Zeitung. Schau mal hinten im Buch, ich habe ihn ausgeschnitten und hineingelegt.“

Anna schlug den hinteren Einband auf, nahm den Ausschnitt heraus und las:

„„Voll Liebe zum russischen Menschen. Zum 25. Todestag von Ilja Repin.“

„Das heißt, er ist erst 1930 gestorben“, Wolf nahm ihr den Artikel aus der Hand, „und übrigens nicht in der Sowjetunion.“

„Wo denn sonst?“

„Hier steht: ‚Umgeben von tiefen Wäldern und herrlichen Seen liegt der kleine finnische Ort Kuokkala. Hier schloß vor 25 Jahren einer der bedeutendsten Maler des 19. Jahrhunderts, Ilja Jefimowitsch Repin, für immer die Augen.‘“

Anna sah ihren Vater irritiert an:

„Repin verbrachte seinen Lebensabend gar nicht in der Sowjetunion, sondern in Finnland?“

Leningrad, Frühherbst 1960

Oberst Wereschtschagin war dem Bericht Iwans über seinen Besuch in Finnland aufmerksam gefolgt.

„Genosse Schischkin, Sie sagten, ungefähr zwei Stunden am Pielinen-See mit Ihrem Schwiegervater gegessen zu haben.“

Iwan nickte.

„Worüber sprachen Sie?“

„Über meine Frau.“

Iwans Stimme schwang bei dieser Antwort leicht aggressiv. Der KGB-Offizier war ungerührt und blätterte kurz in den vor ihm liegenden Akten. Dann sah er auf und fragte:

„Sie sprachen nicht über das Papierwerk, das Ihr Schwiegervater vor dem Krieg leitete und das danach rechtmäßig in den Besitz der Sowjetunion überging?“

Iwan sah den Mann ungläubig an und vermochte Sekunden lang gar nicht zu antworten.

„Genosse Schischkin?“

Iwan sah wieder nach links zum Fenster und begann dann zu sprechen:

„Mein Schwiegervater verlor bei der Belagerung Leningrads sein einziges Kind. Ich verlor meine Frau. Als ich 1954 nach Finnland reiste, fand ich einen alten, verzweifelten Mann vor, der sich bemühte, den Verlust seines Kindes zu verschmerzen, das er viele Jahre zuvor schon einmal verloren hatte, an einen russischen Architekten in Leningrad. Glauben Sie wirklich, Genosse Wereschtschagin, auch nur einer von uns beiden hätte Interesse gehabt, über die finnische oder russische Papierindustrie zu sprechen?“

Der Oberst schaute in die sich ihm nun wieder zuwendenden Augen und erkannte die latente Aggressivi-

tät, wie er sie vorher bei Iwan noch nicht gesehen hatte, aber gleichzeitig registrierte er auch die Intelligenz dieses Mannes und er erinnerte sich zum wiederholten Mal an die Schulungen, die ihn befähigt hatten, Verhöre wie dieses hier durchzuführen. Sein Ton wurde weicher:

„Iwan Iwanowitsch, mir ist der Verlust, den Sie beide erlitten haben, durchaus bewusst. Aber Sie hielten sich drei Wochen in Finnland auf, noch dazu im Sommer, in dem die Tage sehr lang und die Nächte sehr kurz sind. Sie sprachen in dieser Zeit sicher nicht nur über Ihre verstorbene Frau ...“

Wereschtschagin senkte seinen Blick diesmal nicht auf die Akten, sondern fixierte das Gesicht seines Gegenübers und registrierte enttäuscht, auch dies als Ergebnis intensiver Schulungen, dass Iwan ihm sicher, gerade und ein wenig ironisch in die Augen sah:

„Nein, Genosse Oberst, wir sprachen sogar nur noch wenig von Lahja, aber die zwei oder drei Male, die wir es dann doch taten, waren recht ausführlich. Ansonsten begleitete ich meinen Schwiegervater auf die Jagd, schwamm im See oder las, denn die Bibliothek, die meine verstorbene Schwiegermutter hinterließ, umfasste auch zahlreiche russische Werke, die man in Leningrad damals nicht mehr alle fand.“

Seine letzten Worte waren so ironisch vorgetragen, dass Wereschtschagin geneigt war, ihm zu glauben. Er zog die Lippen und Mundwinkel zusammen, legte die Unterarme auf die vor ihm liegenden Papiere und fragte:

„Ein Jahr vor Ihrer Reise nach Finnland gab es eine Rebellion in der Deutschen Demokratischen Republik. Was dachten Sie, als Sie davon erfuhren?“

Iwan sah Wereschtschagin scharf an, diese Frage verunsicherte ihn, aber er antwortete ruhig:

„Genosse Oberst, wir alle waren damals mit dem Tod des Genossen Stalin konfrontiert. All meine Gedanken kreisten um den Wandel, der sich abzuzeichnen begann, um den Genossen Cruschtschow. Was damals in der Deutschen Demokratischen Republik geschah, nahm ich kaum zur Kenntnis.“

Er glaubte ihm auch das und er wusste, dass er so nicht weiterkam, blätterte erneut in seinen Akten und fügte an:

„Das Zentralkomitee richtete damals eine Sonderkommission ein, die die Verhaftungen, Verurteilungen und Hinrichtungen in den Jahren 1935 bis 1940 untersuchen sollte.“

Der KGB-Offizier machte eine Pause und sah Iwan erwartungsvoll an, doch dieser erwiderte nur wortlos den Blick, so dass der Oberst fortfuhr:

„Die Ergebnisse der Untersuchungskommission wurden dem Politbüro am 9. Februar 1956 vorgetragen.“

Iwan lächelte und sagte:

„Tatsächlich, am 9. Februar 1956! Das wusste ich nicht.“

„Es scheint Sie jedenfalls zu amüsieren“, erwiderte Werreschtschagin nun seinerseits mit gereizter Stimme.

„Nein, Genosse Oberst, mich amüsiert nur das Datum, weil ich mich an diesen Tag ganz genau erinnern kann.“

Leningrad, Winter 1956

Es war ein eiskalter Februar und Iwan saß morgens beim Tee und dehnte die Lektüre der Zeitung länger aus als gewöhnlich, da es ihn nicht besonders reizte, das Haus zu verlassen. Er stieß in der Zeitung auf die Ankündigung, dass in wenigen Tagen, am 9. Februar, eine Subskription auf die Werke Dostojewskis eröffnet würde. Er traute seinen Augen kaum, denn Dostojewski war in der Stalinzeit vollständig aus den Buchläden verschwunden. Hier in der Zeitung wurde nun eine neue zehnbändige Werkausgabe angekündigt, die Rede war von dreihunderttausend Exemplaren. Er ließ die Zeitung sinken und dachte daran, wie schwer es Lahja gefallen sein musste, sich damals während der deutschen Belagerung von ihrer eigenen Ausgabe zu trennen. Er würde nun eine neue Edition bekommen! Die Partei änderte wahrhaftig ihren Kurs, denn Dostojewskis Betonung des Individuums und seines Verhältnisses zu Gott war dem Bolschewismus ein Graus gewesen. Nun wurde er wiederaufgelegt. Der 9. Februar 1956 war der 75. Todestag des Dichters. Iwan legte die Zeitung aus der Hand und schaute lächelnd auf die Regalwand der Bücher. Die Zeiten änderten sich, jetzt konnte man sich sicher sein, denn einen solchen Schritt, eine solch radikale Abkehr vom Kurs des Stalinismus überlegte sich die Partei ganz genau. Es war richtig gewesen, aus Finnland zurückzukehren. Nun musste, nun *würde* alles besser werden.

Am Morgen dieses 9. Februar stand Iwan um drei Uhr früh auf, bereitete einen ganzen Liter Tee und füllte ihn in eine Thermosflasche. Er packte sich so warm ein, wie es möglich war, und ging hinaus in die eiskalte Nacht, zu der großen Buchhandlung auf dem Newskij Prospekt, wo bereits eine Menschengruppe geduldig wartete. Frauen

und Männer, Alte und Junge standen hier in dicken Wintermänteln, Schals, Handschuhen, Mützen, Stiefeln, bei mehr als dreißig Grad Kälte und warteten darauf, dass die Buchhandlung öffnete, nur um sich zehn Bände eines seit einem dreiviertel Jahrhundert toten, russischen Schriftstellers zu sichern. Ob so etwas irgendwo anders auf der Welt denkbar war, fragte sich Iwan, mit steifen Fingern seine Flasche aufschraubend. Er goss sich den Becher voll heißen Tee und trank in kleinen Schlucken. Vor ihm stand eine ältere Dame, die ihm Einblick in einen Beutel gewährte, den sie in der linken Hand trug und nun mit der rechten oben auseinanderzog:

„Ich habe auch eine Thermosflasche und Blini, wer weiß, wie lange es dauern wird.“

Iwan reichte ihr lächelnd seinen Becher und erwiderte:

„Auf jeden Fall würden sich Dostojewski, Tolstoi und Turgenjew freuen, dass jetzt alle Russen lesen können – das ist doch ein Fortschritt, den die Sowjetunion erreicht hat.“

Die Frau nahm einen Schluck von Iwans Tee, reichte ihm wortlos den Becher zurück und sah ihn an. Sie hatte ein zartes, gepflegtes und von der Kälte gerötetes Gesicht, aus dem ihm blassblaue aufmerksame Augen begegneten. Iwan nahm ihr den Becher aus der Hand, sagte aber nichts mehr, denn jetzt war sie am Zug. Die Frau murmelte aber nur noch: „Lesen können wir jetzt alle, das ist wohl so“, und wandte sich dann von Iwan ab. Er suchte keinen Kontakt mehr, hörte ab und zu Bruchstücke von Gesprächen vor und hinter sich, versank in Gedanken über Lahja und Pekka, über seine Arbeit, über verlorene Lebenszeit im Systemischen-Schlange-stehen der Sowjetunion.

Als er sich nach vielen Stunden des Wartens endlich in die Subskriptionsliste eintragen konnte, musste er bei deren Anblick lachen. Viele Namen wirkten, als seien sie

von Kindern geschrieben worden, ungelenkt ihre ersten Schreibversuche machend, denn die Leute hatten allesamt kältestarre Finger und vermochten kaum, den Stift zu führen. Die Frau hinter dem Tisch schaute ein wenig ungläubig auf seinen Namen, den er ebenso steif hinkritzelte wie seine Vorgänger.

Befriedigt ging er ins Büro, denn er war soeben Besitzer einer neuen Dostojewski-Gesamtausgabe geworden, die ihm den nächsten Winter angenehm verkürzen würde.

Ostberlin, Herbst 1958

Wolf betrachtete schweigend das übergroße Bild, erschüttert von dem Anblick, von Erinnerungen überwältigt. So wie diese Männer hatte er selbst gearbeitet, ohne zu ahnen, dass ein Maler des Kaiserreichs dies im Bild festgehalten hatte, in all seiner Härte, aber zugleich durch Licht und Farben heroisiert, seine eigene Arbeit und die unzähliger anderer Stahlarbeiter, festgehalten für kommende Generationen.

Anna sah seine Bewegung und wagte nicht, ihn anzusprechen. Sie beobachtete den Vater, wie er sich nach anfänglichem, ungläubigem Staunen über die Gesamtansicht mehr und mehr in die Einzelheiten vertiefte. Der Blick, zunächst das Zentrum zentimeterweise abtastend, rückte nach einer Weile zunehmend in die Peripherie des Bildes, jede Einzelheit studierend. Deswegen hatte sie ihn zu dem Museumsbesuch aufgefordert, neben allen kunsthistorischen Abhandlungen besaß sie in ihrem Vater den Experten für die Realitätsnähe des Bildes – ein exklusiver Besitz unter den Kunststudenten, auch in der DDR. Sie war ängstlich, was er sagen würde.

Immer noch gar nichts. Nach wie vor glitten Wolfs Augen über die Szenerie von Menzels »Eisenwalzwerk«. Nach einer für Anna endlosen weiteren Weile des Schweigens sah Wolf sie an und fragte:

»Warum hast du dir dieses Bild für die Examensarbeit ausgesucht? Oder hat man es dir zugewiesen?“

„Nein, ich habe es selbst ausgewählt, wegen dir.“

„Wegen mir?“

Ihre grünen Augen, dieselben grünen Augen wie bei Toni', dachte Wolf wie so oft, sie strahlten ihn an.

„Es war dein Beruf, wenigstens für einige Zeit, dein Beruf in der kapitalistischen Gesellschaft, den Menzel hier darstellt.“

Ein wenig ernüchtert nickte er und dann wollte er wissen, ob sie verstand, was sie da sah:

„Weißt du überhaupt, was dort gemacht wird?“

Sie schlug die Kladde auf, die sie mit ins Museum genommen hatte, und antwortete:

„Menzel selbst beschrieb das sehr genau. Darf ich es dir vorlesen?“

Wolf nickte und hörte zu, den Blick fest auf das Gemälde gerichtet.

„Der Schauplatz ist eine der großen Werkstätten für Eisenbahnschienen zu Königshütte in Oberschlesien. Schiebewände, die hochgezogen sind, lassen allseitig Tageslicht ein. Man blickt auf einen langen Walzenstrang, dessen erste Walze die aus einem Schweißofen geholte ‚Luppe‘ (das heißt glühende Eisenstück) aufnehmen soll. Die beiden Arbeiter, welche dieselbe herangefahren haben, sind beschäftigt, durch hochdrängen der Deichsel des Handwagens die ‚Luppe‘ unter die Walze gleiten zu machen, während drei Andere mit Sperrzangen der Luppe die Richtung zu geben bemüht sind. Die Arbeiter jenseits

der Walze halten sich fertig, die Luppe, nachdem sie zwischen dem Walzenstrang hindurchgezwängt sein wird, mit Zangen und Hebezangen, welche letztere beweglich an Ketten vom Gebälk herabhängen, in Empfang zu nehmen, um sie über den Walzengang hinüber den Vorigen wiederum zuzuschieben, behufs weiterer Wiederholung desselben Verfahrens an den sämtlichen unter sich verschieden profilierten Gängen des ganzen Walzenstranges, bis zu schließlich vollendeter Umwandlung der Luppe in die fertige Eisenbahnschiene. Links fährt ein Arbeiter einen Eisenblock, dem der Dampfhammer die Form gegeben, zum Verköhlen hinweg. Auf derselben Seite ganz im Hintergrunde wird ein Puddelofen von Leuten bedient, in deren Nähe der Dirigent sichtbar wird. Der Schichtwechsel steht bevor: während weiter im Mittelgrunde Arbeiter halbnackt beim Waschen sind, wird rechts Mittagbrod verzehrt, das ein junges Mädchen im Korbe gebracht hat.“

„Besser hätte man es nicht sagen können. Das stimmt alles.“

„Dann werde ich in meiner Arbeit den ehemaligen Stahlarbeiter, Wolf Vogelsang, zitieren, der die Authentizität des Bildes aus der Sicht der arbeitenden Klasse bestätigt.“

Wolf blickte wieder auf das Gemälde und bekam zum ersten Mal Zweifel, ob er bei Annas Erziehung alles richtig gemacht hatte. Phrasen waren seine Sache noch nie gewesen, nicht im Kaiserreich, nicht in der Weimarer Republik und vor allem nicht unter den Nazis. Natürlich kannte er sie seit Jahren auch in der DDR, aber aus dem Mund seiner eigenen Tochter gewannen sie eine andere Qualität.

Lausitz, Frühjahr 1959

„Sollen wir nicht zur Taufe nach Köln fahren?“

Wolf sah seine Frau an, die in ihren Händen einen Brief von Franziska hielt, der ihnen die Geburt des ersten Enkelkinds mitteilte. Ihm war nicht wohl bei dem Gedanken an eine solche Reise. Der Antrag würde Staub aufwirbeln, die Partei erneut auf die beiden Töchter im Westen gestoßen, und vor allem fürchtete er, Sibylle könne sich weigern, wieder mit zurückzukommen. Er schüttelte den Kopf:

„Das wäre nicht gut für uns. Und wer weiß, ob wir überhaupt die Erlaubnis bekommen.“

Sibylle sah ihn bittend an:

„Franziska möchte, dass ich Patin werde, das kann ich nicht ablehnen. Und Anna bleibt doch hier – das wird doch Versicherung genug sein, dass wir zurückkommen.“

Wolf traute ihr in diesem Punkt nicht. Auch wenn sie jetzt selbst überzeugt war, nur eine kurze Reise ins Rheinland zu machen, so wussten sie doch beide nicht, wie die erste Rückkehr nach mehr als zehn Jahren wirken würde. Es stimmte, Sibylle hatte sich inzwischen eingelebt, sowohl in der Lausitz als auch im Sozialismus, aber womit sie sich nach wie vor nicht abfinden konnte, war die vollständige Abwesenheit der katholischen Kirche in dieser Region. Wolf wollte sich gar nicht vorstellen, wie die Taufe des ersten Enkelkinds in einer Kölner Kirche auf sie wirken würde.

„Lass uns nicht gerade zur Taufe fahren. Ob du nun Patin wirst oder nicht, du bist und bleibst die Großmutter. Wir können es vielleicht nächstes oder übernächstes Jahr nachholen. Dann wird der Junge laufen und sprechen, und wir haben mehr davon.“

Sie sah ihn verärgert an:

„Die SED ersetzt dir Gott oder hast du Angst, dass es dir im kapitalistischen Westen am Ende doch besser gefällt als im Paradies der Werktätigen?“

Sie wusste genau, wie sie ihn treffen konnte, dass seit dem 17. Juni Zweifel an ihm nagten, auch wenn er mit ihr nicht darüber sprach.

„Wir könnten uns erkundigen, was aus Lewin geworden ist.“

„Sibylle, die BRD ist groß, wen willst du denn fragen? Der kann überall sein, vielleicht ist er sogar ausgewandert – er wollte doch nach Kanada.“

Wolf sah auf den Brief in ihren Händen und sagte dann:

„Ich werde auf keinen Fall fahren, aber wenn du unbedingt willst, dann fahr allein.“

Im Stillen gestand er sich ein, dass Sibylle teilweise Recht hatte, denn es war nicht nur die Scheu vor den Ungelegenheiten, die ein solcher Reiseantrag bereitete, es war tatsächlich auch die Befürchtung, dass Köln ihn anrühren würde. Andererseits gab es hier in Domlitz nichts, was ihn konkret an die toten Söhne erinnerte. Das wäre in Köln in jedem Fall anders. Er würde nicht fahren und hatte dafür einige gute Gründe.

Die folgenden Tage beobachtete er Sibylle beunruhigt, denn er sah, dass sie mit sich kämpfte, ohne allerdings zu wissen, welche Möglichkeiten sie genau in Erwägung zog.



Zufrieden schaute Sibylle auf die bereits fertigen Beete ihres Gemüsegartens. Zwei mal zwei Meter waren mit kleinen Grünkohlpflänzchen bestückt, ein ebenso großes Beet daneben mit Salat und Tomaten würden sie dieses

Jahr während des ganzen Sommers essen. Sie legte mehrere Säckchen auf den Boden, kniete sich hin und öffnete einen der Beutel, aus dem sie kleine Setzzwiebeln ans Tageslicht förderte, drückte eine nach der anderen mit einer Handbreit Abstand in den aufgelockerten Boden und stand auf, mit zufriedenen Augen den gesamten Garten überfliegend. Nachdem sie Sand in eine weiße Emaille-
schüssel gefüllt hatte, gab sie die Möhrensamen darüber und vermischte das Ganze mit den Händen, um den Sand anschließend langsam in das für die Möhren vorgesehene Beet zu streuen. Ganz am Schluss säte sie direkt neben dem Haus die Petersilie. Ein Blick in den sonnigen Aprilhimmel führte sie in Versuchung, auch noch die Saatkartoffeln in den Boden zu legen, aber nein, das hieße Gott versuchen. Damit würde sie, wie jedes Jahr, bis nach den Eisheiligen warten. Es musste ja auch im Mai noch etwas in die Erde gebracht werden.

Sibylle wusch sich drinnen die Hände, setzte sich dann auf die Holzbank vor dem Haus und ließ ihre Augen über den Garten wandern. Alles sah reichlich und ordentlich aus. Das Tomatenbeet, das sie schon am Vortag gepflanzt hatte, war doppelt so groß wie im vorangegangenen Jahr. Gott, wenn sie an die Eifel dachte, das Sibirien Preußens, wie Wolf es oft nannte – dort war an Tomaten nicht zu denken gewesen – viel zu kurz der Sommer, zu wenige Sonnentage und in manchen Jahren kein Monat ohne Frostnacht. Sibirien Preußens – ob Karl vielleicht doch noch lebte? War es nicht doch denkbar, dass er nach Sibirien verschleppt worden war? Nach wie vor galt er als vermisst und sie wusste, dass Wolf immer noch Erkundigungen einzog. Es war sinnlos, darüber nachzudenken, und ihr Bewusstsein kehrte zurück in den Garten. Ob der Johannisbeerstrauch wohl wieder acht Kilogramm Beeren

tragen würde oder ob sie ihn nicht doch hätte zurückschneiden müssen?

Schön war es, ein eigenes kleines Haus zu haben, den eigenen Garten und Salat, Gemüse und Obst nicht auf dem Markt kaufen zu müssen. Das hatte sie in Köln nicht gehabt. Wie sich wohl ihr Enkel machte, der ohne sie getauft worden war? Obwohl sie einen wochenlangen Groll gegen Wolf gespürt hatte, hatte sie doch nicht allein fahren wollen, und redete sich auch jetzt wieder ein, dass sie das ja jederzeit nachholen könne. Vielleicht änderte er im Laufe des Jahres noch seine Meinung und man würde in Köln gemeinsam Weihnachten feiern. Vor ein paar Tagen war ein Brief von Ursula gekommen. Auch sie hoffte auf ein Wiedersehen mit den Eltern. Mit ihrem Leben in der Eifel schien sie sich arrangiert zu haben. Einmal im Monat besuchte sie Franziska in Köln und schrieb enthusiastisch, dass sie sich schon jetzt darauf freue, wenn ihr kleiner Neffe alt genug sein würde, um die Ferien bei ihr auf dem Hof zu verbringen. Sibylle dachte zufrieden, dass es richtig gewesen war, die beiden zurück in den Westen zu schicken, auch wenn sie ihr fehlten. Sie atmete tief ein und wieder aus, erhob sich, füllte die Gießkanne mit Wasser aus der Regentonne und begann die frisch bepflanzten Beete zu gießen. Dann griff sie sich von dem großen Stapel am Rande des Gartens ein paar Holzscheite, um den Ofen anzuheizen. Im April wurde es abends immer noch sehr kalt, aber längst nicht so wie in der Eifel. Das Klima in der Lausitz war ihr angenehm, vor allem die heißen, trockenen Sommer. Hatte ihr Beichtvater in Mariawald nicht immer gesagt, man müsse Gottes Fügung annehmen?

Ostberlin, Frühjahr 1959

Im Frühjahr 1959 besuchten die Eltern Anna in Ostberlin, wo sie ihr Studium der Kunstgeschichte und Slawistik abgeschlossen hatte. Wolf las ehrfürchtig die Examensarbeit seiner Tochter über Adolph Menzels Stahlwerk und Sibylle empfand dann doch so etwas wie Stolz, als sie das gute Abschlusszeugnis überflog.

Am Samstag überraschte Anna die beiden mit Kinokarten: „Der neue Film von Konrad Wolf: ‚Sterne‘. Mein Professor erzählte uns in der letzten Vorlesungsstunde kurz davon. Der Film ist bei den Festspielen in Cannes ausgezeichnet worden und soll auch im Westen sehr gelobt werden.“

„Kaum zu glauben“, entgegnete Wolf trocken.

Sie hatten gute Plätze in dem ausverkauften Kinosaal, in einer der mittleren Reihen, ganz zentral, und Wolf war froh, dass Sibylle mitgegangen war. Überhaupt schien seiner Frau der Besuch in Berlin gutzutun, sie war weniger streitlustig und wirkte zwischendurch sogar gut gelaunt. Er drückte kurz ihre Hand, als sie sich in die Kinossessel niederließen.

Während der Eingangsszene verstummten die letzten Geräusche im Saal, es wurde still.

An einem regnerischen Abend werden auf einem Bahnhof Menschen mit Judensternen auf der Brust in einen Zug „verladen“. Eine noch auf dem Bahnsteig stehende junge Frau schaut mit verzweifelterm Augenausdruck suchend in die Richtung zurück, aus der sie alle gekommen sind. Dann klettert auch sie mit Hilfe eines grinsenden deutschen Uniformträgers in den Zug. Es sind keine Personenabteile, die die Menschen betreten, sondern Wagons, die eher zum Transport von Vieh geeignet scheinen

und deren schwere Schiebetüren jetzt von Soldaten geschlossen werden, die dann mit Kreide „Juden“ auf die Türen schreiben.

Als der Zug abfährt, kommt ein Mann in Uniform hinkend auf den Bahnsteig gelaufen. Er hebt einen Judenstern vom nassen Boden auf und läuft dann durch den Regen dem ausfahrenden Zug hinterher. Gehetzt steigt er einen Bahndamm hinauf, um den Zug durch die Abkürzung doch noch einzuholen, aber er kommt zu spät und sieht das Ende des letzten Waggons nur noch in einem Tunnel verschwinden, hilflos und machtlos.

Dieser hilflose und machtlose Unteroffizier, wie ihn auch die bulgarischen Partisanen nennen – Herr Unteroffizier oder einfach nur Herr Unter – dieser Mann skizziert und malt, wenn er etwas Lohnenswertes zu sehen glaubt. Er ist Kunstmaler. „Unterlassen Sie in Zukunft die Schmierereien“, weist ein deutscher Vorgesetzter ihn zu recht und nennt ihn abfällig Rembrandt. Diesen Spitznamen führt er von da an auch bei seinem Kameraden Kurt, den der Zuschauer schon in der ersten Szene des Films gesehen hatte, als dieser der jungen Frau beim Besteigen des Zuges half.

Der Unteroffizier Walter sitzt zusammen mit Kurt auf einem Hügel, vor ihnen die Sicht auf ein Tal und ein Gebirge – eine Landschaft, die von Walter skizziert wird, während Kurt in der entgegengesetzten Richtung eine bewachte Menschenmenge herankommen sieht. Es sind griechische Juden, die über Bulgarien nach Polen gebracht werden und für deren Weitertransport Kurt verantwortlich ist. Kurt lässt Walter malend zurück, um sich dem ankommenden Menschentransport zu widmen.

Walter schlendert später am Zaun entlang, hinter dem sich die Juden befinden, in einem Hof, dahinter ein gro-

ßes Gebäude. Er reagiert unwillig auf die Bitte der hinter dem Stacheldraht stehenden Jüdin, einer Gebärenden ärztliche Hilfe zu gewähren. Er tut es dann doch, besorgt den Arzt und begegnet erneut der Frau, die ihn um Hilfe bat. Es ist dieselbe Frau, die in der Eingangsszene mit Hilfe von Kurt in den Waggon gestiegen war. Walter fragt nun mehrfach:

„Warum hat man euch hierher gebracht?“

Er scheint und ist ahnungslos, sie aber ist es nicht, denn sie antwortet ihm:

„Hier wird ein Kind geboren, das niemals lernen wird.“

Zunächst wirkt der Unteroffizier Walter ungläubig, zweifelnd und abweisend gegenüber Ruth, der Jüdin. Er lebt zwischen den bulgarischen Partisanen, denen er anfangs ebenso wenig seine Sympathie zu zeigen vermag, und seinem Kameraden Kurt, von dem er mehr und mehr von Abscheu erfüllt wird, der ihm grausam beiläufig, ja unfassbar beiläufig das Ausmaß des Grauens von Auschwitz offenbart, dem Reiseziel der griechischen Juden – dem Reiseziel Ruths. Abends, beim Zubettgehen sagt Kurt zu Walter:

„Von dort ist noch keiner wiedergekommen“, dreht sich um und schläft.

Ruth und Walter treffen sich, reden miteinander. Sie sei vor dem Krieg Lehrerin gewesen, er Kunstmaler.

„Ich ging durch die Museen und dachte, dass der Mensch das vollkommenste Geschöpf der Welt ist. Jetzt weiß ich auf alle Fälle, dass der Schimpanse weit vernünftiger ist.“

Anna beugte sich zu ihrem Vater und flüsterte ihm zu:

„Wenn ich mir Gemälde anschau, denke ich auch manchmal, dass der Mensch vollkommen ist.“

Wolf nickte und legte den Zeigefinger über die Lippen, er wollte keine Sequenz des Filmes versäumen. Von po-

etischen Bildern und jüdischen Liedern untermalt war er meisterhaft ausgeführt.

Der Unteroffizier versucht Ruth vor dem Transport nach Auschwitz zu retten, aber er weiht Kurt ein, der es am Ende vereitelt. In der Schlusszene des Films, die die Eingangsszene wieder aufnimmt, sieht man Ruths regennasses Gesicht an einem Waggonfenster, mit suchenden Augen und mit den Händen die Gitterstäbe umklammernd.

Im Kino war es still, als der Nachspann ablief, und nur zögerlich erhoben sich in der Reihe vor ihnen einige Leute. Anna war von ihnen Dreien die erste, die die Augen von den Schriftreihen der Leinwand löste, aufstand und flüsterte:

„Lasst uns gehen.“

Sie drängten sich mit den anderen Besuchern nach draußen und Wolf sagte dann zwischen den Frauen hindurchsehend:

„Kommt, wir gehen noch etwas trinken, aber hier in der Gegend ist es mir zu teuer.“

Er führte sie eine ganze Weile durch das Viertel Berlins, bis er eine Eckkneipe auserkor, ohne dass sich den beiden Frauen seine Auswahlkriterien erschlossen. Sie folgten ihm schweigend und in ihre Gedanken versunken.

Kaum ein halbes Dutzend Gäste war in der Kneipe, schmal der Gasträum, der sich entlang der Theke und einige Meter darüber hinaus erstreckte, schmucklos und mit vier kleinen quadratischen Holztischen ausgestattet – mehr gab der Raum nicht her. Wolf steuerte nach einem freundlichen „Guten Abend“ den letzten Tisch an. Nur der erste war besetzt und an der Theke nahe dem Eingang saßen zwei Männer. Das bedeutete, sie konnten sich ungezwungen unterhalten, ohne dass man am Nachbartisch

jedes Wort hörte. Eine ältere Frau kam sofort zum Tisch und fragte nach, was es denn sein dürfte. Wolf sagte:

„Zwei Bier. Was habt ihr denn an nichtalkoholischen Getränken?“

Anna sah ihren Vater an und sagte:

„Lass mal, ich trinke auch ein Bier.“

Wolfs Blick schwenkte kurz auf Sibylle, die aber abwesend auf die Tischplatte blickte.

„Na denn: drei Bier.“

Nachdem die Bedienung gegangen war, sie ihre Mäntel ausgezogen und über die Rückenlehnen der Stühle gehängt hatten, sah Wolf seine Tochter an, die mit merkwürdig fragenden Augen auf Sibylle blickte.

„Anna, was denkst du über den Film?“

Statt ihm zu antworten schaute die junge Frau immer noch auf Sibylle und fragte:

„Mutter, erinnerst du dich noch an die Frauen im Wald?“

Sibylle blickte hoch und sah Anna in die Augen:

„Ja, Kind, die Nazis waren ... gottlos.“

Die beiden Frauen verweilten einen Moment lang in ihrem Augenkontakt, als die Bedienung an den Tisch trat und die Biere servierte. Kurzes Schweigen. Nachdem die Bedienung weg war, fragte Wolf:

„Welche Frauen im Wald?“

„Hast du das Vater denn nicht erzählt?“

Sibylle schüttelte den Kopf. Wolf hob sein Glas und sagte:

„Prost – auf das gute Examen.“

Sie tranken einen Schluck, stellten die Gläser zurück auf den Tisch und dann erzählte Anna dem Vater von der Begegnung mit den von der SS bewachten Frauen gegen Kriegsende.

„Warum hast du mir davon nie etwas gesagt?“, fragte er Sibylle.

„Du wolltest doch nichts hören – nichts von den Nazis, nichts von den Russen, nichts von der Vergewaltigung deiner eigenen Töchter.“

Wolf schnaufte aus. „Damals hatte ich andere Sorgen.“

Anna fixierte verschämt die Tischplatte. Sibylle wurde laut:

„Ja, das Paradies der Werktätigen, der Arbeiter- und Bauernstaat.“

Anna flüsterte:

„Leise, Mutter.“

Wolf sah, dass die Leute im vorderen Teil der Gaststätte, auch die Wirtin, überrascht zu ihnen herübersahen.

Auch dieser Hauptstadtbesuch ihrer Eltern mündete schon wieder in Streit, aber einen Versuch machte Anna noch:

„Lasst uns doch über den Film reden“, bat sie mit leiser Stimme. Wolf trank sein Glas mit einem Zug aus und rief durch den Gasträum:

„Noch ein Bier, bitte“, dann sah er seine Tochter an.

„Wie können Menschen zu so etwas fähig sein?“, fragte Anna rhetorisch.

Sibylle murmelte:

„Menschen sind zu allem fähig. Aber es gibt auch immer wieder solche wie diesen Unteroffizier.“

Die Bitterkeit war aus ihrer Stimme verschwunden, auch sie wollte an diesem Abend keinen neuen Streit.

Anna sagte:

„Ich höre immer noch den Satz, den er zu Ruth sagt, nämlich, dass er in den Museen dachte, dass der Mensch das vollkommenste Geschöpf der Welt sei.“

Wolf nickte:

„Ja, erst im Krieg begreift man, dass der Schimpanse vernünftiger ist als der Mensch.“

Sibylle murmelte:

„Nicht nur im Krieg.“

„Aber wenn ich an manche Meisterwerke denke, die ich in den letzten Jahren studiert habe, dann kann ich nur an Fortschritt glauben“, insistierte Anna.

Wolf nickte:

„Kultur ist das Wichtigste. Nimm den Film, den wir gerade gesehen haben, der kann doch niemanden kalt lassen. Gemälde, Filme, Theaterstücke ändern etwas – daran habe ich schon immer fest geglaubt.“

Anna schluckte, zögerte einen Augenblick und entschied sich dann, diesen Moment zu nutzen:

„Man hat mir geraten, mich für ein Auslandsstudienjahr in Leningrad zu bewerben. Diese Möglichkeit bekommen nur die Besten eines Jahrgangs.“

Wolf und Sibylle wechselten überraschte und beunruhigte Blicke.

„Ein ganzes Jahr in Russland?“, fragte Sibylle.

„Ich dachte, du wolltest eine Stelle in einem Museum antreten?“

Anna erwiderte ihrem Vater errötend:

„Die Examensarbeit über Menzel gefiel meinem Professor so gut, dass er meint, ich solle eine Doktorarbeit schreiben und das Jahr in Leningrad nutzen, um die nötigen Forschungen vor Ort zu machen.“

Sibylle blickte verständnislos, während Wolf zunächst sprachlos war. Dann fragte er:

„Über welches Thema sollst du denn die Doktorarbeit schreiben?“

„Erinnerst du dich noch an das Buch über Ilja Repin, das du mir am Anfang des Studiums zu Weihnachten geschenkt hast?“

Wolf nickte.

„Ich soll am Beispiel Menzels und Repins den deutschen mit dem russischen Realismus vergleichen.“

Wolf und Sibylle blickten beide überrascht, unsicher, aber auch ein wenig ehrfürchtig auf ihr jüngstes Kind.

Leningrad, Frühherbst 1960

„An dem Tag, als Sie sich in die Liste der Buchhandlung eintrugen, erfuhr das ZK-Präsidium jedenfalls von den Auswüchsen der stalinistischen Herrschaft. Fragten Sie sich eigentlich nie, Genosse Schischkin, warum Ihre Frau Ende der dreißiger Jahre nicht verhaftet wurde?“

„Wir lebten damals jahrelang in großer Angst, weil jeden Tag Ausländer verhaftet wurden – auch viele Finnen aus unserem Bekanntenkreis.“

„Wussten Sie, dass es Quoten gab, die von den zuständigen Politkommissaren erfüllt werden mussten?“

Iwan sah dem Oberst ratlos in die Augen, worauf lief das nun wieder hinaus? Er fuhr sich mit den Fingerspitzen der rechten Hand an der Nase entlang und antwortete:

„Lahja ließ sich nie etwas zu Schulden kommen, sie war eine überzeugte Kommunistin.“

„Die Tochter eines kapitalistischen Papierfabrikanten war eine überzeugte Kommunistin?“

Wieder begann er in den Akten zu blättern und ärgerte sich, dass er sich mit seinen Fragen in eine Sackgasse manövriert hatte, hob erneut den Blick und beschloss, Iwan nun doch mitzuteilen, warum er da eigentlich vor ihm saß. Oberst Wereschtschagin sah Iwan direkt in die Augen und sagte:

„Lassen wir Ihre Frau in Frieden ruhen. Ist Ihnen eine deutsche Studentin namens Anna Vogelsang bekannt?“

Iwan senkte den Blick nicht, er hatte es geahnt, aber während des gesamten vorangegangenen Verhörs zurückgedrängt. Und er sah dem KGB-Offizier auch weiterhin in die Augen, obwohl er jetzt zum ersten Mal wirkliche Angst spürte. Seine Augen blickten starr, er biss leicht mit den Zähnen auf die Unterlippe, und dann antwortete er, äußerlich ruhig und innerlich bebend:

„Anna Vogelsang studiert Kunstgeschichte und war ein Jahr als Stipendiatin hier in Leningrad.“

Der Oberst blätterte in seinen Akten und fragte:

„Was genau studierte diese Deutsche hier in Leningrad?“

Iwan wurde verzweifelt, weil er immer noch nicht wusste, was ihn in diese Situation gebracht hatte. Seine Augenlider zitterten leicht, während er zum wiederholten Male nach dem Grund für das Verhör fragte:

„Genosse, was ist passiert – warum bin ich hier?“

Wereschtschagin beobachtete ihn genau und fragte sich, ob Iwan Iwanowitsch ein so guter Schauspieler oder tatsächlich ahnungslos war. Die Frage seines Gegenübers beantwortete er natürlich nicht, sondern stellte erneut eine Gegenfrage:

„Wann und wo lernten Sie Anna kennen?“

Baltikum, Sommer 1959

Sie saß seit Stunden im Zug nach Leningrad, der jetzt die polnisch-sowjetische Grenze erreichte. Außer der Zonengrenze im geteilten Berlin, hatte sie noch keine Landesgrenze gesehen und fragte sich, ob alle Grenzübergänge der Welt solche Bollwerke darstellten: mehrere Grenzzäune, Massen uniformierter Beamter, große festungsartige Gebäude und hohe Wachtürme. Macht und Machtdemonstration waren ihr unheimlich, bedrohlich, wirkten aber auch faszinierend. Misstrauen und zugleich Bewunderung gegenüber den uniformierten Beamten vermischten sich zu einem beinahe erotischen Nervenkitzel. Die Passkontrollen zogen sich über Stunden hin, alle Reisenden wurden genau betrachtet und trotz gültiger Papiere, in denen alles vermerkt war, noch einmal über Ziel und Sinn ihrer Fahrt befragt.

Zuerst war sie aufgeregt und mit sich selbst beschäftigt, nahm die Kontrollen ihrer Mitreisenden zwar wahr, betrachtete aber gleichzeitig immer wieder nervös den eigenen Pass, das eigene Visum, das in russischer Sprache abgefasste Schreiben ihrer Universität. Nachdem sie selbst kontrolliert worden war, vergleichsweise schnell und höflich, hatte Anna die Ruhe, das Geschehen um sich herum genauer zu betrachten. Die meisten der Fahrgäste, die gut Russisch sprachen, machten diese Reise offensichtlich nicht zum ersten Mal, wirkten ruhig, manche sogar teilnahmslos und ließen einfach ein bekanntes Ritual stoisch über sich ergehen. Dann gab es Leute, die des Russischen kaum oder gar nicht mächtig waren, die nervös in ihrer eigenen Muttersprache, meist in Polnisch, antworteten, wenn die Beamten sie befragten. Für die uniformierten Russen war auch dies nichts Besonderes, aber für die Fahr-

gäste bedeutete es Anspannung und Aufregung. Anna war froh, als die letzte Uniform hinter der Waggontür verschwand und sich der Zug endlich wieder in Bewegung setzte.

Jetzt schaute sie durch das Fenster auf die Wälder und vereinzelt Dörfer des Baltikums und versank in die Landschaftsbilder, von ihrem Denken gefüllt mit romantischen Vorstellungen über dörfliches Leben und Naturidylle. Ihr gegenüber saß eine ältere Russin, die sie nach einer Weile wagte anzusprechen.

„Verzeihen Sie. Können Sie mir sagen, wann wir die Grenze zwischen den Teilrepubliken Litauen und Lettland passieren?“

Die alte Frau sah Anna aufmerksam an und antwortete lächelnd:

„Töchterchen, ich wusste es einmal ganz genau, aber im Lauf der Jahre sind die alten Grenzen verblasst, weil auch niemand mehr wagte, solche Fragen zu stellen. Wenn es soweit ist, sage ich dir Bescheid.“

Alles sah dann so gleich aus – die Kiefern- und Birkenwälder, die einsamen Gehöfte und Dörfer –, dass Anna das Interesse an alten Grenzziehungen verlor. Sie schaute gebannt aus dem Fenster, träumte zwischendurch von der Landschaftsmalerei der deutschen Romantiker und erwartete das Auftauchen von Klosterruinen oder einsam umherziehenden Mönchen.

Lausitz, Sommer 1959

Liebe Eltern,

es ist wunderbar hier in Leningrad und ich weiß gar nicht, womit ich anfangen soll. Am besten wohl der Reihe nach.

Mutter kann beruhigt sein, denn ich bin gut in einem Studentenwohnheim untergebracht, in dem ich mir ein Zimmer mit zwei anderen Studentinnen teile, einer Polin und einer Ukrainerin, die sehr ordentlich und fleißig sind. Morgens und abends essen wir hier, mittags in der Kantine der Universität.

Ihr könnt stolz auf mich sein, denn nach unserer Ankunft mussten wir alle zuerst eine Prüfung in Russisch machen, um dann, je nach Vorkenntnissen, in verschiedene Sprachkurse eingeteilt zu werden. Ich bin die einzige der ausländischen Studenten, die an keinem Sprachkurs teilnehmen muss, sondern sofort mit dem Fachstudium an der Universität beginnen kann! Es sind nur zwei Vorlesungen und zwei Seminare, an denen ich teilnehmen muss, während mir die gesamte restliche Zeit zur Vorbereitung meiner Doktorarbeit zur Verfügung steht. Darüber muss ich allerdings jeden Monat einen Bericht schreiben. Viele Stunden in der Woche verbringe ich im Russischen Museum zum direkten Studium der Peredwischniki, an die du dich bestimmt erinnerst, Vater, die Maler der Wanderausstellungen des 19. Jahrhunderts, von denen Repin der bedeutendste ist.

Meine guten Sprachkenntnisse ermöglichen mir außerdem einen engeren Kontakt zu Stipendiaten aus den sowjetischen Teilrepubliken. Die kleine, aber vielfältige Welt der Shdanow-Universität spiegelt den großen Vielvölkerstaat der Sowjetunion wie in einem bunten Mosaik wider.

Ich wünschte, ihr könntet das alles sehen, die Paläste, die Museen, die wunderbare Architektur, die neuen Metrostationen. Das alles ist so überwältigend für mich, dass ich es noch nicht in Worte fassen kann.

Ich hoffe, es geht euch gut!
Herzliche Grüße sendet euch Anna

Wolf legte den Brief aus der Hand, nahm die Lesebrille ab und dachte, dass er das alles tatsächlich gerne sehen würde. Anna schrieb von einem Vielvölkerstaat, darüber hatte er vorher noch niemals nachgedacht. Ja, natürlich, die Sowjetunion war der größte Staat der Erde und umschloss die verschiedensten Kulturen. Anna war dort, nährte dieselben Träume wie Toni, und sie, seine jüngste Tochter, verwirklichte diese Träume. Es war richtig gewesen, in der Ostzone zu bleiben, seine Entscheidung war richtig gewesen. Wenigstens seinem jüngsten Kind stand die Welt offen, so, wie er es sich für sie alle erträumt hatte.

Leningrad/Repino, Sommer 1959

An einem sonnigen Tag, Mitte Mai, entschloss sie sich spontan, nach Repino hinauszufahren, um sich das Haus des Malers Ilja Repin anzusehen. Sie nahm die Metro bis zum Leninplatz, an dem der Neubau des Finnischen Bahnhofs gerade in vollem Betrieb war. Als sie den Fahrplan studierte, freute sie sich, denn es gingen stündlich Züge nach Wyborg, und Repino lag an dieser Strecke. Die Auskunft am Schalter, an dem sie ihre Fahrkarte kaufte, war ernüchternder – nicht alle Züge hielten in Repino, sie musste tatsächlich anderthalb Stunden warten.

Sie steckte die Fahrkarten für Hin- und Rückfahrt ein, verließ den Bahnhof und ging quer über den Leninplatz Richtung Newa. Nachdem sie über die Mitte des Platzes hinaus war, drehte sie sich um und betrachtete die große, auf einem Sockel stehende Leninstatue. Der rechte Arm war ausgestreckt und Lenin wies damit in die ruhmreiche Zukunft der sozialistischen Sowjetunion. Die Hintergrundkulisse bildete der neue, allerdings noch von Gerüsten verkleidete Finnische Bahnhof. Hier hatte sie eigentlich begonnen – die große russische Oktoberrevolution –, denn hier war Lenin angekommen, als er aus dem Exil zurückkehrte. Anna lächelte und war glücklich in dem Bewusstsein, dass sie in Leningrad eine Weile leben und studieren durfte. Sie ging hinunter zur Newa, setzte sich auf eine Stufe der in die Kaimauer eingelassenen Treppe und schaute auf die Stadt, zunächst ohne sich orientieren zu können. Weit entfernt im Osten sah sie eine Kuppel und die Türme einer Kirche und erkannte darin das Smolny Kloster. Dadurch gewann sie einen Anhaltspunkt und blickte nun in die entgegengesetzte Richtung, wo sie sehr vage die Peter- und-Paul-Festung zu erkennen glaubte.

Sie schaute und träumte. Wie schön war diese Stadt, wie schön das Russische Museum mit seinen Gemälden der Peredwischniki! Wie wunderbar, jetzt allein nach Repino fahren zu können, und auf den Spuren des bedeutendsten russischen Malers zu wandeln! Sie kramte in ihrer Tasche und holte den Artikel ihres deutschen Professors hervor, den kurzen Vergleich zwischen Repin und Menzel. Der Russe hatte bei einem Parisaufenthalt die Gedenkfeier an den Aufstand der Pariser Kommune auf der Leinwand festgehalten, während Menzel die Aufbahrung der Märzgefallenen von 1848 als Augenzeuge gemalt hatte. Sie las halblaut einen Satz, den sie in ihrer eigenen Arbeit wörtlich zitieren würde: "Wie bei Menzel ist auch für Repin die Schilderung einer den Opfern des revolutionären Kampfes gewidmeten Trauerfeier nicht allein ein malerisches, rein optisches Erlebnis, sondern ein aus echter Anteilnahme empfundenes und gestaltetes Thema."

Anna betrachtete die Reproduktion beider Bilder, aber ein gerechtes Urteil fiel schwer, da Menzels Bild nur in Schwarz-Weiß wiedergegeben war. Überhaupt schien ihr nach dem eingehenden Studium von Repins Bildern im Russischen Museum ein Vergleich der Maler immer schwieriger. Die Motive der Bilder, die Lebenswelten der Künstler und ihre Persönlichkeit waren doch sehr verschieden. Andererseits war Annas Kunstverständnis inzwischen so geschult, dass sie deutliche Vergleichspunkte spürte und auch sah, aber noch nicht in Worte zu fassen vermochte.

Bei einem kurzen Blick auf ihre Uhr erschrak sie, der Zug fuhr in einer Viertelstunde ab und sie saß hier und vergaß die Zeit. Schnell packte sie zusammen, rannte dann zurück über den Leninplatz zum Finnischen Bahnhof und erreichte die Eisenbahn in letzter Minute. Außer Atem

ließ sie sich auf einer der Holzbänke nieder, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie entspannt die Mitreisenden und die vorbeiziehende Landschaft betrachten konnte. Wenn sie die Gesichter der Russen näher studierte – das ging ihr heute nicht zum ersten Mal so –, dann glaubte sie zu sehen, dass diese Menschen ein härteres Leben führten als die Ostdeutschen: Abgearbeitet, erschöpft, verschlossen, so wirkten sie – kaum einen Blick für andere, sondern scheinbar in die eigenen Sorgen, das eigene Innere versunken.

Aus dem Fenster blickend sah sie nach einer Weile nur noch Kiefernwald. So ähnlich sah es auch in Brandenburg aus und in den baltischen Teilrepubliken, die sie auf ihrer langen Fahrt nach Leningrad durchreist hatte. Sie war so weit weg von zu Hause und wieder empfand sie dieses Abenteuergefühl, dieses Glück, das sie mit Russland verband, mit der Erfüllung eines Traumes. Als sie in Repino ausstieg, klopfte ihr Herz schneller, denn sie konnte kaum glauben, dass sie gleich die Wohn- und Arbeitsräume dieses berühmten Russen betreten würde. Sie war das Kind eines rheinischen Industriearbeiters und einer Bauerntochter aus der Eifel und gehörte jetzt zu einer kleinen Gruppe von der Sowjetunion privilegierter ausländischer Studenten in Leningrad. Sie dachte an ihre Eltern und wusste, dass Wolf sie verstehen würde.

Einen ebenfalls in Repino aussteigenden alten Herrn fragte sie nach dem Haus des Malers. Er wies ihr den Weg, machte sie aber gleichzeitig auf die Entfernung aufmerksam. Sie bedankte sich und ging dann tatsächlich über eine Stunde durch den Wald, bis sie das Holzhaus in einem romantisch verwilderten Park fand, ein finnisches Landhaus, von dem Maler jedoch mit verschiedenen An- und Aufbauten in ein merkwürdig stilloses Hexenhaus verwandelt. Eine ältere Frau führte die junge Deutsche

dann stolz durch die Räume und erklärte ihr die ehemalige Funktion der einzelnen Zimmer. Anna war überwältigt, denn man konnte sich das Leben Repins aufgrund der aufgehängten Photographien, der noch vorhandenen Möbel und Alltagsgegenstände wirklich vorstellen. Vor allem das lichtdurchtränkte Atelier im obersten Geschoss des verwinkelten Hauses mochte sie kaum wieder verlassen. Hier stand eine Staffelei und an den Wänden hingen Reproduktionen seiner Werke, von denen sie im Original schon viele im Russischen Museum betrachtet hatte.

Die Frau erklärte ihr etwas wirr die Geschichte des Malers und seines Hauses vor und nach der Oktoberrevolution von 1917 und Anna hörte erneut, dass er bis zu seinem Tod, 1930, in Finnland gelebt hatte. Sie wusste, dass diese finnischen Gebiete während des Krieges unter die Herrschaft der Sowjetunion gekommen waren und dass Repin niemals in der Sowjetunion gelebt hatte und auch nicht hatte leben wollen. Die offizielle Erklärung in der sowjetischen Kunstgeschichte für diesen Umstand war der schlechte und verleumderische Einfluss, den die zahlreichen reaktionären und konterrevolutionären Emigranten auf den alten Maler ausgeübt hatten. Ihr eigener akademischer Lehrer dagegen vermied das Thema und konzentrierte sich auf die Sozialkritik am Zarenreich, die Repin in seinen Bildern zum Ausdruck brachte. Anna verwirrte diese Unklarheit. Sie erkannte in Repins Bildern die Kritik an der sozialen Struktur des vorrevolutionären Russland, aber sie konnte sich nicht vorstellen, dass ein Künstler, mit solch einem Geist, mit einer solchen Begabung, das Opfer von konterrevolutionären Aktivisten werden konnte. Zu gern hätte sie in diesem Moment eine Zeitreise gemacht, um zu verstehen, was damals wirklich vorgegangen war.

Sie vermochte sich kaum loszureißen von dem Haus, wanderte dann durch den großen Park bis zum nahegelegenen Strand des Finnischen Meerbusens. Welch ein Privileg, so zu wohnen. Zwischen Kiefern im Sand sitzend und auf das Meer schauend, bekam sie das Bedürfnis, mehr erfahren zu müssen, über die Verhältnisse damals und ahnte, dass alles nicht so zugegangen war, wie man sie das gelehrt hatte. Die Rote Armee hatte diesen Teil Finnlands im Krieg erobert. Zum ersten Mal gestand sie sich nun ein, dass auch der Einmarsch der Roten Armee in Brandenburg nicht so war, wie sie ihn über die Jahre – oft an Wladimir denkend – in ihrer Erinnerung abgespeichert hatte. Sie dachte an ihre Schwestern, Franziska und Ursula, die beide nicht im Osten hatten bleiben wollen, die sie seit mehr als zehn Jahren nicht gesehen hatte. Was war das für eine Welt, in der sie lebte? Sie kannte keine andere, erinnerte sich nur an die schrecklichen Bombennächte, wenn sie an die Zeit vor 1945 zurückdenken wollte, und verdrängte diese Erinnerungen deswegen auch. Der Maler, auf dessen Spuren sie wandelte, kannte das Zarenreich, kannte Finnland, aber die Sowjetunion lehnte er ab – warum?

Doch plötzlich fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Hatte sie erst in den hohen Norden entfliehen müssen, um zu begreifen, dass ihre Eltern, jeder auf seine Art, genau wussten, in welcher Welt sie lebten? Beide hatten das Kaiserreich, die Weimarer Republik, das Dritte Reich als erwachsene Menschen erlebt – sie waren Zeitzeugen. Sie selbst, Anna, folgte dem Vater und nahm die Mutter in ihren politischen Äußerungen niemals ernst. Hier, mit Blick auf das Meer, auf den Finnischen Meerbusen, wurde Anna sich zum ersten Mal bewusst, dass selbst Wolf ihrer Mutter aufmerksamer zuhörte, als sie es tat. Es war nicht

so einfach, es war nicht schwarz-weiß. Sie erinnerte sich an Lewins Beschwörungen, den eigenen Verstand zu benutzen, und sie erinnerte sich, wie sehr Wolf und Sybille den ostpreußischen Junker geschätzt hatten. Sie musste mit beiden reden, wenn sie zurückkehrte, den Vater zwingen, sie ernst zu nehmen und ehrlich mit ihr zu sein. Und die Argumente der Mutter musste sie durch Nachfragen und größeres Interesse zumindest besser verstehen lernen. Aber mit der Rückkehr eilte es ja nicht. Erst einmal würde sie diesen Studienaufenthalt genießen, ihre Doktorarbeit vorbereiten und vor allem Russland richtig kennenlernen. Sie liebte Russland und nichts – keine Zweifel an der Sowjetunion, keine Korrekturen ihres Geschichtsbildes – würde daran etwas ändern.

Anna zog Schuhe und Strümpfe aus, packte beides in ihre Tasche und lief durch den Sand zum Meer, fühlte das eiskalte Wasser zuerst an den Füßen, und wagte sich dann weiter vor, bis die Wellen ihren Rocksäum erfassten.

Leningrad, Sommer 1959

Es traf ihn mal wieder. Die Akademie beauftragte ihn, den Gaststudenten Leningrads die Errungenschaften der sowjetischen Architektur zu zeigen und zu erklären. Junge Frauen und Männer aus den sowjetischen Teilrepubliken, aber auch aus den sozialistischen Bruderstaaten Osteuropas waren verpflichtet, während ihres Gaststudienaufenthaltes in Leningrad an dieser Führung teilzunehmen. Die wenigsten von ihnen studierten Architektur. Überwiegend waren sie fachfremd, so dass die eigentliche Herausforderung darin bestand, ihr Interesse zu wecken und sie nicht mit allzu vielen Einzelheiten zu langweilen.

Iwan fand sich mit einer großen Gruppe Ukrainern, Georgiern, Tschetschenen, Tadschiken, Usbeken, Kirgisen, aber auch Polen, Tschechen, Deutschen, Jugoslawen und Ungarn zusammen. Er sah in die Gesichter und betrachtete die Verschiedenartigkeit der Augenformen, der Haut- und Haarfarben. Ein junger Usbeke mit bernsteinfarbenen Augen und kurzem, schwarzem Haar stand neben einer jungen Deutschen mit rötlich-blonden, schulterlangen Zöpfen und grünen Augen. Iwans Blick glitt noch einmal über die Vielfalt und fragte sich, wie sie im Alltag wohl miteinander auskämen. Gemeinsam war ihnen allen die sozialistische Erziehung und den meisten sicher auch der Glaube an die große Zukunft der Sowjetunion und ihrer Bruderstaaten.

Er hielt einen kurzen Vortrag über den klassizistischen Stil des sowjetischen Realismus, beginnend mit der Gründung der Allrussischen Architekturakademie im Jahr 1933, sprach von Säulen, Statuen, aufwendigen Kuppeln und anderen Charakteristika dieser neuen Baukunst, erzählte von seinem eigenen Lehrer, Noi Trotzki, und präsentierte den Studenten dessen großen Entwurf für den

Moskauer Platz in Leningrad. Die Luftansicht zeigte im Zentrum das Haus der Sowjets und die anderen sich um den Platz gruppierenden Gebäude. Das Haus der Sowjets war eingerahmt von dem Haus der Roten Armee und der Roten Flotte, dem Palast der Jugend und einem Theater. Anna starrte auf diesen prächtigen Entwurf und fragte den vor ihr stehenden Iwan mit schüchterner Stimme:

„Wurde der Platz wirklich so gebaut?“

Der Russe sah in die grün schimmernden Augen, lächelte und antwortete:

„Nein, aber wir fahren nachher zum Moskauer Platz, dann werden Sie selbst sehen.“

Nachdem alle den Plan bestaunt hatten, rollte er ihn zusammen und steckte ihn in seine Aktentasche.

„Zunächst zeige ich Ihnen einige Metrostationen Leningrads. Sie sind erst seit wenigen Jahren in Betrieb, genau gesprochen seit dem 15. November 1955.“

Iwans Stimme klang stolz, denn er liebte diese utopischen Metrostationen tatsächlich.

Auch die Studenten wurden von den prunkvollen Palästen des Volkes geradezu überwältigt und sie hörten Iwans Erklärungen in der Station Awtowo, der ersten, die sie besichtigten, aufmerksam zu:

„Ganz hier in der Nähe verlief während der Belagerung Leningrads durch die Deutschen die Frontlinie.“

Seine Augen streiften kurz das errötende Gesicht Annas, eine der wenigen Deutschen in diesem ausgesuchten Kreis. Er wies auf die Kuppel über ihnen im Eingang und las die oberhalb des Frieses aus Lorbeerblättern angebrachte Inschrift vor:

„Ewiger Ruhm den tapferen Verteidigern Leningrads, die den Angriffen des Feindes auf die Heldenstadt standhielten.“

Mit ihren Kronleuchtern und den mit Glaskacheln und Aluminiumgold verzierten Säulen wirkte dann die eigentliche Station tief unter der Erde tatsächlich wie ein Tempel zu Ehren der Verteidiger im Großen Vaterländischen Krieg. Anna dachte an die Opfer der Belagerung Leninsgrads. Dann aber tauchten vor ihrem inneren Auge die Gesichter von Karl und Toni auf, zwei Gesichter unter Uniformmützen, die sich ihr für immer eingebrannt hatten.

Sie fuhren mit der Metro zur Station Kirowskij Sawod, in der die glorreiche Industrialisierung der Sowjetunion künstlerisch gestaltet wurde: Über den tragenden Säulen befanden sich Metallembleme, die Teile der Schwerindustrie symbolisierten – Stahlindustrie, Bergbau und Maschinenbau. Bei diesem Anblick musste Anna an ihren Vater denken. Sie wusste, er wäre begeistert von diesem Anblick gewesen, von der öffentlichen Würdigung der schwer arbeitenden Massen.

Die letzte Station, die sie besichtigten, war die Puschkinskaja. Anna schaute minutenlang schweigend auf den in weißem Marmor auf einem Sockel sitzenden Puschkin, der von prachtvollen Leuchten angestrahlt, einem Gott in einem antiken Tempel zu gleichen schien. Im Hintergrund untermalt wurde die Statue von einem Wandbild, das eine parkartige Landschaft zeigte. Anna konnte sich an dem Gesamtbild nicht satt sehen und wagte noch einmal, Iwan anzusprechen:

„Gibt es diesen Park wirklich?“

„Das ist ein kleiner Teil des Parks, der den Katharinenpalast im ehemaligen Zarskoje Selo umgibt. Heute heißt der Ort Puschkin und Sie können hier von der Puschkinskaja aus dort hinfahren.“

Am Moskauer Platz angekommen, breitete Iwan den Plan seines Lehrers, Noi Trotzki, noch einmal auf einer

Bank aus. Anna war wie die meisten anderen enttäuscht, denn realisiert worden war nur das Haus der Sowjets. Der Große Vaterländische Krieg habe eine Ausführung des Gesamtprojektes verhindert, erklärte ihnen Iwan.

„Aber schauen Sie sich das Haus der Sowjets genau an, es ist eine großartige Leistung. Diese, von den hohen Säulen strukturierte, neoklassizistische Fassade ist zweihundert Meter lang.“

Er erläuterte ihnen die Fassadengestaltung, die Skulpturen auf der Mitte der Attika, jener Aufmauerung auf dem Hauptgesims, die das Dach verdeckte. Einer der zentralasiatischen Studenten, der Usbeke mit den Bernstein-Augen, fragte ihn, woran *er* denn gerade arbeite, und Iwan erzählte ihnen von den Anstrengungen, die man unternahm, um möglichst vielen Menschen eine eigene Wohnung zur Verfügung stellen zu können, lobte die Partei, den Genossen Cruschtschow und sprach selbstverständlich nicht von Viehställen, sondern von dem Stolz und der Freude, die er jeden Tag empfinde, wenn er die Cruschtschowki entwerfe und dann ihre Verwirklichung erlebe. Anna hing an seinen Lippen und glaubte ihm jedes Wort.

Russisches Karelien, Sommer 1959

Ende Juni, Anfang Juli hatte Iwan frei und anlässlich dessen zuerst geplant, noch einmal zu Pekka nach Finnland zu fahren, wagte dann aber doch nicht, den Reiseantrag zu stellen, denn die Beziehungen der Sowjetunion zum Westen wurden immer angespannter. Er verfolgte seit Jahren aufmerksam die Berichterstattung über Kuba in der Prawda und wusste, dass Castros erfolgreiche Revolution, die in der sowjetischen Presse gefeiert wurde, sich mehr und mehr zum Hauptstreitpunkt mit den USA entwickelte. Erst vor einigen Monaten hatte die Prawda ausführlich über ein kubanisch-sowjetisches Handelsabkommen berichtet, das Castro wirtschaftlich stützen sollte. Finnland war zwar nicht Teil der westlichen Militärallianz, aber es war auch kein sozialistischer Bruderstaat. Iwan wusste, dass ein Reiseantrag in solchen Zeiten besonders hart geprüft wurde. Er hatte alles abgewogen und sich entschlossen, Geduld zu haben und hinaus ins russische Karelien zu seiner einsam gelegenen Datscha zu fahren. In seinem Alter konnte man leicht von Geduld sprechen, so dachte er nun, aber Pekka, mit dem er endlich in einem regelmäßigen Briefkontakt stand, war vielleicht weniger geduldig, wissend, dass seine Zeit bald ablaufen würde. ‚Der finnische Greis ist der letzte Rest Familie, der mir geblieben ist‘, dachte Iwan und betrachtete melancholisch seine Datscha.

Er stand auf dem Bootssteg und war froh, alles restauriert zu sehen. Das Dach war wieder dicht, alles morsche Holz der Veranda ausgetauscht und – sein Blick schwenkte nach links – dort war eine Banja angebaut, die ihm nun hier im russischen Karelien denselben Luxus gestatten würde wie bei seinem Schwiegervater im finnischen Karelien: heiße

Dampfbäder mit anschließender Abkühlung im See. Wie gerne hätte er das Pekka nicht in einem Brief, sondern mündlich, gemeinsam am See sitzend, mitgeteilt, aber es war jetzt einfach nicht möglich. Vielleicht entspannte sich ja alles und er könnte im nächsten Sommer reisen.

Er setzte sich auf den Steg, schaute auf den See und dachte darüber nach, was noch zu tun blieb. Er würde ein Holzregal bauen und dann wenigstens einen kleinen Teil seiner Bücher mit hierher nehmen, um die langen Tage der Mitternachtssonne besser zu nutzen. Und er musste die Innenwände der Banja mit irgendetwas streichen, das sie vor der Feuchtigkeit schützte, aber im Moment herrschte auf den Baustellen wieder einmal Mangel an allem. ‚Nein, nicht an die Baustellen denken.‘ Noch ein paar Tage durch den Wald laufen, schwimmen, und danach Schlösser und Museen in Leningrad besuchen, um sich langsam wieder zu akklimatisieren. Nicht schlecht wäre eine Frau. Nata-scha war schon seit ein paar Jahren verheiratet. Affären hatte er seitdem nur noch in Leningrad. Er zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch durch die Nase aus.

Leningrad, Sommer 1959

Eines späten Vormittags ging er ins Russische Museum und stand längere Zeit vor Wassili Wereschtschagins Bild „Schipka-Schejuowo“, einem Schlachtengemälde aus dem russisch-türkischen Krieg des späten neunzehnten Jahrhunderts. Im Hintergrund ritt der siegreiche russische General im Triumph seine Truppe ab, noch weiter hinten schneebedeckte Berge. Im Vordergrund jedoch drängten sich dem Betrachter die auf dem eisigen Winterboden liegenden Soldaten auf, die den errungenen Sieg mit dem Leben bezahlten. Iwan konnte sich von dem Gemälde nicht losreißen, sondern ließ seine Augen immer wieder über die verkrümmten, leblosen Gestalten gleiten, Namenlose – der menschliche Abfall eines grausamen Spektakels, das nun gefeiert wurde. Die inneren Verstümmelungen der Überlebenden fand man in diesem Bild nicht. Erinnerungen, die einen nicht losließen, die einen nachts einholten, wenn man die Kontrolle über sein Bewusstsein verlor. Gefühlskälte, Gefühlsstarre, die sich festgesetzt hatten und durch Alpträume zurückverwandelt wurden in Entsetzen und Hilflosigkeit.

Nach einer Weile ging er weiter und freute sich, dass an diesem Wochentag nur wenige Besucher im Museum waren. Es herrschte Stille und man konnte atmen. Im Vergleich zur Eremitage war das Russische Museum eigentlich nie überlaufen. Iwan blickte durch die Tür in den nächsten Saal, wo er eine junge Frau stehen sah, die sich offenbar ein Gemälde an der rechten Wand ansah, denn er sah nur ihr Profil. Als er nun durch die Tür den Saal betrat, wandte sie ihm das Gesicht zu, und er blickte in die grünen Augen der deutschen Studentin, die bei seiner diesjährigen Führung dabei gewesen war. Sie erröte-

te, während Iwan sie lächelnd grüßte und an ihr vorbeiging. Nach einigen Schritten drehte er sich noch einmal um, weil er sehen wollte, welches Bild sie betrachtete. Sie stand vor Kuindschis „Mondnacht am Dnjepr“. Obwohl er wusste, dass dies eines der auch international bekanntesten Bilder der russischen Kunst war, berührte es ihn trotzdem, dass er die junge Ausländerin ausgerechnet bei der Betrachtung von Lahjas Lieblingsbild wiedersah. Er ging weiter in den nächsten Saal, wo ihn die Landschaften seines berühmten Namensvetters erwarteten, die den Menschen ausblendeten oder sehr klein machten, unbedeutend, nebensächlich. Unter dem Bild „Winter“ saß auf einem Stuhl der alte Museumswärter Nikolai, den Iwan nun schon seit so vielen Jahren kannte.

„Guten Tag, Iwan Iwanowitsch“, und flüsternd, „Ihr berühmter Vorfahr hat eine neue Bewunderin.“

Er wies mit dem Kopf zurück zu der Tür, durch die Iwan gerade gekommen war. Iwan lächelte, denn schon oft hatte er Nikolai gesagt, dass er mit dem Maler Schischkin nicht einmal entfernt verwandt war, was der alte Mann aber hartnäckig ignorierte.

„Nikolai Sergejewitsch, in meinen Adern fließt kein Tropfen Malerblut.“

„Schauen Sie sich einen Saal weiter doch einmal Kramskois Porträt von Schischkin an – Sie sehen ihm ja sogar ein wenig ähnlich.“

Iwan lachte und erwiderte:

„Ich habe weder einen Bart noch einen so künstlerisch wilden Haarschopf. Aber sagen Sie, Nikolai Sergejewitsch, kommt die junge Deutsche öfter ins Museum?“

„Woher wissen Sie, dass sie Deutsche ist?“

„Sie studiert hier an der Universität und ich sah sie schon einmal während eines Vortrags.“

„In letzter Zeit kommt sie mehrmals pro Woche, schaut sich immer zuerst die Landschaftsgemälde Schischkins an und verbringt dann Stunden vor den Bildern Repins, wobei sie sich seitenweise Notizen macht. Ein fleißiges Mädchen, und hübsch.“

Iwan nickte.

Anna wäre Iwan am liebsten nachgegangen, denn sie hätte gerne mit diesem russischen Architekten über die Bilder der Peredwischniki gesprochen. Seine Ausführungen über die sowjetische Architektur und seine angenehme Stimme waren ihr noch gut im Gedächtnis. Sie war aber viel zu schüchtern, um diesen so viel älteren Mann anzusprechen. Nachdem sie noch einmal die „Mondnacht am Dnjepr“ betrachtet hatte, ging sie in den Repin-Saal und holte ihre Schreibkladde aus der Umhängetasche. Sie hatte das größte Repin-Gemälde vor sich – fast neun Meter breit und vier Meter hoch – die Festsitzung des Staatsrates am 7. Mai 1901, die vom Zaren geleitet wurde. Sämtliche Details dieses Bildes zu beschreiben war schwierig und sie fragte sich jetzt, ob ihre Idee, dieses Bild mit dem Menzels von der Krönung Wilhelms I. in Königsberg 1861 zu vergleichen, wirklich eine gute war. Hatten die Bilder außer ihres gigantischen Formates tatsächlich etwas Vergleichbares? Anna setzte ihre Notizen fort, war aber unkonzentriert und ärgerte sich, dass sie den russischen Architekten nicht angesprochen hatte.

★

Sie saßen in der Kantine der Universität und unterhielten sich über die Sehenswürdigkeiten Leningrads, während sie ihren Borschtsch löffelten. Anna inmitten der sowjetischen Gaststudenten – von den Ausländern war sie

die einzige, die nahezu perfekt Russisch sprach und deshalb ohne Berührungsängste war.

Die Gemälde der Eremitage und des Russischen Museums waren bereits abgehandelt, jetzt gerade ließ sich ein Georgier über die kunstvollen U-Bahn-Stationen aus. Er wurde von Olga, Annas ukrainischer Zimmergenossin, unterbrochen:

„Die Metrostationen sind schön, aber doch nicht typisch oder einzigartig in Leningrad. In Moskau gibt es sie und in Kiew werden gerade genauso prachtvolle Paläste des Volkes gebaut und teilweise schon eröffnet. So etwas wie den Katharinenpalast in Puschkin oder auch Peterhof, das gibt es nur hier.“

Die anderen Studenten wussten nicht recht, was sie erwidern sollten, und auch Anna fragte sich, ob es opportun war, die Architektur der Zarenzeit über die der Sowjetunion zu erheben, aber insgeheim musste sie Olga Recht geben. Zwar hatte sie auch das gigantische Haus der Sowjets am Moskauer Platz beeindruckt, aber die in wundervolle Parks gebetteten Zarenpaläste wirkten einfach überwältigend. Das Gespräch zersplitterte in kleinere Gruppen. Der ihr gegenüber sitzende Student sah Anna an und legte den Löffel auf den leeren Suppenteller. Sie erwiderte seinen Blick:

„Ahmad, was denkst du über die Schönheiten Leningrads?“

Der Angesprochene stammte aus Zentralasien und war der zurückhaltendste und, Annas Augen wanderten über sein Gesicht, der bestaussehende der männlichen Studenten.

„Auch mir gefallen die Zarenpaläste, aber das Schönste ist für mich das Gesamtbild des alten St. Petersburg: Ganze Straßenzüge und Stadtviertel im Stil der Zarenzeit – das ist in dieser Größe wohl einzigartig.“

Anna dachte an den Zustand der Fassaden und versuchte sich vorzustellen, wie das wohl einmal ausgesehen haben mochte, nickte aber zustimmend.

„Woher genau stammst du?“

„Aus Samarkand“, antwortete er kurz und setzte ein hintergründiges Lächeln auf.

Anna überlegte unsicher, ob sie einfach wissend nicken sollte, aber dann entschied sie sich offen zu sein, denn er war sympathisch und sie spürte, dass auch er sie besonders mochte.

„Ehrlich gesagt, weiß ich nicht, wo Samarkand genau liegt. Irgendwo in Asien, nicht wahr?“

„Danke, dass du das zugibst. Mit vielen Leuten endet das Gespräch an dieser Stelle und dann nehme ich es auch nie wieder auf.“

Sie schaute in die hellbraunen Augen und freute sich, aber fragte ironisch:

„Dann habe ich die Prüfung also bestanden?“

„Wenn man gar nichts von einem anderen Menschen wissen will, dann kann man sich ein Gespräch doch auch sparen, oder nicht?“, fragte er zurück.

„Wo also liegt Samarkand?“

„In Zentralasien, in der Teilrepublik Usbekistan.“

Anna dachte nach und als Ahmad wieder zum Sprechen ansetzte, sagte sie:

„Warte, wir mussten in der Oberschule alle Teilrepubliken der Sowjetunion auswendig lernen. Kasachstan, Tadschikistan, ... Das Verwaltungszentrum von Usbekistan ist Taschkent.“

Der letzte Satz schoss laut und triumphierend aus der Erinnerung lange zurückliegender Schulstunden hervor. Ahmad nickte und fragte:

„Habt ihr noch mehr über Usbekistan gelernt?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Du studierst Kunstgeschichte, den russischen Realismus des neunzehnten Jahrhunderts?“

Anna nickte.

„Kennst du die Bilder von Wassili Wereschtschagin?“

Sie dachte kurz nach, schüttelte wieder den Kopf und fragte:

„Gehörte er zu den Malern der Wanderausstellungen, zu den Peredwischniki?“

„Nein, er schloss sich dieser Bewegung niemals an. Wereschtschagin war ein Einzelkämpfer.“

„Aber er war Russe, kein Usbeke?“

„Ja, Anna, er war Russe, aber du solltest dich mit seinen Gemälden einmal beschäftigen, auch wenn dein Schwerpunkt auf den Peredwischniki liegt.“

Mit hochgezogenen Augenbrauen seufzte sie. In diesem Moment erhoben sich die um sie herumsitzenden Studenten, schoben die Stühle an den Tisch und nahmen die Tablett mit den leeren Tellern in die Hand.

„Wir gehen, kommt ihr mit?“

Ahmad schaute Anna kurz an und da auch sie keine Anstalten machte aufzustehen, antwortete er:

„Nein, wir bleiben noch einen Moment hier. Wir sehen uns später, Genossen.“

Sie blieben allein an dem langen Tisch zurück und Anna nahm das Gespräch wieder auf:

„Mein Kernthema sind gar nicht die Peredwischniki, sondern es ist nur einer von ihnen: Ilja Repin, den ich mit einem deutschen Maler des Realismus vergleichen will. Ich verbringe ohnehin schon viel zu viel Zeit mit anderen Malern, vor allem mit Schischkin. Als ich das Stipendium erhielt, dachte ich, wie herrlich lang doch ein Jahr ist, inzwischen erscheint es mir aber viel zu kurz, bei allem, was es hier zu entdecken gibt.“

In Ahmads dunklen Bernsteinaugen blitzte eine Idee auf:
„Sollen wir nicht zusammen nach Moskau fahren und uns die Sammlung der Tretjakow-Galerie anschauen?“

Anna zog abwehrend die Lippen nach innen und mehrere Gedanken bedrängten sie gleichzeitig. Sie musste mit ihrer Arbeit im Russischen Museum vorwärtskommen und so viel Vertraulichkeit schreckte sie. Vielleicht wollte er mehr, als mit ihr die Tretjakowska zu besichtigen. Der Usbeke sah und spürte ihre Abwehr und sagte leise:

„Es war nur eine Idee.“

Anna tat der Verlauf des Gespräches nun leid. Sie schaute in die bernsteinfarbenen Augen und sagte in weichem Tonfall:

„Es ist auch eine gute Idee, aber ich habe so wenig Zeit. Ich muss mich auf Repins Werk konzentrieren.“

„Das verstehe ich. Außerdem musst du ja nicht mit *mir* fahren, aber in Moskau hängen auch viele Bilder von Repin, und wer weiß, ob und wann du wieder Gelegenheit haben wirst, nach Russland zu kommen.“

„Warst du denn schon einmal in der Tretjakow-Galerie?“

„Ich bin über Moskau hierhergekommen.“

„Was ist denn auf Wereschtschagins Bildern dargestellt?“

Ahmad lächelte und schüttelte dabei leicht den Kopf:

„Das kann man nicht in wenigen Sätzen beantworten. Auch wenn es pathetisch klingt, aber sein Werk ist so vielfältig wie die Welt.“

Er stand auf und Anna war peinlich berührt, weil er das Gespräch so unvermittelt abbrach. Auch sie erhob sich jetzt schnell und griff nach ihrem Tablett. Ahmad sah sie freundlich an:

„Fahr nach Moskau – mit mir, oder ohne mich und lass dich überraschen.“

Finnisches Karelien, Herbst 1959

Die Büchse geschultert trat er aus dem Haus, streifte sich die Mütze über den Kopf und schaute einen Moment in den klaren Himmel. Pekka hatte auf eine wolkenlose Vollmondnacht gewartet, um auf die Jagd zu gehen. Gleich hinter seinem Haus tauchte er in den Wald ein. Der Boden war nass und schlammig von den Regenfällen der letzten Wochen und schmatzte unter seinen Schritten. Ein langer, einsamer Sommer lag hinter ihm, denn Iwan hatte ihn nicht besuchen können. Der fünfte einsame Sommer in Folge, dem ein noch einsamerer Winter folgen würde. Hier in der Gegend war er der letzte seiner Generation, ein lebendes Fossil. Manchmal besuchte ihn der Pfarrer, wollte ihn überreden, ins Dorf zu ziehen, Kontakte zu pflegen, der Putzfrau den allwöchentlichen Weg zu seinem Haus zu ersparen. Aber was sollten ihm die jungen Leute, was die älteren, die alle in ihren Familien lebten, bringen? Er wusste, dass es nicht viel anders wäre, wenn Lahja noch lebte, weit weg zwar, in Leningrad. Aber es würde sich anders anfühlen, vielleicht besser.

Pekka blieb stehen und blickte hoch in die vom Mond erhellten Baumkronen, in eine schöne Herbstnacht, die andere Gedanken verdiente. Er horchte auf die Geräusche des nächtlichen Waldes, das Säuseln des schwachen Windes, die Nachtvögel, das Knacken und Rascheln von Kleingetier. Niemand sah sein Lächeln, als er nun weiterging.

Nach einer Stunde erreichte er den Hochstand an der Lichtung, stieg die schmale Holzleiter hinauf und musste wieder lächeln. Wer im selben Alter konnte das denn noch alles? Welcher Neunzigjährige machte über den Sommer sein gesamtes Brennholz, fischte, jagte und freu-

te sich des neuen Tages, wenn er morgens erwachte? Die düsteren Stimmungen waren doch nur ein Teil, und hatte er die nicht schon in seiner Jugend gehabt, während der Ehejahre mit Hilja? Waren sie wirklich häufiger geworden? Er misstraute der Erinnerung, die sich gerne auf rare Glücksmomente oder einschneidende Schicksalsschläge beschränkte und nur durch bewusstes Denken und Graben bereit war, das unspektakuläre, einfache Dasein herzugeben, das das Leben ausmachte. Beim aufmerksamen Beobachten der Natur begriff man es, vor allem wenn man Bäume wirklich wahrnahm, alte Bäume mit dickem Stamm und einer weit über der Erde in den Himmel strebenden Krone.

Plötzlich sah er am Rande der Lichtung die ersten Tiere langsam ins helle Mondlicht kommen. Vorsichtig sogen sie die Witterung aus verschiedenen Richtungen ein und begannen zu äsen, die Köpfe zwischendurch immer wieder hebend und dabei kauend. Die Wälder Kareliens waren eine weltabgelegene Gegend, der Jäger war ein Stern und die im Mondlicht nicht sichtbare Milchstraße sein Weg, der endete, wenn er das Tier erlegte.

Leningrad, Winter 1959/60

Strenger Frost kam früh in diesem Winter in Leningrad. Anfang Dezember, an einem Sonntagmittag, spazierte Iwan, die wenigen Stunden Tageslicht nutzend, die Newa entlang. Trotz des wolkenverhangenen Himmels strahlte die Stadt weiß und hell. Dächer und Straßen waren durch eine Schneedecke verkleidet. Er schaute überrascht auf den zugefrorenen Fluss. An vielen Stellen sah man Schlittschuhläufer mit Pelzmützen, die fröhlich und ausgelassen ihre unterschiedlichen Eislaufkünste zur Schau stellten. Das war ungewöhnlich, denn in der Regel konnte die unebene Oberfläche nicht zum Schlittschuhlaufen genutzt werden. Die Komsomolzen mussten in tagelanger, harter Arbeit eine glatte Eisfläche hergestellt haben.

Es war einer jener eiskalten Tage, die Iwan einem Wintermärchen aus der längst vergangenen Zarenzeit zu gleichen schienen. Er ging ganz nah ans Ufer und schaute dem Treiben zu, als er plötzlich in einer Gruppe junger Leute die Gesichter einiger Studenten erkannte, die er im Sommer mit der sowjetischen Architektur vertraut gemacht hatte, Teil einer bunt gemischten Truppe aus Russen, Angehörigen anderer Sowjetvölker und Ausländern.

Zwei Studenten und zwei Studentinnen sprachen lachend miteinander und stellten sich nebeneinander auf, unter ihnen die deutsche Kunststudentin, die Iwan noch einmal im Russischen Museum gesehen hatte. Einer der Studenten gab jetzt das Kommando und dann fuhren sie gleichzeitig los, kamen direkt auf ihn zu. Von links sauste plötzlich ein rückwärts laufender junger Mann genau in die Bahn der Gruppe, und die ganz außen fahrende Deutsche versuchte ihm auszuweichen, verlor dabei das Gleich-

gewicht und stürzte nach hinten, nur wenige Meter von Iwan entfernt. Sie schlug mit dem Rücken und mit dem Kopf aufs Eis und blieb regungslos liegen. Die drei anderen bremsten ihren Lauf, um der Gestürzten zur Hilfe zu kommen, aber Iwan war mit wenigen rutschigen Schritten bei ihr, kniete sich neben sie und sah in das vor Kälte und Anstrengung gerötete Gesicht. Ihre Augen waren geschlossen. Neben Iwan tauchte nun einer der Studenten auf und Iwan fragte:

„Wie heißt sie?“

„Anna.“

Iwan umfasste fest ihre Schulter, beugte sich über ihr Gesicht und rief halblaut.

„Anna, können Sie mich hören?“

Sie öffnete die Augen, in die sofort Tränen traten.

„Haben Sie Schmerzen?“

Es bildete sich ein Kreis von Schlittschuhläufern um sie und Iwan sagte zu dem russischen Studenten:

„Sehen Sie zu, dass die Leute verschwinden“, dann wandte er sich wieder Anna zu und wiederholte seine Frage: „Haben Sie Schmerzen?“

„Mein Rücken tut weh“, erwiderte sie weinerlich.

„Was ist mit Ihrem Kopf?“

„Nein, meinem Kopf ist, glaube ich, nichts passiert.“

Vorsichtig schob Iwan seine linke Hand unter ihren Kopf und hob ihn leicht an.

„Tut das weh?“

„Nein.“

„Wollen Sie versuchen, sich aufzurichten, oder sollen wir eine Ambulanz rufen?“

Den Kopf in seiner Hand sah sie ihm vertrauensvoll in die Augen und antwortete:

„Ich versuche aufzustehen.“

In diesem Moment kniete ein Student neben Anna nieder und fragte:

„Hat sie etwas gebrochen?“

Anna kam Iwan mit der Antwort zuvor:

„Nein, Ahmad, ich glaube nicht.“

Dann richtete sie sich mit Iwans Hilfe in eine sitzende Stellung auf. Der Russe wandte sich an Ahmad:

„Können Sie die Kufen abschnallen? Sie sollte sich jetzt nicht mehr auf Schlittschuhen weiterbewegen.“

Ahmad befreite Anna von den angeschnallten Schlittschuhen und dann halfen sie ihr gemeinsam auf die Beine. Im ersten Moment wurde ihr schwarz vor Augen und Iwan, dem sie zu entgleiten drohte, legte seinen rechten Arm fest um Annas Taille, umfasste mit der linken Hand ihren Oberarm und führte sie langsam ans Ufer, während Ahmad ihnen mit Annas Kufen in den Händen folgte. Die anderen Studenten sorgten inzwischen dafür, dass sich der Menschauflauf zerstreute.

„Die Knochen scheinen heil geblieben zu sein“, sagte Iwan dann lächelnd und ließ sie vorsichtig los.

Während Ahmad seine Schlittschuhe abschnallte, hörte er Anna sagen:

„Ich freue mich, dass Sie heute hier sind. Im Russischen Museum habe ich Sie schon lange nicht mehr gesehen“, und bevor Anna es zurückhalten konnte: „Ich würde so gern einmal mit Ihnen über die Peredwischniki sprechen.“

Iwan sah ihr maßlos überrascht in die grünschimmern- den Augen und wusste im ersten Moment nicht, was er darauf antworten sollte. Anna wurde plötzlich furchtbar verlegen und stammelte:

„Ich meine ... ich weiß auch nicht ..., ich –“

Iwan überwand sein Erstaunen und lächelte:

„Wenn Sie möchten, nächstes Wochenende.“

Anna war immer noch fassungslos über die eigene Direktheit, die so gar nicht zu der Situation passte, und sagte mit jetzt dunkelrotem Gesicht:

„Es ist, weil Ihre Architekturführung so interessant war, und ich dachte ...“

Sie wusste schon wieder nicht weiter, aber Iwan lächelte noch immer und kam ihr mit einem Scherz zur Hilfe:

„Das verstehe ich, denn allein mein Name prädestiniert mich für ein Gespräch über die Peredwischniki. Kommen Sie nächsten Samstag ins Museum, am besten um die Mittagszeit, da ist es schön leer.“

Sie nickte unsicher. Iwan fasste noch einmal an ihren Oberarm und fragte:

„Ist auch wirklich alles in Ordnung?“

Sie nickte wieder und Iwan drehte sich um und sah, dass die gesamte Studentengruppe respektvoll einige Meter entfernt wartete. Er wandte sich dem näher stehenden Ahmad zu:

„Sie kümmern sich um Anna?“

Der Usbeke erwiderte freundlich:

„Das werden wir, und vielen Dank für Ihre Hilfe.“

„Auf Wiedersehen.“

Iwan ging davon, noch eine kurze Weile verfolgt von zahlreichen Augenpaaren.

Alle gemeinsam fuhren sie mit der Metro zurück zum Studentenwohnheim, laut und ausgelassen. Nur Anna und Ahmad waren wortkarg, ab und zu mit einem kurzen, verlegenen Blickkontakt.



Ahmad saß an dem kleinen, unter dem Fenster stehenden Tisch und formte aus Mosaiksteinen mit verschie-

densten Blau- und Türkistönen Arabesken, die er auf einem Plan vor sich liegen hatte. Die beiden russischen Komsomolzen, mit denen er sein Zimmer teilte, waren nicht da – wie meistens. Sie arbeiteten entweder in der Bibliothek oder gingen irgendwelchen Vergnügungen nach und hatten ihm freundlicherweise sowohl das Bett in Fensternähe als auch diesen hellen Arbeitsplatz überlassen.

Er schaute nun nach oben, aus dem Fenster, in den noch immer trüben Dezemberhimmel Leningrads, und bekam Heimweh nach Samarkand. Auch dort waren die Winter oft trüb, aber so kalt wie hier im Norden wurde es dort nie und manchmal, wenn sich der stetige Morgennebel gelichtet hatte, erstrahlten auch im Winter die farbigen Fassaden der Koranschulen und Mausoleen, die Kuppeln der Moscheen im langsam durchbrechenden Sonnenlicht. Er liebte seine Arbeit als Restaurator und jeder wiederhergestellte Quadratmeter irgendeiner Fassade machte ihn glücklich. Drei Jahre würde er hier bleiben müssen, damit sein Traum Wirklichkeit wurde, nämlich nicht nur nach den Anweisungen von Vorgesetzten, einzelne Teile von mehreren hundert Jahre alten Bauwerken wiederherzustellen, sondern selbst Restaurierungspläne zu entwerfen, sich die Fähigkeiten anzueignen, ganze Außen- und Innenwände in den ursprünglichen Zustand zurückzubringen. Viele Bauwerke in Samarkand, aber auch in Buchara und an anderen Orten in Usbekistan, waren vollständig zerfallen und es würde Jahrzehnte dauern, sie zu restaurieren. Die Sowjetunion investierte nur wenig Geld in diese Projekte und umso glücklicher war er, dass ein Teil dieses wenigen Geldes in seine Ausbildung floss.

„Drei Jahre“, murmelte er vor sich hin, schwenkte mit den Augen zurück auf die sternförmige Arabeske, die er gerade zusammenfügte, und dachte, dass Anna in einem

Punkt Recht hatte: Jede Stunde war kostbar, egal, ob einem nur ein Jahr oder drei Jahre Zeit zur Verfügung standen. Die Wochen gingen schneller dahin, als er sich das vorgestellt hatte, und jetzt auch noch die Geschichte mit Anna. Es machte ihm Mühe, sich auf die Arbeit zu konzentrieren, denn immer wieder drängte sich der vergangene Sonntag in seinen Kopf und immer wieder war er versucht, ihn im Detail zu durchdenken und neu zu interpretieren. Wie er es aber auch drehte und wendete: Es war offensichtlich gewesen, dass sie sich von diesem russischen Mann angezogen fühlte, oder war es doch nur ihr wissenschaftlicher Ehrgeiz, der sie in diesem, sicherlich etwas verwirrten Moment dazu bewegte, die Verabredung mit einem angesehenen Architekten zu treffen, der noch dazu wahrscheinlich mit dem berühmten Maler gleichen Namens verwandt war. Ahmad hätte selbst gerne einmal ausführlich mit Schischkin gesprochen, über seine Erfahrungen bei der Restaurierung Leningrads nach dem Krieg. Gerne hätte er ihn gefragt, was er von der Moschee hielt, die hier vor dem Ersten Weltkrieg nach einem Vorbild aus Samarkand errichtet worden war.

In diesem Moment wurde in seinem Rücken die Tür des Zimmers geöffnet und er drehte sich um.

„Wassili.“

„Sitzt du wieder über deinen bunten Steinchen?“, fragte der Russe lächelnd.

Ahmad schaute resigniert auf sein Mosaik und erwiderte:

„Nicht sehr erfolgreich. Hör mal, Wassili, dieser Architekt, Schischkin, wie ist der mit dem Maler verwandt, weißt du das?“

„Du meinst den, der manchmal die Führungen zur Architektur der Zarenzeit für die Gaststudenten macht?“

„Ja, aber dieses Jahr hat er die Führung zur sowjetischen Architektur gemacht.“

„Letztes Jahr oder vor zwei Jahren, ich weiß nicht mehr genau, hatte er die andere Führung gemacht.“

„Ist er ein Enkel des Malers?“

„Ich glaube, er ist gar nicht mit dem Maler verwandt – das sagt er jedenfalls den Studenten, die ihn danach fragen. Es wird wohl stimmen, denn Schischkin ist kein so seltener Name.“

Wassili zog den unter seinem Bett liegenden Koffer hervor, kramte eine Weile und zog dann einen Wollschal heraus.

„Kommst du mit, Ahmad? Wir gehen ins Theater, die Studenten haben heute freien Eintritt.“

„Was wird denn gegeben?“

„Onkel Wanja von Tschechow.“

Der Usbeke schaute auf seinen Arbeitstisch, auf den komplizierten Plan, das begonnene Mosaik, stand auf und antwortete:

„Heute bekomme ich sowieso nichts mehr zustande. Warte, ich muss mich nur warm anziehen, denn man weiß ja nie, ob das Theater ausreichend geheizt ist.“

Wassili schloss seinen Koffer, schob ihn mit einem kräftigen Stoß zurück unter das Bett und es tönte ein lautes Scheppern durch das Zimmer.

„Du solltest die Balalaika nicht unter dem Bett aufbewahren und vor allem nicht dauernd gegen die Wand stoßen. Sie wird davon nicht klangvoller.“

„Die verträgt schon was, ich muss sie nur neu stimmen.“



Anna klappte beruhigt ein weiteres Buch zum Leben Ilja Repins zu und war sich nun sicher, so ziemlich alles über den Maler zu wissen. Jedenfalls alles, was man in Bü-

chern finden konnte. Sie gab das Buch zurück und verließ die Bibliothek. Was sollte sie nun tun? Die Lektüre war das Einzige, was ihr zumindest zeitweise die Gedanken an die peinliche Situation des letzten Sonntags vertrieb. Sie schaute zuerst nach rechts, dann nach links die Straße hinunter und entschied, mit der Metro zum Newskij Prospekt zu fahren. Dort war immer ein reger Betrieb und sie würde mit niemandem reden müssen, während sie im Studentenwohnheim bestimmt auf mindestens eine ihrer Zimmergenossinnen treffen würde. Niemand aber hatte sie seit dem Wochenende auf ihre Verabredung mit dem Architekten angesprochen, was bedeutete, dass Ahmad schwieg, und dafür war sie ihm dankbar. Er hatte als Einziger ihren peinlichen Vorstoß mitgehört und offenbar kein Wort darüber verlauten lassen.

In der Metro ergatterte sie einen Sitzplatz und gab sich dem gleichmäßig leichten Schwingen des Waggons hin. Die Haltestellen waren hier in Leningrad viel weiter auseinander als in Berlin, wenigstens schien ihr das so. Die Bewegung, das Rauschen des Tunnels, die vielen, meist schweigsamen Leute, das alles entspannte einen. Man musste nichts tun, kam irgendwo her – alle kamen irgendwo her –, wurden irgendwo anders hingebacht, während im Nachbartunnel das Gleiche stattfand, nur in entgegengesetzter Richtung. Es schien so sinnlos und deshalb entspannend.

Plötzlich erhoben sich zahlreiche Leute von ihren Sitzen und strömten zu den Türen. Anna schreckte hoch, fragte eine neben ihr sitzende Frau, welche Station denn jetzt käme, und huschte dann im letzten Moment selbst aus dem Zug, um nach endlosen Rolltreppen oben auf dem Newskij Prospekt mit den anderen Passagieren ausgespuckt zu werden.

In den Menschenmassen ließ sie sich nun überirdisch treiben, keinen Blick für die Häuserfassaden oder Schau- fenster, in sich versunken, einfach nur einen Schritt vor den anderen setzend.

Ahmad schwieg. Er war genauso, wie sie gedacht hatte: freundlich, unaufdringlich und diskret. Es war so spürbar, dass er sie verehrte, und sie mochte ihn, wie keinen der anderen, aber irgendetwas fehlte, irgendetwas, das sie weder zu denken noch auszusprechen wagte. Unwillkürlich dachte sie jetzt an den russischen Architekten und wieder zog sich alles in ihr peinlich berührt zusammen. Was hatte sie da nur getan? Heute war Mittwoch. Sollte sie am Samstag wirklich ins Russische Museum gehen? Nein, das war ausgeschlossen. Sie würde sich vor Scham und Verlegenheit so unmöglich präsentieren, dass es in jedem Fall besser war, gar nicht erst hinzugehen.

Anna schaute nach links, denn viele Passanten drängten hier den Newskij Prospekt zu überqueren. Sie entschloss sich, das Gleiche zu tun und schritt schneller aus, um die Erlöserkirche zu sehen. Lächelnd schaute sie dann auf die prachtvolle Kathedrale und dachte an Sibylle, die ihr so viel von dem gotischen Dom, den romanischen Kirchen Kölns erzählt hatte, mit denen Anna keinerlei Erinnerung mehr verband. Doch die Verabredung des kommenden Samstags holte sie schnell wieder ein. Sie konnte dort unmöglich hingehen. Dann aber dachte sie, dass es vielleicht eine Fügung war, die den Mann an diesem Sonntag, in eben dieser Situation an die Newa geführt hatte. Das konnte doch kein Zufall sein. In der Verwirrung, die der Sturz in ihr ausgelöst hatte, war sie einfach den Wünschen gefolgt, die sie eigentlich schon seit der Stadtführung nährte, und die bei der Begegnung im Russischen Museum übermächtig geworden waren. Zweieinhalb Tage blieben

ihr, sich auf diese Begegnung vorzubereiten. Sie würde hingehen. Sie würde die kompetenten und interessanten Kommentare eines gebildeten Russen zu den Werken der Peredwischniki hören. Nur ganz kurz drängte sich ihr der Zweifel ins Hirn, warum sie eigentlich so viele Bedenken hatte, wenn es doch nur *darum* ging, aber diesen Gedanken schüttelte sie sofort ab. Dann stand sie unmittelbar vor der Christi-Auferstehungs-Kathedrale und war verzaubert von Formen und Farben ihres geliebten Russlands.



Am Freitagabend kehrte Iwan, von einer Baustelle kommend, in seine Wohnung an der Fontanka zurück. Er schloss die Tür und atmete einmal tief ein und aus. Was für eine Woche lag hinter ihm, aber jetzt schaute er sich um und wurde von einem Gefühl der Zufriedenheit übermannt. Die Woche war vorbei, das Essen mit einem netten Kollegen in einem Restaurant war ebenfalls vorbei und er nun frei, sich ein Bad einlaufen zu lassen und die beiden vor ihm liegenden freien Tage zu planen. Die einzige Unsicherheit war jetzt nur, ob es heißes Wasser gab. Die Klärung dieser Frage noch ein wenig hinauszögernd ging er zu seinem Schreibtisch und schaute in den Terminkalender der folgenden Woche. Der Montag begann erst um elf Uhr mit einem Treffen in der Akademie. Iwan löste seinen Krawattenknoten, ging in das winzige Badezimmer und drehte wenig hoffnungsvoll den Warmwasserhahn auf. Als er das zuerst warme, dann heiße Wasser über seine Hand fließen fühlte, verschloss er sofort zufrieden den Abfluss mit dem Stöpsel und zog sich aus.

Eine ganze Stunde lag er entspannend in der Wanne und sann über diese deutsche Studentin nach, mit der er

morgen Mittag im Museum verabredet war. Lächelnd rief er sich ihre Verlegenheit ins Gedächtnis, als ihr die gegen alle Konvention verstoßende Direktheit ihrer Äußerung zu Bewusstsein gekommen war. Er wusste natürlich, dass diese ungefilterte Mitteilbarkeit nur dem geistesverwirrenden Sturz entsprungen war, aber würde sie morgen kommen, nachdem sie eine Woche Zeit gehabt hatte, über ihre ungewöhnliche Annäherung nachzudenken?

Iwan ließ sich nach vorn gleiten und tauchte mit dem Kopf ein in sein wunderbar heißes Badewasser. Als er wieder auftauchte, strich er mit den Händen sein kurzes Haar zurück, stand auf, seifte seinen gesamten Körper ein, um danach erneut ins Wasser einzutauchen. Nachdem er den Stöpsel des Abflusses herausgezogen hatte, spülte er sich nochmals, jetzt mit kaltem Wasser, ab, rieb sich mit dem Handtuch trocken, das er sich um die Hüften band, stand dann am Fenster und blickte in die abendlichen Stadtlichter. Vom ersten Moment ihrer Begegnung an hatte sie ihn angezogen. Er beehrte dieses Mädchen, aber war das sinnvoll? Wahrscheinlich nicht. Nach einer Zigarette auf seinem Schreibtisch greifend blickte er gleichzeitig auf Pekkas letzten Brief und seine Gedanken entschwanden in längst vergangene Jahre.



Ahmad erwachte früh am Samstagmorgen und zog sich die Decke hoch über die kalt gewordenen Schultern, starrte in die Dunkelheit des Zimmers und hörte auf das sorglos gleichmäßige Atmen seiner Zimmergenossen. Es musste noch sehr früh sein, denn außer diesem Atmen vernahm er weder Geräusche drinnen noch draußen und er fragte sich, wie spät es wohl sein mochte. Statt nach

seiner Uhr zu greifen, zog er es vor, die Arme unter der warmen Decke zu halten und ließ nun den Gedanken in sein Bewusstsein, der ihn schon vor dem Einschlafen bewegt und wahrscheinlich auch so früh geweckt hatte: die Verabredung im Russischen Museum.

Würde Anna wirklich dort hingehen? Würde der Architekt kommen? Sie war so klug, so reif im Vergleich zu gleichaltrigen Mädchen und in seinen Augen so schön mit den rotblonden Haaren und smaragdgrünen Augen, deren Farbe er von vielen Mosaiken kannte, die aber niemals so lebendig schimmern konnten. Zuerst hatte er sie für eine übereifrige und streberische Opportunistin gehalten, aber schon bald erkannte er an unorthodoxen Fragen in Lehrveranstaltungen und noch unorthodoxeren Meinungen bei Diskussionen innerhalb der Studentenschaft, dass sie eine romantische, idealistische und hoffnungslos verblendete Anhängerin der Utopie des Sozialismus war. Sie kam aus einer Familie der Unterschicht, denn anders war ihr Habitus nicht zu erklären. Wer aus der einstigen, vorrevolutionären Ober- oder Bürgerschicht stammte, stellte keine unorthodoxen Fragen, sondern taktierte – wie er selbst, zwischen intellektuellen, künstlerischen Interessen einerseits und den vorgegebenen Machtstrukturen andererseits – geschickt hin und her. So war er erzogen worden, das Erbe der usbekischen Kultur zu wahren und sich gleichzeitig und vor allem anderen mit dem Sowjetsystem zu arrangieren. In Anna aber war keine Art von Heuchelei, sie musste das Produkt ehrlicher sozialistischer Erziehung sein und die gab es nur in der Arbeiterklasse. Er dachte an seinen Vater – hoher Funktionär in der Verwaltung Taschkents, tief in seinem Herzen usbekischer Nationalist und nach außen ein treuer Diener des Sowjetregimes. Ahmad wusste, dass es nicht anders ging, aber er glaubte in diesem

Moment, dass es das war, was Anna instinktiv von ihm fernhielt, und er wusste bestimmt, dass es ihr Anderssein war, was ihn, abgesehen von ihrer weiblichen Attraktivität, so sehr anzog. Er spürte, dass sie ihn mochte, aber nicht so, wie er es sich erträumte. Eine Welle von Eifersucht auf den Architekten durchströmte seinen Körper.



Der alte Museumswärter Nikolai saß schon länger als eine halbe Stunde auf seinem Hocker im Schischkin-Saal und schlummerte immer wieder ein, da um die Mittagszeit wieder einmal so gar nichts los war im Museum. Wenn er ab und zu dann doch von einem eintretenden Besucher aufgeweckt wurde, vergewisserte er sich kurz, dass dieser Besucher den Bildern nicht zu nahe trat, und schloss wieder die Augen.

„Nikolai“, die Anrede drang nur langsam in seinen Kopf und erst nach der zweiten Wiederholung öffnete er die Augen und erblickte das rosagesunde Gesicht der jungen Deutschen, mit der er nun schon so viele Wochen vertraut war.

„Anna, ich dachte, Sie säßen wieder vor einem Repin-Gemälde und schrieben Ihre Kladden voll.“

„Nikolai, jetzt hören Sie mir einmal zu.“

Der alte Mann richtete sich, so gut er vermochte, auf seinem Hocker auf und schaute überrascht in die grünen Augen:

„Genossin, ich höre Ihnen immer gut zu.“

„Nein, so meine ich es nicht, aber heute bin ich mit Iwan Iwanowitsch Schischkin, ich meine, mit dem Architekten Schischkin, hier verabredet. Haben Sie ihn schon gesehen?“

Der alte Mann sah Anna zweifelnd an und erwiderte:

„Mit Iwan Iwanowitsch? Das glaube ich kaum, der kommt schon seit vielen Jahren nicht mehr am Wochenende ins Museum.“

Anna sah sich suchend in alle Richtungen um und sagte dann beharrlich:

„Er wollte sich heute hier um die Mittagszeit mit mir treffen.“

Nikolai war nun ganz wach und fragte:

„Warum?“

„Um mit mir über die Gemälde der Peredwischniki zu sprechen.“

Nikolai ergriff Annas Hand und wollte zu einer Erwiderung ansetzen, als Iwan ruhig und langsam im Schischkin-Saal erschien. Er kam sicheren Schrittes auf die beiden zu und sagte lächelnd, den Blick in Annas Augen gerichtet:

„Hoffentlich hat Nikolai Sie inzwischen nicht davon überzeugt, dass ich ein Enkel des großen Malers bin?“

Er reichte ihr die Hand, die Anna errötend ergriff, während Nikolai sich von seinem Hocker erhob und murmelte:

„Ich werde mir ein wenig die Füße vertreten, im Sitzen wird man so schläfrig.“

Anna sah dem alten Mann nach, wie er den Saal verließ und hätte ihn am liebsten zurückgehalten, nur um nicht allein zu sein mit diesem ihr doch völlig fremden Architekten.

„Wie geht es Ihrem Rücken?“, fragte er freundlich lächelnd.

„Inzwischen wieder gut. Ich hatte noch ein paar Tage Schmerzen, aber jetzt ist alles wieder in Ordnung.“

„Schön. Wo wollen wir anfangen, Genossin? Über welche Bilder möchten Sie sprechen?“

Anna schaute sich ratlos um, noch immer mit geröteten Wangen, noch immer befangen. Ihre Verlegenheit machte ihn umso sicherer, aber ein wenig tat sie ihm auch leid und er fragte:

„Welches der Gemälde in diesem Raum gefällt Ihnen denn am besten?“

Sofort zeigte sie auf das Bild „Winter“ und antwortete:

„Ein schöneres Landschaftsbild als dieses habe ich noch nie gesehen.“

Iwan ging auf das Bild zu und Anna folgte ihm, dann schauten sie es nebeneinander stehend an.

„Finden Sie dieses Bild wirklich schön?“ Er betonte das Wort „schön“.

Anna überlegte einige Augenblicke, bevor sie antwortete:

„Ich glaube, ich verstehe, was Sie meinen – es ist nicht so strahlend farbig, nicht so sonnendurchtränkt, wie viele seiner anderen Gemälde. Aber es ist so wirklichkeitsnah, dass man am liebsten hineingehen, mit den Füßen den Schnee aufwirbeln und eintauchen möchte in die Stille des Winterwaldes: Hier durch die Mitte waten, um dort hinten die helle Stelle zu erreichen, wo die Sonne bis auf den Waldboden durchdringt.“

Iwan sah sie an. Die Verlegenheit war fort und sie erwiderte seinen Blick, noch immer ein wenig unsicher, aber gleichzeitig schon mit einem Anflug ihrer Kunstbegeisterung, von der ihm der alte Nikolai erzählt hatte.

Sie gingen langsam durch die Räume der Peredwischniki und Iwan überließ Anna die euphorischen Beschreibungen von Details der Gemälde, während er ihr ab und zu einige Hintergründe der Wandermaler, ihrer Beziehung untereinander und mit den bedeutenden Schriftstellern ihrer Epoche erläuterte. Über Ilja Repin, den bedeutendsten von allen, wusste sie mehr

als er, denn seit Monaten beschäftigte sie sich mit kaum etwas anderem. Lange standen sie vor dem ergreifenden Gemälde der „Wolgatreidler“ – Menschen, zehn Männer genau, die in Ledergurte gespannt ein Schiff ziehen. Die Gesichter sind individuell gestaltet und einige schauen aus dem Bild heraus direkt den Betrachter an. Obwohl sie zu Lasttieren degradiert sind, gab Repin jedem von ihnen einen Charakter. Anna kannte alle Vorstudien und Skizzen zu diesem Gemälde. Jetzt trat sie ganz nah an das Bild heran, zeigte auf einen der Männer und sagte:

„Das ist Ilka, und dieser Junge hier“, sie wies ins Zentrum der Gruppe, „der sich die Gurte abzureißen scheint, hieß Larka.“

Iwan lächelte, berührte sie am Oberarm und schob sie ein Stück weiter zu den „Saporoscher Kosaken“.

„Mit diesem Bild komme ich am wenigsten zurecht“, gestand Anna.

„Gefällt es Ihnen nicht?“

„Doch, sogar sehr gut, aber ich verstehe den Sinn nicht.“

Iwan fragte ironisch:

„In den anderen Repin-Gemälden erkennen Sie aber einen tieferen Sinn?“

„Ja. Man sieht deutlich, dass er die Klassengesellschaft der Zarenzeit kritisiert. Seine Bilder leisten einen Beitrag zur Befreiung der ausgebeuteten Klassen, am deutlichsten in den ‚Wolgatreidlern‘ und der ‚Kreuzprozession im Gouvernement Kursk‘. Letzteres kenne ich aber nur von Schwarz-weiß-Abbildungen, da es in der Tretjakow-Galerie in Moskau hängt. Und dort war ich noch nicht.“

„Sind Sie sicher, Anna, dass er die zaristische Gesellschaft kritisiert?“

Sie sah ihn überrascht an und antwortete:

„Natürlich, ich bin doch nicht die einzige, die das so sieht.“

„Könnte es nicht sein, dass er einfach nur die Wirklichkeit darstellt? Bei einer solchen Betrachtungsweise würde Ihnen vielleicht auch dieses Gemälde nicht so unverstänlich bleiben.“

Seine Augen schwenkten zurück auf die wilden, ausgelassenen Kosaken. Anna folgte, nun völlig verunsichert, seinem Blick. Sie ließ die Szene nochmals auf sich wirken und schwieg. Nach einer Weile fragte Iwan:

„Kennen Sie die Erzählung ‚Taras Bulba‘ von Gogol?“

„Ich weiß, dass sie von Kosaken handelt, aber gelesen habe ich sie noch nicht.“

„Sehen Sie den dicken, rotbewandeten Kosaken mit der weißen Pelzmütze?“

Anna nickte und betrachtete den rotgesichtigen Alten genauer, der sich vor Lachen den fetten Bauch hielt.

„Er soll Gogols ‚Taras Bulba‘ nachempfunden sein.“

Anna betrachtete noch einmal das gesamte Bild und fragte dann:

„Genosse Schischkin, Sie meinen also, dass Repin vor allem die künstlerische Ambition hatte, das russische Leben so realitätsnah wie möglich darzustellen, und gar keine politische Botschaft verkünden wollte?“

Iwan beantwortete die Frage nicht, sondern sagte:

„Nennen Sie mich Iwan Iwanowitsch“, und dann stellte er eine Gegenfrage:

„Was wird denn auf diesem Bild gezeigt? Ausgelassene Kosaken, Kerle außer Rand und Band –, aber was noch, vielfach und sehr unterschiedlich?“

Anna starrte ratlos auf das Gemälde und blickte Iwan dann verlegen und fragend an.

„Das ist eine Studie über das menschliche Lachen, in all seinen Variationen.“

Jetzt sah sie es auch. Iwan aber blickte auf seine Arm-
banduhr und sagte:

„Wir sind schon mehr als zwei Stunden hier, ich glaube,
für heute ist es genug, oder?“

Er sah die Enttäuschung in ihrem Gesicht und freute
sich darüber, denn das Zusammensein mit ihm hatte ihr
offensichtlich gefallen. Anna sah seine stahlblauen Augen,
sein markantes, männliches Gesicht und wurde nur von
einem Gedanken beherrscht: Sie musste ihn wiedersehen.

„Nur noch ein Bild, bitte.“

Er nickte lächelnd:

„Welches soll es denn sein?“

„Ich war noch nie hier, ohne mir wenigstens kurz Ku-
indschis ‚Mondnacht am Dnjepr‘ anzusehen.“

Iwan stimmte ein wenig widerwillig zu. Als sie den Saal
betreten, stand eine kleine Gruppe vor dem Bild und Iwan
schritt auf Nikolai zu, der darüber wachte, dass die Leute
dem Bild nicht zu nahekommen.

„Nikolai Sergejewitsch, arbeiten Sie das ganze Wochenende?“

Der alte Mann nickte und antwortete:

„Dafür habe ich Montag und Dienstag frei.“

Anna warf nur einen kurzen Blick auf die ukrainische
Mondnacht und blickte sich dann enttäuscht nach Iwan
um, der den Museumsbesuch offensichtlich beendete.
Nachdem sie Nikolai noch ein Lächeln geschenkt hatte,
verließ sie gemeinsam mit Iwan das Museum. Es begann
schon zu dämmern und Anna sah dem Russen erwar-
tungs- und angstvoll zugleich ins Gesicht. Dieser dachte
hin- und hergerissen darüber nach, was er aus der Situa-
tion machen sollte, und sagte schließlich:

„In der Nähe der Auferstehungskathedrale, auch nicht
weit von hier, gibt es ein gutes Restaurant. Würden Sie
dort nächsten Samstagabend mit mir essen?“

Anna hatte eher an einen weiteren Museumsbesuch gedacht und fragte sich, wie sie diese Einladung deuten sollte. Einerseits wollte sie ihn unbedingt wiedersehen, andererseits fürchtete sie sich davor. Ihr unschuldiges Zögern weckte seinen Jagdtrieb:

„Wurden Sie noch nie von einem Mann zum Essen eingeladen?“

Sie errötete und log:

„Doch natürlich. Ich würde gerne mit Ihnen essen gehen, Iwan Iwanowitsch.“

„Dann treffen wir uns nächsten Samstag um sieben an der Erlöserkirche und gehen gemeinsam zum Restaurant. Ich werde einen Tisch reservieren.“

Bewusst begleitete er sie nicht zur Metro, sondern verabschiedete sich.

Lausitz, Winter 1959/60

„Glaubst du, dass es richtig war, Anna nach Leningrad reisen zu lassen?“

Wolf saß nach dem Mittagessen am Küchentisch und sah seine Frau an, aber antwortete zuerst nicht, war sich seiner Sache auch nicht mehr sicher. Zum ersten Mal seit beinahe anderthalb Jahrzehnten hatte er ernsthafte Zweifel und, was noch schlimmer war, er hatte Selbstzweifel, aber das war inzwischen fast dasselbe. Der 17. Juni war nur der Anfang gewesen, in der DDR und in ihm selbst. Die Menschen liefen jedes Jahr zu Hunderten, nein, zu Tausenden davon, aus dem Arbeiter- und Bauernstaat, gingen hinüber in die kapitalistische BRD, obwohl die meisten im Osten geboren und zu Hause waren. Sibylle und er dagegen stammten aus dem Rheinland. Sibylle fühlte sich in ihrem ganzen Denken bestätigt und sah ihn immer wieder mit einer Mischung aus Vorwurf und innerem Triumph an. Nur Anna war dieselbe geblieben, ein Produkt sozialistischer Erziehung, die er gewollt und gegenüber seiner Frau durchgesetzt hatte. Wahrscheinlich ein Fehler, aber sollte er das eingestehen? Ein solches Eingeständnis würde Folgen haben – Sibylle noch stärker darauf drängen, in den Westen zurückzukehren, zu den anderen Kindern. In zweifacher Hinsicht fürchtete er das, denn er würde noch einmal neu anfangen müssen, wozu er keine Kraft in sich spürte, und zum anderen hieß das Republikflucht, ein Wort, das sich seit Monaten immer wieder in seinen Kopf schlich. Es war gefährlich. Man dachte in Ostberlin über eine vollständige Schließung der Grenze nach. Er spürte es und er wusste es. Noch konnte man gehen, aber wie lange noch?

Sibylle fragte sich, was in seinem Kopf vorging, wenn er so wortlos vor sich hinstarrte.

„Wolf?“

„Ich weiß es nicht, Sibylle, aber es ist ein Privileg, eine Auszeichnung. Anna wird Karriere machen in der DDR, der Aufenthalt in der Sowjetunion kann nur ein Vorteil für sie sein. Sie hat hier eine Zukunft.“

„Und wir?“

Er konnte und wollte seine Überlegungen noch nicht mit ihr teilen, dazu waren sie noch zu diffus, unausgereift und er selbst noch viel zu unentschlossen.

„Warten wir erst mal Annas Rückkehr ab, dann sehen wir weiter.“

Sie sah sein Gesicht genau an und zum ersten Mal seit 1945 keimte eine kleine Hoffnung in ihr auf.

„Paul und Franziska haben jetzt sogar ein Auto.“

Wolf nickte und sah seine Frau an:

„Ja, ich weiß, und in zwei Jahren können sie sich ihren ersten Italienurlaub leisten. Aber ins Theater oder in die Oper gehen sie nie. Kultur wollte ich meinen Kindern nahebringen, Bildung. Was ist stattdessen wichtig? Konsum.“

Sie verstand nicht, was er meinte, denn sie war stolz auf Franziskas bürgerliche Existenz, den offensichtlichen Wohlstand.

„Was willst du denn? Sie ist verheiratet, sie hat ein Kind, und Paul ist Beamter. Besser hätte sie es gar nicht antreffen können.“

Er wollte das Thema nicht vertiefen, sondern dachte plötzlich an Ursula, die in der Eifel bei Sibylles unverheirateten Schwestern lebte und wegen der erlittenen Vergewaltigungen wahrscheinlich auch als alte Jungfrau endete. Aus seiner Sicht hatte es nur Anna geschafft, nur sie war den Weg gegangen, den er sich vor dem Krieg für alle seine Kinder erträumt hatte. Sie schrieb seltener in

den letzten Monaten, aber ihre Briefe strahlten nach wie vor Begeisterung aus, Begeisterung über ihre Arbeit, über Russland, über neue kulturelle Erfahrungen.

Er murmelte:

„Anna macht es richtig.“

Sibylle stand vom Tisch auf und räumte die Teller zusammen. Anna war es, die ihn daran hinderte, einen Entschluss zu fassen. Vernarrt war er in sie, so wie er in Toni vernarrt gewesen war. Verhext hatten sie ihn mit ihren grünen Augen.

Leningrad, Winter 1959/60

Schon früh am Vormittag, noch im Tagesdunkel des nordischen Winters ging sie mit Ahmad in die Eremitage, um die flüchtigen Eindrücke früherer Besuche zu vertiefen. Nur die Gemälde des siebzehnten Jahrhunderts, nur zwei Stunden, das war verabredet und so hielten sie es auch. Als sie wieder hinausgingen, strahlte ihnen Tageslicht entgegen, und Ahmad schlug einen Spaziergang entlang der Newa vor. Anna blickte in den jetzt klaren Winterhimmel und nickte. Sie streifte sich die grüne Wollmütze über den Kopf und zog den Schal enger.

„Auch bei uns ist es im Winter kalt, aber so eisigen Frost habe ich in Deutschland noch nie erlebt. Wird es in Usbekistan so bitterkalt?“

„Nein, das erlebe ich auch zum ersten Mal.“

Sie gingen um den Winterpalast herum, überquerten die Uferstraße und blickten über die schneebedeckte Newa hinüber zur Wassiljewskij-Insel. Dann spazierten sie in die entgegengesetzte Richtung den Fluss entlang. Viele Menschen überquerten die Newa im Winter zu Fuß, benutzten die Brücken nicht, kürzten Wege ab, genossen ein wenig individuelle Freiheit. Nach einem kurzen Wegstück blieb Ahmad stehen und blickte über die Newa hinweg in die Ferne.

„Siehst du die hellblaue Kuppel da drüben?“

Anna schaute in dieselbe Richtung und schüttelte den Kopf:

„Die Kirche der Peter-und-Paul-Festung kann ich sehen.“

„Ein gutes Stück weiter rechts.“

Ahmad stellte sich eng neben sie und wies mit dem rechten Arm über die Newa:

„Folge mit den Augen der Verlängerung meiner Hand. Man sieht zwei schmale Türme, die ebenfalls in kleinen, blauen Kuppeln enden, und daneben, etwas tiefer die große Kuppel.“

„Ja, jetzt kann ich es sehen. Was ist das?“

Sie blickte in Ahmads Gesicht, der aber weiter in die Ferne starrte und dabei leise erwiderte:

„Eine Moschee, die nördlichste der Welt, errichtet nach dem Vorbild des Timur-Mausoleums in Samarkand.“

Anna suchte und fand nun auch wieder die blaue Kuppel.

„Wirklich? Davon habe ich noch nie gehört.“

„Sie wurde im Zarenreich errichtet, vor dem Ersten Weltkrieg, für die in Petrograd lebenden Tartaren und andere Muslime.“

Anna war neugierig. Sie hatte noch nie eine Moschee gesehen und nicht damit gerechnet, in Leningrad eine zu finden. Sie musste sich sogar vergewissern, um was es sich dabei handelte:

„Eine Moschee ist doch eine Kirche für Mohammedaner, oder?“

Jetzt sah er sie lächelnd an:

„Ja, so kann man es aus christlicher Sicht wohl ausdrücken.“

Sie erwiderte sein Lächeln:

„Komm lass uns quer über die Newa gehen, ich möchte sie gerne aus der Nähe sehen.“

Ahmad freute sich über das Interesse, zögerte jedoch.

„Weißt du, am liebsten betrachte ich sie aus der Ferne. Es ist die Verheißung eines Stückchens von Samarkand hier in Leningrad. Aus der Nähe betrachtet löst sich diese Verheißung allerdings auf wie eine Fata Morgana.“

„Warum?“

Er zögerte noch immer, war hin- und hergerissen. Dann gab er sich einen Ruck:

„Na gut, aber versprich mir, dass du mir glaubst, was ich dir drüben sagen werde.“

Sie sah ihn jetzt scheu und misstrauisch an.

„Anna, ich spreche von Architektur.“

„Ja –, ja natürlich, jetzt komm schon.“

Sie gingen ein Stück weiter, bis sie zu einer Treppe gelangten, die hinunter an den Fluss führte, und Anna dachte, dass das deutsche Wort Fluss in dieser Jahreszeit das wohl unpassendste überhaupt war, auch wenn die Newa unter der dicken Eisschicht, für den Menschen unsichtbar, wohl immer noch floss.

Es wehte nur ein leichter Wind, dessen Eiseskälte ihnen aber auf der ungeschützten Fläche die Tränen in die Augen trieb. Ahmad zog die Ohrenklappen seiner Pelzmütze herunter und drehte sich um:

„Schau mal.“

Anna blickte ebenfalls zurück. Oberhalb des schon überquerten Teiles der Newa strahlte ihnen im Licht der Dezembersonne die ganze Pracht des Winterpalastes entgegen. Sie wünschte sich in diesem Moment, einen Fotoapparat zu besitzen, gerne hätte sie ihren Eltern einen Eindruck dieser Schönheit zugeschickt. Während sie weitergingen, dachte sie lächelnd, wie entsetzt ihre Mutter wäre, wenn sie Anna an der Seite dieses Usbeken einer Moschee hätte zustreben sehen. Und der Vater – was würde Wolf denken? Sie verfolgte die Frage nicht weiter, sondern dachte plötzlich an Iwan Iwanowitsch und was dieser wohl dazu sagen würde, sähe er sie hier mit diesem großgewachsenen, gutaussehenden jungen Mann die Newa überqueren. Sekundenlang schossen ihr berechnende Gedanken in den Kopf. Wenn sie mit Ahmad eine

Beziehung einging, würde sie Zentralasien kennenlernen, eine noch fremdere Welt als Russland, eine Kultur, von der sie gar keine Vorstellung hatte, verlockend, fern und doch so greifbar. Er ging neben ihr, der vielleicht bestaussehende Mann, den sie jemals gesehen hatte. Vor diesen gedanklichen Ausflug in die vorhandenen Möglichkeiten schob sich im gleichen Moment wieder Iwan, dessen reife Männlichkeit durch nichts zu übertreffen war, und diese ging ihr nicht nur durch den Kopf, sondern durch den ganzen Körper. Beschämt sah sie den neben ihr gehenden Ahmad an, der ihren Blick erwiderte. Manchmal glaubte sie, dass er Gedanken lesen konnte. Natürlich eine abwegige Vorstellung. Er schien immer selbstsicher, nur nach der Szene mit dem Architekten hatte er einen verärgerten und gleichzeitig hilflosen Eindruck auf sie gemacht.

Sie erreichten das andere Ufer und gingen durch eine Parkanlage zur Moschee. Die kahlen Bäume gaben schon bald den Blick frei auf einen dunkelgrauen Granitbau, der nur sehr partiell von farbigen Elementen durchbrochen war. Anna fand das Gebäude interessant und starrte gebannt auf das Eingangsportal, dessen grün-blau-türkise Arabesken ihr wie ein orientalischer Zauber erschienen.

„Das ist wunderschön, Ahmad.“

Er lächelte gequält:

„Das Gesamtbauwerk hat nichts mit den Originalen in Usbekistan zu tun.“

Sie sah ihn fragend an.

„Ja, dieser Eingang und auch die Kuppel geben einen kleinen, nichtigen Eindruck von dem, was in Samarkand steht, aber mehr eben nicht, nur einen abgeschmackten Abglanz.“

Anna betrachtete dennoch fasziniert die Minarette, die große Kuppel und immer wieder die Mosaiken des Ein-

gangs, sie fand das Bauwerk wunderschön. Ahmad sagte nichts mehr und stellte sich vor, wie diese kunstbegeisterte deutsche Studentin wohl auf Schah-i-Sinda, die Nekropole Samarkands reagieren würde. Er träumte davon, sie zu gewinnen, ihr die Schätze seiner Heimat zeigen zu können und nicht nur diese schlechte Kopie.



Diesmal wusste niemand von der Verabredung, auch Ahmad nicht, und Anna sah ihr schon deshalb ein wenig entspannter entgegen, zumindest während der ersten Wochenhälfte. Am Donnerstag wurde sie unruhig und beschwichtigte sich mit dem Gedanken, dass sie ja gar nicht hingehen musste, dass sie noch am Samstagabend vollkommen frei entscheiden konnte. Damit erst einmal beruhigt, wurde sie dann von ihrer polnischen Zimmergenossin Agnes auf ganz andere Gedanken gebracht.

„Anna, du bist doch auch katholisch?“

„Ja, warum?“

„In zwei Wochen ist Weihnachten, ich meine das katholische Weihnachten. Wir sollen alle am 23. Dezember nach Moskau fahren und die Hauptstadt der Sowjetunion besichtigen.“

Mehr sagte sie nicht, obwohl Anna in ihrem fragenden Gesicht las, dass sie noch vieles mehr zu sagen gehabt hätte. Sie sah sich um in dem kleinen Raum, den sie sich zu dritt teilten: drei Betten, sonst keine Möbel, die Koffer unter den Betten und neben der Tür ein langes Brett mit Haken, an denen man die Mäntel aufhängen konnte. Damit war die Einrichtung vollständig erfasst.

„Vielleicht ist es eine interessante Abwechslung, Moskau kennenzulernen.“

Agnes erwiderte:

„Ich wäre über Weihnachten gerne nach Hause gefahren.“

„Das ist doch viel zu teuer.“

Anna hatte Mitleid und freute sich auch über den Vertrauensbeweis der Polin, aber verstehen konnte sie sie nicht. Ein versäumtes Weihnachtsfest, was bedeutete das schon, verglichen mit all den neuen Eindrücken, die einem die Sowjetunion vermittelte?

„Glaubst du an Gott?“, wagte Agnes zu fragen.

Anna wich aus:

„Meine Eltern stammen aus Köln, wo sich im Dom die Gebeine der Heiligen Drei Könige befinden, und meine Mutter ist sehr katholisch, sie wird mich Weihnachten sicher vermissen.“

Agnes entkleidete sich und ging ins Bett, während Annas Gedanken zu Ahmad wanderten, mit dem sie nun doch die Tretjakow-Galerie besichtigen würde. Ob Mohammedaner wohl auch Weihnachten feierten? Sie wusste so gar nichts über diesen Glauben, aber Christi Geburt konnte wohl kaum eine Bedeutung in dieser Religion haben. Ihr Blick schweifte auf Agnes Bett, die dort allein mit ihrem weihnachtlichen Heimweh kämpfte.



Auch Iwan fragte sich, ob er die Verabredung des Samstags einhalten sollte. Sein Leben verlief zufrieden und ruhig, er kannte genug Frauen in Leningrad. Die Affäre mit einer ausländischen Studentin konnte nur Unannehmlichkeiten bringen, aber der Reiz dieses Mädchens ließ ihn nicht los. Sie bewunderte ihn, ja, himmelte ihn an, und sie war schön und vielleicht sogar unschuldig, was gleichzei-

tig besonders anziehend, aus rationaler Betrachtung aber ebenso abschreckend wirkte. Die Verführung und das anschließende Fallenlassen einer ausländischen Stipendiatin konnte Folgen für ihn haben. Andererseits war sie nicht der Typ Frau, der einen Skandal heraufbeschwor, sondern eher zurückhaltend und verschlossen. Wie peinlich war ihr der Vorstoß am Ufer der Newa sofort gewesen – nein, diese junge Frau würde keinen Aufstand machen.

Iwan trat ans Fenster und schaute auf die Fontanka, in der sich die nächtlichen Stadtbilder spiegelten. Natürlich würde er sie zum Essen einladen, er war ja vollkommen frei in seiner Entscheidung, was folgen würde. Hingehen, essen, schauen, die Situation abwägen und dann erst entscheiden. So einfach war das.



Er hielt ihr die Tür auf und es klang ihnen laute russische Tanzmusik entgegen. In dem Vorraum, den sie nun betraten, wurden sie sofort von einem Mann in Empfang genommen, dem Iwan seinen Namen nannte. Für zwei Personen habe er einen Tisch reserviert. Sie wurden durch eine große offene Flügeltür in einen Saal geführt, der mit langen Reihen von Tischen vollgestellt war, beidseitig von Stühlen gesäumt, die alle besetzt waren. Vorne erhob sich ein Podium, auf dem eine Musikkapelle spielte, davor eine Tanzfläche, auf der sich Paare aller Altersgruppen mehr oder weniger im Rhythmus drehten. Der Mann führte sie nahe dem Podium über die Tanzfläche zu einem Treppenaufgang und wies nach oben. Iwan ging vor Anna die Stufen hinauf, die in einen weiteren Vorraum mündeten, wo ihnen hinter einer langen, niedrigen Holztheke eine alte Garderobenfrau entgensah. Iwan half Anna aus dem Mantel und reichte

ihn der Alten. Auch Annas Mütze, Schal und Handschuhe gingen erst durch Iwans Hände, bevor er seine eigenen Sachen ablegte. Er umfasste ihren Ellenbogen, öffnete mit der anderen Hand die Tür zum Gastraum und Anna schaute angenehm überrascht auf die vielen separaten Tische, die nur zum Teil besetzt waren, und sie registrierte erleichtert, dass von der Musik im Parterre fast nichts mehr zu hören war. Auch hier nahm sie ein Kellner in Empfang, der ihnen einen Zweiertisch an einer der Wände zuwies. Anna setzte sich und richtete, so gut es ohne Spiegel möglich war, ihr von der Mütze zerdrücktes Haar, das sie hochgesteckt trug. Dann ging ihr Blick einmal kreuz und quer durch den Raum, tastete kurz die Garderobe der Frauen ab und konstatierte erleichtert, dass sie die richtige Kleidung für diesen Abend gewählt hatte. Sie war mit ihrer lindgrünen Baumwollbluse und dem knielangen schwarzen Rock chic, aber nicht herausgeputzt. Iwan trug einen dunkelgrauen Anzug, ein weißes Hemd und eine schmale rote Krawatte, und als er sie jetzt freundlich anlächelte, während der Kellner ihnen die Speisekarten reichte, fühlte sie sich ungeheuer privilegiert.

„Mögen sie Sekt, Anna?“

Sie nickte nur und Iwan bestellte eine Flasche Krimsekt.

„Wir haben Glück, den bekommt man auch hier nicht alle Tage.“

Sie studierte die Speisekarte und fragte sich nervös, was sie bestellen sollte. Bei den seltenen Gelegenheiten, die sie mit ihren Eltern im Restaurant gewesen war, hatte man ein Hauptgericht bestellt, Getränke und sonst nichts. Ob sie hier wohl auch eine Vorspeise essen sollte, die Karte jedenfalls enthielt eine lange Liste von Suppen und kalten Fischvorspeisen. Iwan überflog den Inhalt der Karte nur ganz kurz, klappte sie zu und legte sie an den Tischrand.

„Was würden Sie mir empfehlen, Genosse Schischkin?“

„Bitte, nennen Sie mich Iwan Iwanowitsch.“

„Also, Iwan Iwanowitsch, was schmeckt hier besonders gut?“

„Gibt es irgendetwas, das sie gar nicht mögen?“

„Eigentlich nicht.“

„Erlauben Sie dann, dass ich für uns beide bestelle?“

„Ja, natürlich.“

Erleichtert klappte auch Anna ihre Speisekarte zu und blickte Iwan direkt in die blauen Augen. Er sah das gerötete Mädchengesicht, gerötet von der Kälte draußen, der Wärme hier drinnen und vielleicht auch von Nervosität – ein Fisch, der ihm freiwillig ins Netz gegangen war und jetzt ein wenig zappelte. Diese smaragdgrünen Augen aber waren so vertrauensvoll auf ihn gerichtet, dass er froh war, dem an den Tisch tretenden Kellner nun bei seinen Verrichtungen zusehen zu können. Der Mann entkorkte die Flasche, goss die Gläser voll und nahm Iwans Bestellung entgegen.

Annas Blick wechselte zwischen Iwan und dem Kellner hin und her, während sie nach einem passenden Gesprächsthema suchte. Der Kellner wiederholte Iwan noch einmal die auf seinem Block notierte Bestellung, lächelte ihr zu und ging. Iwan nahm sein Glas auf und sagte:

„Nazdorovie.“

Anna tat es ihm gleich und nahm einen großen Schluck. Dann sah sie ihn mit großen Augen an und fragte:

„Welches der Bilder im Russischen Museum gefällt Ihnen am besten, Iwan Iwanowitsch?“

Er hatte keine Lust, die Konversation des letzten Treffens fortzusetzen und erwiderte:

„Es gibt verschiedene Gemälde, die mich besonders bewegen, aber, Anna, erzählen Sie mir etwas über sich.“

„Über mich?“

„Ja, wo in Deutschland leben Sie? Was tun Ihre Eltern? Haben Sie Geschwister?“

Darauf war sie nicht vorbereitet. Über die Wanderma-ler, über die Sowjetunion, über Russland, über die Ideale des Sozialismus hatte sie gedacht, würde man bei diesem Abendessen sprechen. Verlegen und unsicher schaute sie auf die weiße Tischdecke. ‚Wie Mutter‘, dachte sie, ‚ich benehme mich wie Mutter‘. Dann aber schaute sie Iwan in die Augen und sagte:

„Ich lebe allein mit meinen Eltern in der Lausitz, einem ländlichen Gebiet, ungefähr hundert Kilometer von Berlin entfernt, nahe der polnischen Grenze. Zwei Schwestern leben in Westdeutschland und meine beiden Brüder fielen im Krieg.“

„Was arbeitet Ihr Vater?“

„Er ist Bürgermeister unserer kleinen Gemeinde und betreut als Schlosser den Maschinenpark unserer Kolchose, aber wir stammen ursprünglich aus Westdeutschland, wo er unter anderem Stahlarbeiter war.“

„Wie kamen Sie denn in den Osten?“

„Meine Mutter und wir Mädchen wurden wegen der Bombenangriffe evakuiert, nachdem unser Haus getroffen worden war.“

Iwan blickte in Annas Augen, spürte zum ersten Mal wirkliches Interesse, dachte zurück an den eigenen Einmarsch in deutsches Reichsgebiet.

„Und am Ende des Krieges – waren die Amerikaner oder die Russen zuerst in Ihrer Region?“

Er beobachtete sie scharf und jetzt auch fast scheu, aber Annas Blick war ihm genauso offen und vertrauensvoll zugewandt wie zuvor.

„Wir wurden von der Roten Armee befreit. Mein Vater kam allerdings erst später von der Front zurück, und da er

Sozialdemokrat war, wurde er von der sowjetischen Besatzungsmacht zum Bürgermeister ernannt.“

Ihre Stimme schwang fast über vor Stolz und sie nahm nun ihr Glas auf und sagte lächelnd:

„Nazdorovie.“

Iwan berührte Annas Glas kurz mit dem seinen und leerte es dann in einem Zug. Er wollte gerade eine weitere Frage stellen, als der Kellner mit zwei Suppentellern erschien, die er ihnen mit leicht zittriger Hand servierte. Sie begannen zu essen und Iwan sah, dass Anna nach anfänglichem Misstrauen ihren Löffel immer begeisterter in den Teller tauchte.

„Das ist eine Lachssuppe.“

„Lachs? Das ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich Lachs esse.“

Iwan lachte und hielt sich die Serviette vor den Mund.

„Für Deutschland kann ich das verstehen. Wir Russen müssten eigentlich jeden Tag Lachs essen können, aber im Sozialismus wird sogar etwas Selbstverständliches zum Problem.“

Sie war überrascht – übte er wirklich offen Kritik am Sozialismus, er, ein gebildeter Russe? So etwas hatte sie bisher nur von ihrer rückständigen, katholischen Mutter im engsten Familienkreis gehört. Sie trank ihr Sektglas aus und Iwan schenkte sofort nach, fuhr mit seinem Löffel mehrmals durch die Suppe und fragte:

„Wie alt waren Sie und Ihre Schwestern beim Einmarsch der Roten Armee?“

„Ich war neun, fast zehn Jahre alt, meine Schwestern schon junge Frauen.“

Sie lächelte ihn unbefangen an:

„Meine Eltern hatten mich späten Nachzügler wohl nicht mehr erwartet.“

Sie schien nicht zu bemerken, worauf seine Fragen abzielten, aber direkter wollte er nicht werden – man sprach über solche Dinge nicht, und doch hätte er gerne gewusst, was die Deutschen darüber dachten und redeten. Doch dann begriff er, ob deutsch oder russisch, es waren tief verletzte Frauen. Und wann hatte er jemals eine russische Frau über eine erlittene Vergewaltigung sprechen hören? Anna war noch zu jung gewesen, aber die Schwestern nicht. Er wechselte das Thema:

„Sie sprechen ausgezeichnet Russisch, wie kommt das?“

Anna schluckte den letzten Rest ihrer Suppe und legte den Löffel auf den Teller.

„Die ersten Brocken lernte ich von einem der Besatzungsoffiziere nach dem Krieg“, sie zögerte kurz und fügte dann mit leiser Stimme hinzu, „er beschützte meine beiden Schwestern vor noch größerem Unheil, als sie es schon erduldet hatten.“

Jetzt war er überrascht, bemerkte wieder diesen vertrauensvollen Augenausdruck und fühlte sich zum ersten Mal angerührt von dieser jungen Frau. Er nahm die Sektflasche aus dem Eiskübel und goss beide Gläser voll, um dann mit eindringlichem Blick zu fragen:

„Wer war dieser russische Offizier?“

„Ein wunderbarer Mann, sehr liebevoll zu einem bis dahin vaterlos aufgewachsenen deutschen Mädchen. Als ich nach Kriegsende zur Schule ging und von Beginn an auch Russisch lernte, half er mir, wann immer seine Zeit es erlaubte.“

Sie nippte an ihrem Glas und ergänzte:

„Damit begann wohl meine Liebe zu Russland.“

Der Kellner trat an den Tisch und räumte die Suppenteller ab, während Iwan sich eine Zigarette anzündete. Anna beobachtete, wie er sich die Zigarette mit Daumen und Mittelfinger zwischen die Lippen schob, dann ein

Streichholz entflammte und mit leicht zusammengekniffenen Augen den ersten Zug machte. Die Zigarette mit Zeige- und Mittelfinger oben und dem Daumen unten haltend lehnte er sich in seinem Stuhl zurück und blies den Rauch nach oben aus. Sie sog dieses Bild förmlich ein: Das markante Gesicht, die blauen Augen, das durch den muskulösen Oberkörper etwas spannende Hemd und die geübte Geste des Rauchers – etwas Männlicheres vermochte sie sich nicht vorzustellen.

Auch Iwan betrachtete Anna und sie senkte nach wenigen Sekunden verlegen den Blick.

„Hat das, was Ihren Schwestern geschah, nicht einen Schatten auf Ihr Russlandbild geworfen?“

„Meiner Mutter war es gelungen, das alles von mir fern zu halten, und als ich es Jahre später erfuhr, schockierte es mich zwar, aber es blieb irgendwie theoretisch, so als hätte ich es in einem Geschichtsbuch gelesen, es drang nicht wirklich in mein Innerstes. Daran hat sich auch nie etwas geändert.“

Sie trank einen Schluck Sekt und fuhr fort:

„Es war aber nicht so, dass ich gar nichts gemerkt hätte, ich meine, als die Rote Armee einmarschierte. Kinder spüren mehr, als die Erwachsenen meinen. Ich ahnte, dass im Verborgenen schreckliche Dinge geschahen, aber ich lief damals immer allein in den Wald. Dort fühlte ich mich sicher und das ist bis heute so geblieben.“

Iwan drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus und sah Anna mit warmen Augen an:

„Ja, Kinder spüren mehr, als Erwachsene meinen, und der Wald ist ein Zufluchtsort. Mögen Sie deshalb die Gemälde Schischkins?“

Sie nickte. Er trank sein Glas aus und schenkte noch einmal nach. Während er sich eine weitere Zigarette an-

zündete, fragte er sich, ob er das wollte, was sich hier anbahnte, denn diese Richtung hatte er nicht erwartet.

Sein Schweigen verunsicherte Anna und sie dachte, es sei nun an der Zeit, ihn nach seinem Leben zu fragen, aber das erschien ihr unpassend und anmaßend, weshalb sie froh war, dass in diesem Moment das Hauptgericht serviert wurde. Das Gespräch drehte sich, während sie aßen, eine ganze Weile um Blini, Piroggen und Schichtsalate russischer Art. Dann fragte Iwan, ob er noch eine zweite Flasche Krimsekt bestellen sollte oder ob Anna etwas anderes bevorzuge.

Sie hätte gerne noch Sekt getrunken, fragte aber unsicher:

„Ist das denn nicht zu teuer?“

Er lachte, winkte den Kellner heran und bestellte die Flasche.

„Wissen Sie, Anna, wenn es ihn ab und zu mal gibt, ist er bei uns gar nicht teuer. Aber meistens gibt es ihn eben nicht.“

Da war sie wieder, die leichte Kritik am Sozialismus. Anna biss ratlos Pfannkuchen ab, von dem sie ungeschickt ein viel zu großes Stück mit der Gabel aufgespießt hatte. Sie kaute, schluckte, nahm ihren ganzen Mut zusammen und fragte leise:

„Glauben Sie denn, Genosse, dass der Kapitalismus besser ist als der Sozialismus?“

Iwan verschluckte sich vor Lachen und musste erst einen Hustenanfall überstehen, bevor er antworten konnte:

„Sagen Sie mal, Anna, gibt es in Deutschland keine Sprache der Andeutungen, der Ironie? Sagt ihr dort alle immer direkt, was ihr denkt?“

Ihr Gesicht wurde dunkelrot und erst nach einigen Sekunden antwortete sie:

„Nein, ich fürchte, das ist mein Markenzeichen.“

„Immerhin ein kleiner Anflug von Ironie.“

Die Verlegenheit wich dem Ärger:

„Sie halten mich wohl für sehr einfältig und naiv –, aber bei mir zu Hause werden Dinge in der Tat beim Namen genannt. Die Diskussionen zwischen meinen Eltern sind tatsächlich meistens ironiefrei.“

Iwan streckte seinen Arm über den Tisch und legte seine Hand auf Annas.

„Ja, Anna, Sie sind naiv, aber nicht einfältig. Sie sind jung und idealistisch, aber Sie sollten fremden Menschen, wie ich einer bin, nicht einfach vertrauen. Das ist gefährlich, im Kapitalismus übrigens genauso wie im Sozialismus.“

Obwohl seine Berührung sie elektrisierte, musste jetzt sie lachen und erwiderte:

„Die Kritik am Sozialismus kam von Ihnen, Genosse, wenn hier einer zu vertrauensselig ist, dann ja wohl Sie.“

Er zog seine Hand zurück und sah in den grünen Augen ein selbstbewusstes Flackern, das ihn noch mehr berührte als ihre Naivität und Unschuld.

Lachend erwiderte er:

„Ich hoffe nicht, dass Sie vom Geheimdienst auf mich angesetzt wurden.“

Nach zwei weiteren Gläsern Sekt war Anna beschwipst, blickte ihm verliebt in die Augen und Iwan beschloss, an diesem Abend noch keine Entscheidung zu treffen. Auch wenn es ihm schwerfiel.

Diesmal begleitete er sie zur Metro und auf halbem Weg fragte er:

„Würden Sie mir gestatten, Ihnen ein Taxi zu bezahlen? Es wäre mir lieber, wenn Sie jetzt nicht mehr in den Untergrund hinabstiegen.“

Sie blieb stehen, sah ihm in die Augen und lehnte dann ihren Kopf an seine Schulter. Zögerlich schlang er seine Arme um ihren Körper.

„Ihre Unberechenbarkeit ist atemberaubend, Anna.“

Sie löste sich aus der Umarmung und hauchte:

„Ich nehme lieber die Metro.“

Er nickte:

„Wann sehen wir uns wieder?“

„In ein paar Tagen fahren alle Gaststudenten und auch einige Komsomolzen nach Moskau, das heißt, ich werde erst kurz vor dem Jahreswechsel wieder zurück sein.“

Er suchte in seinen Manteltaschen und fand einen alten Fahrschein und einen Stift, notierte eine Nummer und reichte Anna den kleinen Zettel:

„Rufen Sie mich an, wenn Sie zurück sind.“

Noch einmal sah er sie an und ging dann schnellen Schrittes davon. Eine Weile schaute sie ihm sehnsüchtig nach, fuhr dann aber auf der endlosen Rolltreppe doch in den Untergrund.



Ahmad sah sie schon von weitem auf dem Bahnsteig stehen, erkannte sie an ihrer grünen Wollmütze, freute sich auf die Reise und auf Moskau.

„Anna Karenina, Sie werden Wronski nicht erst bei der Ankunft in Moskau kennenlernen, Sie kannten ihn schon vorher.“

Er sah sie lachend an und Anna stieß ihm, ebenfalls lachend, die rechte Faust gegen die Brust.

„Du bist verrückt, Ahmad.“

Dann saßen sie mit sechs anderen Studenten im Abteil, sahen mit ihnen ausgelassen und erleichtert den bevor-

stehenden Ferien entgegen. Ahmads russische Zimmergenossen verbreiteten von Beginn an gute Stimmung. Wassili war außer Rand und Band, spielte Balalaika, sang und flirtete mit den drei Mädchen, und sogar Agnes vergaß ihr Heimweh und ließ sich mitreißen.

„Anna, was bedeuten grüne Augen bei euch in Deutschland?“

„Ich weiß nicht, was bedeuten sie denn in Russland?“

„Das sage ich dir nicht. Ahmad, gibt es in Usbekistan grüne Augen?“

„Es gibt in Usbekistan vor allem die verschiedensten Grüntöne –“

Wassili schlug Ahmad auf die Schulter:

„Nicht wieder die Mosaik- und Arabesken, die wirst du jetzt einmal für eine Woche vergessen, Ahmad. Grün-äugige Mädchen oder auch andere, eine Woche ohne Vorlesung, ohne Seminare“, er blickte Anna mit rollenden Augen an und fuhr mit künstlich tiefer Stimme fort, „und ohne ernste deutsche Pflichterfüllung.“

Sie lachte ihn an und seine Hände ließen die Balalaika jetzt so melancholisch erklingen, dass Anna den Blick aus dem Fenster in die Birkenwälder gleiten ließ und Iwan vor sich sah. Die reale Landschaft, vermischt mit den Ansichten Lewitans und dazwischen immer wieder Iwan.

Wassilis Kunst wurde durch den eintretenden Schaffner unterbrochen, der ein Tablett mit Teebechern balancierte. Der Mann lachte, ließ seine Augen einmal über die Runde gleiten und wandte sich an Wassili:

„Genossen, ein Becher Tee, das Fenster einen Moment geöffnet, und die Welt ist noch schöner, als deine Balalaika es verheißt.“

Anna verstand den Hinweis des Schaffners sofort, die Luft musste furchtbar sein in ihrem Abteil. Sie erhob sich,

öffnete das Fenster einen Spalt breit und hielt dem allgemein protestierenden Gegröle entgegen:

„Der Tee wird dann auch schneller abkühlen und trinkbar.“

Der Schaffner, ein Mann Mitte der Fünfzig, sah sich die Studenten an, während sie die Becher vom Tablett nahmen. Was für eine bunt gemischte Gruppe aus Russen und Ausländern, die sich offensichtlich mochten und gut verstanden. Man konnte meinen, die Welt sei harmonisch und ohne Konflikte. Als er mit dem leeren Tablett hinausging, erklang schon wieder Wassilis Balalaika. Er spielte das Lied der Wolgaschlepper und sang gemeinsam mit Sergei und Olga. Die anderen lauschten den sentimentalen Klängen und Anna dachte an Repins Bild, sang leise mit, denn sie kannte den Text aus dem Liederbuch der Freien Deutschen Jugend.

„Ej, uchnjem! Ej, uchnjem! Mutter Wolga, tief und breit, Hoffnung bist du uns und Leid. Ej, uchnjem! Ej, uchnjem! Hoffnung bist du uns und Leid.“

Ahmad beobachtete die ihm gegenüberstehende Anna und fragte sich, woran sie, leise singend, beim Anblick der in Schnee getauchten Birken, wohl denken mochte.

Alles, alles um sie herum empfand sie beglückend: die schneebedeckten Bäume draußen genauso wie die russischen Komsomolzen und ausländischen Gaststudenten drinnen. Die ganze Welt hätte sie umarmen mögen, weil sie wusste, dass Iwan in Leningrad ihre Rückkehr erwartete.

Moskau, Dezember 1959

Dichter Schneefall empfing sie, als sie am frühen Vormittag aus der Metro ans Tageslicht zurückkamen. Sie befanden sich an einer großen Kreuzung und schauten orientierungslos in alle Richtungen.

„Die Straße, in der das Museum ist, heißt ebenfalls nach Tolstoi.“

Anna zog trotz zweistelliger Minusgrade die Handschuhe aus und öffnete ihre Tasche.

„Was suchst du?“, fragte Ahmad.

„Den Stadtplan.“

„Um den Plan zu studieren ist es viel zu kalt und er wird außerdem ganz nass. Zieh lieber deine Handschuhe wieder an. Es ist nicht weit von hier, wir werden jemanden fragen.“

Ahmad begutachtete die Passanten, während Anna ihre Mütze weiter über die Ohren zog und die Handschuhe überstreifte. Der Usbeke wandte sich an ein älteres Ehepaar und fragte nach dem Tolstoi-Museum. Der Mann lächelte freundlich und fragte zurück:

„Woher kommen Sie denn?“

„Aus Usbekistan, und das Fräulein hier aus Deutschland.“

„So soll es sein, dass Sie sich für die russische Literatur interessieren. Folgen Sie dieser großen Straße immer weiter“, er wies mit dem Arm nach Süden, „bis Sie auf die rechts abzweigende Uliza Lwa Tolstogo stoßen, in die biegen Sie ein und finden das Haus des Dichters nach einer Weile auf der linken Seite.“

„Danke“, sagten sie beide gleichzeitig und gingen dann schnellen Schrittes in die angewiesene Richtung. Es war eiskalt und im Stehen hatte man das Gefühl, an Ort und

Stelle festzufrieren. Nach nicht einmal zwanzig Minuten erreichten sie das in einem Park gelegene Moskauer Wohnhaus von Leo Tolstoi und Anna sah Ahmad mit feuchten Augen an.

„Ich kann es kaum glauben, dass ich wirklich hier bin. Vielleicht wache ich gleich auf und stelle fest, dass das alles nur ein Traum war.“

Ahmad lächelte, ergriff ihre Hand und zog sie durch das Eingangstor in eine Art Vorhof, der von mehreren Gebäuden umgeben war, links hinten das größte, wahrscheinlich das Wohnhaus. Sie bezahlten in einem der kleineren Gebäude den Eintritt und wurden dann tatsächlich in das große Holzhaus gewiesen. In einem Vorraum des Untergeschosses, neben dem Treppenaufgang zum ersten Stock, kontrollierte eine ältere Frau ihre Eintrittskarten und bat sie, Filzpantoffeln überzuziehen. Einige Russen, Männer und Frauen, drängten sich in dem kleinen Raum zusammen und warteten, dass die Führung endlich beginnen möge. Anna und Ahmad zogen Mütze und Handschuhe aus und folgten als Letzte der Gruppe und der Führerin, die zu Beginn einen Abriss von Tolstois Biographie gab, den sie mit den Worten schloss:

„Am Ende seines Lebens war Lew Nikolajewitsch wohl der bekannteste Schriftsteller der Welt.“

Anna lauschte ehrfürchtig, Ahmad kritisch, aber beide schauten aus den langen Fluren andächtig in die einzelnen Räume, Schlafzimmer der Töchter und Söhne, kleinere Kammern der Dienstmädchen, ein geräumiges Esszimmer und als Höhepunkt das Arbeitszimmer, in der Mitte ein Tisch mit zahlreichen Photographien.

Die Museumsführerin erläuterte gerade Tolstois Arbeitsrhythmus, als Annas Blick auf eine große Photographie im Zentrum des Tisches fiel.

„Das ist ja Repin“, rief sie laut und hielt sich errötend die Hand auf den Mund, denn plötzlich waren alle Blicke auf sie gerichtet.

„Ja, Djewuschka, das ist Ilja Repin“, erwiderte die Führerin süß-säuerlich lächelnd, denn Anna hatte die Dramaturgie ihres Vortrags durcheinandergebracht. Auf das Bild Repins pflegte sie am Schluss als Höhepunkt hinzuweisen, um dann den Besuchern die unvergleichlichen Porträts Repins zu empfehlen, die dieser von Tolstoi gemalt hatte. Sie tat dies nun sofort und verkürzte die Führung damit zu ihrer eigenen Erleichterung und der der meisten Zuhörer um ganze zehn Minuten. Die Besucher wurden freundlich entlassen und Ahmads Frage, ob sie nicht noch einmal allein kurz an den Räumen vorbeigehen dürften, mit einem „Genosse, Sie sind nicht allein hier“, abschlägig beschieden.

„Leider nicht, Genossin Ziege“, antwortete Ahmad auf Usbekisch und strahlte die Frau charmant mit seinen Bernsteinaugen an.

Anna, die seine Worte ebenso wenig verstand wie die Russin, hatte es nun trotzdem eilig, ihre Filzpantoffeln loszuwerden und flüsterte:

„Dafür können wir uns jetzt in aller Ruhe den Park anschauen.“

„In aller Ruhe, ja, bei mehr als zwanzig Grad Kälte.“

Trotzdem wanderten sie eine ganze Weile durch den vom Schnee verzauberten Park und betrachteten das Haus aus allen möglichen Blickwinkeln.

„Sollen wir morgen in die Tretjakow-Galerie gehen?“

Anna nickte begeistert:

„Ich kann es kaum erwarten. Können wir das nicht schon heute Nachmittag machen?“

„Nein, dafür brauchen wir einen ganzen Tag. Aber wenn es dir nicht zu kalt ist, würde ich dir noch etwas

zeigen, was von hier aus zu Fuß erreichbar ist, aber ein gutes Stück Weg.“

„Was denn?“

„Lass dich überraschen.“

Der Marsch durch das Häusermeer erschien Anna endlos, und obwohl sie ihre gefütterten halbhohen Stiefel trug, fühlte sie nach einiger Zeit ihre Zehen nicht mehr. Aber tapfer ging sie neben Ahmad, denn er würde ihr das nicht zumuten, wenn sie am Ende nicht durch etwas belohnt würde, das ihr am Herzen lag.

„Hier nach rechts, Anna, gleich haben wir es geschafft.“

Als die Straße endete, sah Anna eine lange Mauer und ein Tor.

„Was ist das?“

„Der Neujungfrauenfriedhof.“

Sie sah ihn fragend an.

„Komm.“

Ihr Blick glitt die Mauer entlang und sie registrierte, wie groß dieser Friedhof sein musste. Ahmad blieb einen Moment lang stehen, nachdem sie den Friedhof durch das Tor betreten hatten, dann wies er auf einen Weg, der rechts von ihnen lag:

„Hier entlang.“

Sie betrachteten die Gräber, lasen die Inschriften einiger Steine und Kreuze und genossen die Ruhe.

„Eine Insel des Friedens“, sagte Anna.

„Das muss ein Friedhof wohl sein“, erwiderte Ahmad und sah sie an, „ich wünschte, ich könnte dir Schah-i-Sinda in Samarkand zeigen, kein Friedhof, sondern eine Nekropole, eine Totenstadt voller wunderschöner Mausoleen – einzigartig.“

Sie stampften auf einem kleinen Pfad durch den Schnee und Anna erwiderte nachdenklich:

„Ich glaube, ich kann mir Usbekistan ebenso wenig vorstellen wie du dir Deutschland, aber ist es nicht wunderbar, dass wir beide hier über einen Moskauer Friedhof gehen?“

Ahmad sah sie lächelnd an:

„Hier“, er wies auf einen dunklen Marmorsockel und ein darauf stehendes Kreuz links des Pfades. Anna betrachtete das Kreuz und las dann halblaut die Inschrift:

„Pavel Michailowitsch Tretjakow, 1832 bis 1898.“

„Hat sich die Wanderung gelohnt?“

„Ahmad, ich danke dir, um Tretjakows Grab zu sehen, wäre ich bis nach Sibirien gelaufen.“

„Dann lass uns nach Usbekistan laufen, das ist nicht ganz so weit.“

Minutenlang standen sie vor dem Grab und während Anna dabei an Tretjakows Verdienste um die Peredwischniki dachte, erstanden vor Ahmads Augen die Gemälde Wereschtschagins.

Leningrad, Dezember 1959

In den eisigen Wintermonaten war weniger zu tun als während des restlichen Jahres, die Außenarbeiten ruhten vollständig, nur im Inneren der fertig gestellten Rohbauten, in die schon Fenster eingesetzt waren, wurde weiter gearbeitet, damit die Räume den zukünftigen glücklichen Bewohnern im Frühjahr zur Verfügung stehen würden. Die elektrischen Leitungen waren im Treppenhaus über Putz gelegt, wenn man das so nennen wollte, denn am Ende blieben die meisten Wände außerhalb der Wohnungen aus Kostengründen unverputzt. Iwan war zufrieden, sah zwei vollständig arbeitsfreien Wochen entgegen und überlegte, was er damit anstellen sollte.

Zu Hause angekommen, fand er einen Brief aus Finnland vor, dessen Umschlag nicht Pekkas Handschrift trug. Der Name des Absenders war ihm unbekannt, und er legte den Brief zunächst ungeöffnet auf seinen Schreibtisch vor dem großen Fenster, heizte den Ofen an und löste dann den Knoten seiner Krawatte, die er achtlos auf einen Sessel warf. Langsam ging er zum Schreibtisch und öffnete den Brief.

Der Pfarrer einer kleinen Gemeinde unweit der Stadt Kuhmo teilte ihm Pekkas Tod mit. Der alte Mann hatte im Spätherbst auf der Jagd einen Herzschlag erlitten, einen gnadenvollen Tod, ohne Krankheit, ohne Leiden, schrieb der Pfarrer. Iwan legte den Brief vor sich auf den Tisch und zündete sich eine Zigarette an, dann las er weiter. Pekka habe dem Pfarrer von Iwans Besuch in Finnland erzählt und verfügt, dass der Schwiegersohn seine Bibliothek erben sollte. Iwan wurde gefragt, ob er das Erbe antreten wolle, und wenn ja, ob nur die Bücher in russischer, oder auch die in finnischer und schwedischer Sprache. Er

sei herzlich willkommen, die Auswahl vor Ort selbst zu treffen, aber Pekka habe auch genug Geld hinterlassen, sämtliche Bücher in Kisten verpacken und nach Leningrad schicken zu lassen. Wenn Iwan kommen wolle, so müsse dies allerdings bald sein, da man das Haus bereits verkauft habe und die neuen Besitzer auch über den Bibliotheksraum verfügen wollten. Am Schluss schrieb der Finne, es tue ihm leid, Iwan mit diesen Profanitäten belasten zu müssen, wohlwissend, dass sich die Trauer um den Toten damit nicht vertrage, und er wünsche ihm trotz allem einen frohen Jahreswechsel. Der Mann wusste, dass man sich in der Sowjetunion kein frohes Weihnachtsfest wünschte und passte sich den Gepflogenheiten an. Iwan ließ den Brief auf den Schreibtisch sinken, zog an seiner Zigarette, stand auf und blickte durch das Fenster ins nächtliche Leningrad hinaus.

Nun war er tot, der Vater seiner Lahja, und mit ihm ging, wie mit jedem Toten seiner Generation, auch das zaristische Russland dahin, unwiederbringlich, bald nur noch auf die Geschichtsbücher beschränkt, die ohne Ermüdung betonten, wie sehr sie der Wahrheit verpflichtet seien. Pekka, der nie in der Sowjetunion, aber annähernd die Hälfte seines Lebens im Zarenreich gelebt hatte, war es möglich gewesen, ihm ein sehr subjektives und darum vielleicht umso objektiveres Bild der Zarenzeit zu zeichnen. Er war kein Russe, hatte 1917 die Entstehung des sehnsüchtig herbeigesehnten finnischen Nationalstaates erlebt und sprach dennoch mit Anerkennung und Respekt vom Zarenreich. Iwan zog an seiner Zigarette. Jeder Parteifunktionär würde ihm nun entgegenhalten, dass Pekka zur bürgerlichen, ausbeuterischen Klasse gehört habe. Iwan lächelte und fragte sich, wie man Menschen so einfach in Kategorien einteilen konnte. Pekka, der außer Bü-

chern keine materiellen Reichtümer angehäuft hatte, der sich kleidete wie ein Bauer und dessen einzige Vergnügen die Literatur und die Jagd gewesen waren – ein weiser alter Mann, der Tagebuch führte und sich Gedanken über die Welt machte.

Iwan stockte in seinen Gedanken und fragte sich, was mit Pekkas Tagebüchern geschehen würde, aber dann schaute er wieder auf den Brief und sagte sich, dass ihm diese in finnischer Sprache abgefassten Betrachtungen wenig nützen würden, denn in der Sowjetunion würde er sie niemandem anvertrauen. Seine Gedanken gingen nun zwangsläufig hin zu dem tatsächlichen Vermächtnis Pekkas und unwillkürlich zu Knorosow, dessen Ethnographisches Institut möglicherweise ein Interesse an der Bibliothek des Finnen haben könnte. Die russischen Werke würde er selbst behalten, seine eigene Bibliothek wieder mit allen während der Belagerung von Lahja verkauften Gesamtausgaben auffüllen können.

Nachdem er den Brief des finnischen Pfarrers noch einmal gelesen hatte, spürte er gleichzeitig Trauer und Befreiung. Trauer, weil er gerne noch einmal mit Pekka durch die finnischen Wälder gestreift wäre, und dabei mit ihm über Turgenjews „Aufzeichnungen eines Jägers“ philosophiert hätte – kein anderer Mensch in seinem Bekanntenkreis kannte dieses Werk so gut wie Pekka. Erleichterung empfand er, weil er spürte, dass er nun Abschied nehmen konnte, endgültigen Abschied. Auch von Lahja.



Am nächsten Tag, einem Samstag, ging er zu Fuß auf die Wassilewski-Insel, zur Kunstkammer und hoffte, Knorosow dort zu finden. Er war optimistisch, denn die-

ser Mann tat nichts anderes als arbeiten. Iwan betrachtete den schneebedeckten Schlossplatz, den Winterpalast und die zugefrorene Newa. Anna erschien vor seinen Augen, als er neben ihr auf dem Eis gekniet und sie ihm anschließend eigentlich schon eine Liebeserklärung gemacht hatte. Plötzlich wusste er genau, wie er seine beiden freien Wochen gestalten würde: hinausfahren zur Datscha, trotz aller Widrigkeiten des Winters, und sie vorbereiten für das, was er sich nun ohne jegliche gedanklichen Einschränkungen erträumte.

Juri Walentinowitsch war da, wie konnte es anders sein:

„Iwan, ich sage Ihnen, die Welt steht Kopf wegen einer Insel in der Karibik und einem Mann namens Fidel Castro.“

Iwan lachte und erwiderte:

„Ich jedenfalls bin fest entschlossen, nicht mehr in den Krieg zu ziehen, sondern eine reiche Erbschaft aus Finnland anzutreten: eine ganze Bibliothek.“

„Wirklich? Da Sie von Büchern sprechen, was halten Sie von der Geschichte mit Pasternak?“

Iwan zuckte die Schultern:

„Ich weiß nicht, ich kenne nur die wilden Gerüchte, die über den Inhalt seines ‚Doktor Schiwago‘ kursieren. Entgegen aller Beteuerungen in der ‚Prawda‘ denke ich allerdings, dass man ihm verboten hat, den Nobelpreis anzunehmen.“

„Man hätte ihn ihm wahrscheinlich gar nicht verliehen, wenn sein Buch in der Sowjetunion erschienen wäre. Der Kalte Krieg erreicht alle Ebenen. Lesen würde ich das Buch allerdings gerne.“

„Vielleicht ergibt sich bald die Gelegenheit dazu, Juri Walentinowitsch.“

Er beschrieb Knorosow sein Büchererbe und fragte:

„Meinen Sie, Juri, Sie könnten hier im Ethnographischen Institut etwas mit den finnischen und schwedischen Büchern anfangen? Meine Schwiegereltern waren hochgebildet und bibliophil, so dass ich mir vorstellen kann, dass sich das ein oder andere Juwel finden wird.“

Knorosows Augen zeigten die standesgemäße Gier des Wissenschaftlers:

„Dann lassen Sie doch die ganze Lieferung direkt ans Ethnographische Institut schicken.“

„Wer garantiert mir, dass die russischen Werke auch wirklich in meine Hände kommen?“

Knorosow schlug sich leicht mit der flachen Hand auf die Brust:

„Das verspreche *ich* Ihnen, Schischkin. Ich werde Sie benachrichtigen, sobald die Kisten hier sind, und sie werden in Ihrem Beisein und unter Ihren Augen geöffnet und gesichtet.“

„Und die Partei?“

Knorosow lachte:

„Die Partei feiert mich zurzeit als einen der genialsten sowjetischen Wissenschaftler. Sie haben einen guten Zeitpunkt erwischt, Iwan.“

„Ihre Forschungen sind also jetzt auch im Westen anerkannt?“

„Nein, natürlich nicht, aber es gibt zumindest einzelne Wissenschaftler, auch aus den USA, die Interesse bekundet haben, meine Forschungsergebnisse im Westen zu veröffentlichen. In Fachkreisen kennen mich inzwischen alle und man beginnt, sich ernsthaft mit mir zu beschäftigen.“

Iwan freute sich, Knorosows Optimismus steckte ihn an, sofern er einer Ansteckung überhaupt noch bedurfte. Er plante einen Ausflug zu seiner Datscha, einen im

Winter schwierigen, fast hoffnungslosen Ausflug, aber im Augenblick schien alles möglich.

Moskau, Dezember 1959

Zuerst schauten sie sich die Peredwischniki an und Anna machte sich bei einigen Bildern Repins Notizen, während Ahmad langsam und geduldig an den Gemälden vorbeizog und Annas Begeisterungsausbrüche belächelte. Nur auf ein Bild starrte sie wortlos, regungslos und den Atem anhaltend: „Unerwartet“, das die Rückkehr eines Mannes zu seiner Familie darstellte und dessen Gesicht von den hinter ihm liegenden Ereignissen gezeichnet ist. Mit erwartungsvoll aufgerissenen Augen, doch zugleich sprachlos, starrt er seine alte Mutter an, die sich gerade aus einem Sessel erhoben hat und sich überwältigt der unerwarteten Rückkehr des verlorenen Sohnes gegenüber sieht. Doch Annas Blick war vor allem auf ein am Tisch sitzendes kleines Mädchen gerichtet, das überrascht, erschrocken, wenn nicht gar entsetzt, auf den fremden Mann blickt, den die ebenfalls abgebildeten Geschwister erkennend anlächeln.

Ahmad wollte sie gerade ansprechen, als sie ihn ansah und schnell vorschlug:

„Lass uns jetzt in den Schischkin-Saal gehen.“

Der Usbeke warf noch einen flüchtigen Blick auf Repins Bild und fragte, während sie weitergingen:

„Was ging dir gerade durch den Kopf, ich meine, bei der Betrachtung von ‚Unerwartet‘?“

„Die Rückkehr meines eigenen Vaters aus dem Krieg, aber davon erzähle ich dir ein anderes Mal“, antwortete sie leise und den Augenkontakt mit Ahmad vermeidend.

Der Schischkin-Saal war der letzte Raum der Wandermaler, den sie sich ansahen, und Anna stand minutenlang vor jedem Bild, die Einzelheiten genau studierend.

„Sind sie nicht alle wundervoll? Sieh mal, hier ist sogar eins, das den Wald im Regen zeigt.“

„Ja, sie sind alle gut, bis auf dieses da“, Ahmad wies auf die gegenüberliegende Wand, an der ein Gemälde hing, auf dem junge Bären auf einem umgestürzten Baum umherkletterten. Davor drängten sich die meisten Besucher. Anna lächelte verlegen.

„Na ja, aber den Leuten scheint das Bild zu gefallen.“

„Bist du fertig mit den Peredwischniki?“

„Ja. Was nun?“

„Jetzt zeige ich dir einen russischen Maler, der die Welt gesehen hat, und einen, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat.“

Sie sah ihn zweifelnd an, er aber fasste nach ihrem Arm und führte sie zielstrebig und sicher in den Wereschtschagin-Saal. Anna schaute sich einmal rundum und atmete tief ein, denn ihr wogte ein exotisches Farbenmeer entgegen.

„Wer war dieser Maler?“

„Ein Adliger, der erst zum Marinekadetten in St. Petersburg ausgebildet wurde und anschließend dort und in Paris Malerei studierte. Er nahm an drei Kriegen teil, in denen er die Studien zu seinen berühmten Schlachten gemälden machte: dem Turkestan-Krieg in Zentralasien, dem russisch-türkischen Krieg und dem russisch-japanischen Krieg, in dem er 1904 auf dem Schlachtschiff Petropawlowsk fiel. Er sah mehr von dieser Erde als irgendein anderer russischer Maler und stellte damals seine Bilder nicht nur in ganz Europa, sondern auch in den USA aus.“

Nacheinander betrachteten sie die Bilder der russischen Serie, der Kaukasus-Serie, der Turkestan-Serie, der indischen, der Balkan-Serie, der Palästina- und der japanischen Serie. Anna war von der auf den Gemälden dargestellten Architektur genauso überwältigt wie von den Porträts der verschiedenen Völker und Religionen: Af-

ghanen, Kirgisen, Kasachen, Usbeken, Derwische, Inder, buddhistische Lamas, Fakire, Albaner, Hebräer, Rabbis, Japaner. Schweigend betrachteten sie die Gesichter, die Kleidung, die Waffen, den Schmuck. Anna hielt immer wieder den Atem an. Das hatte sie nicht erwartet:

„Du hattest Recht, Ahmad, das ist die Welt.“

Nach den Porträts nahmen sie sich die Schlachtengemälde vor und Ahmad erklärte Anna, dass Wereschtschagin der erste russische Maler war, der den Krieg nicht heroisierend und verherrlichend, sondern in all seinem Grauen, wie sie es da vor sich sahen, gemalt hatte. Er wies auf die „Apotheose des Krieges“, eine Schädelpyramide, an der sich Krähen ergötzen, und auf deren Rahmen der Maler geschrieben hatte: „Allen großen Eroberern, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewidmet.“

Am Schluss erläuterte ihr der Usbeke die Gemälde, die Wereschtschagin von Bauwerken Samarkands gemalt hatte: die Fassaden der Moscheen und Koranschulen, die Konstruktion der blauen Kuppeln, die prachtvollen Grabmäler der Nekropole Schah-i-Sinda und des Mausoleums Gur-Emir von Timur, dem Beherrscher des großen zentralasiatischen Reiches im vierzehnten Jahrhundert. Sie hörte aufmerksam zu, überrascht, verwirrt, fasziniert.

„Wie schön das alles ist, und die meisten Menschen wissen nicht einmal, dass es existiert. Und du studierst jetzt, wie man diese Fassaden wieder in den Originalzustand zurückversetzt?“

„Nein, das Handwerk lernte ich schon in Samarkand. Ich weiß, wie man Mosaik und Arabesken restauriert. Was ich jetzt studiere, ist die systematische Wiederherstellung vollständig verlorener Fassaden und großflächiger Teile, damit ich selbst Pläne erstellen und Rekonstruktionen leiten kann.“

Mehr als zwei Stunden verbrachten sie im Wereschtschagin-Saal und Anna war von den Eindrücken wie betäubt. Sie hatte das Gefühl, Ahmad habe ihr die Tür zu einer unbekanntem Welt aufgestoßen. Seit einigen Monaten wohnte sie in Leningrad, jetzt besuchte sie die Hauptstadt der Sowjetunion und ihr begann zu dämmern, was dieses Riesenreich einschloss – welche Fremdheit, welche Kulturen es hier zu entdecken gab.

Russisches Karelien, Dezember 1959

Nach Petrosawodsk und dann noch ein Stück weiter nach Norden bis an den Wygsee fuhr er mit dem Zug. Dort angekommen stand er auf dem Bahnhof der kleinen Stadt und fragte sich, ob er verrückt geworden war. Es war hier noch um einiges kälter als in Leningrad, die kleinen, einsam gelegenen Seen durch zugeschneite Wege von der Außenwelt abgeschnitten. Pjotr kam ihm mit entsprechend mürrischem Gesicht entgegen und schaute auf die große Kiste, die neben Iwans Tasche stand.

„Genosse Schischkin, was wollen Sie hier im tiefsten Winter? Es friert Stein und Bein und Sie wollen zur Erholung auf Ihre Datscha?“

„Nicht zur Erholung, Pjotr“, Iwans Lachen klang gequält, „zur Arbeit bin ich hier.“

Pjotr zeigte mit der behandschuhten Rechten auf die Kiste und fragte:

„Was ist denn da drin?“

„Ein paar Sachen, um die Hütte wohnlicher zu machen und eine neue, schöne Tinktur, um die Banja von innen zu streichen. Das Holz braucht dringend eine Behandlung.“

Pjotr schüttelte den Kopf:

„Die Banja wird komplett zugeschnitten sein. Zum Freischaufeln von Haus und Banja allein brauchen Sie zwei volle Tage, Genosse. Wie wollen Sie überhaupt dorthin kommen?“

Iwan wies nun seinerseits auf die Kiste:

„Aleksej wird mir die letzten zwei Kilometer freibaggern, ich habe ihm etwas Schönes mitgebracht. Und bis dahin kommen wir doch wohl mit dem Pferdeschlitten?“

Pjotr nickte:

„Bis dahin kann ich Sie mit dem Schlitten bringen, und wenn Aleksej den Rest mit dem Bagger freischaufelt, auch bis zur Datscha.“

Der Alte sah Iwan resigniert an und griff sich dann die Lederriemen der Kiste.

„Lassen Sie uns gehen, Genosse. Bis Aleksej fertig ist, wohnen Sie bei mir.“

Iwan trug seine Tasche, während Pjotr die Kiste zog.

In Pjotrs kleinem Haus musste er öfters an die Hungersnot nach dem Krieg denken und wieviel er dem alten karelischen Fischer verdankte. Er sagte ihm das auch noch einmal. Pjotr winkte mit der Hand ab:

„Wir Russen müssen zusammenhalten.“

Nach zwei Tagen teilte ihnen Aleksej mit, dass der Weg zur Datscha nun mit dem Schlitten passierbar sei.

Iwan betrachtete auf der Fahrt den Schneewald, war euphorisch. Pjotr wirkte entspannt und selbst die beiden Pferde trabten leicht und unbeschwert, im Winter wurden sie selten bewegt.

Es war das erste Mal, dass Iwan Karelien im Winter sah. Warum war er in all den Jahren zuvor niemals auf die Idee gekommen, sich dieses weiße Schauspiel der Natur einmal anzusehen? Die kahlen Birkenwälder waren durchsichtig, nackt, wirkten noch einsamer als sonst. Diese von ihm so geliebte Einsamkeit würde, wenn Pjotr zurückfuhr, noch perfekter sein als im Frühling, Sommer und Herbst. Alle Bedenken, die ihn noch am Wygsee belastet hatten, schwanden in den eisig weiß-grauen Wäldern Kareliens. Säße er jetzt doch noch einmal neben Pekka, der ein Teil dieses Kareliens war – ein für immer verlorener Teil.

Die Ankunft an der Datscha wirkte ernüchternd. Die Banja war, wie Pjotr es vorhergesagt hatte, überhaupt nicht mehr sichtbar unter den Schneemassen und auch

von der Wohnhütte war nur die obere Hälfte einschließlich des Daches nicht völlig zugeschnitten.

Pjotr grinste.

„Wann genau soll ich Sie wieder abholen, Genosse?“

„Von heute an in acht Tagen, also am Samstag. Sonntag fahre ich mit dem Zug zurück.“

„Wenn es starken Schneefall gibt, komme ich gleich mit Aleksej.“

Iwan fing die Schaufel, die ihm Pjotr zuwarf und rief:

„Danke.“

„Viel Glück, Iwan Iwanowitsch, und schaufeln Sie den Eingang frei, bevor die ersten Wölfe und Bären sich ihr Abendessen suchen.“

Leningrad, Neujahrstag 1960

Ahmad erwachte am frühen Vormittag und stand, von Harndrang angetrieben sofort auf, schlüpfte mit den Füßen in seine bunten usbekischen Hausschuhe, warf einen kurzen Blick auf den noch tief schlafenden Wassili und huschte leise aus dem Zimmer. Als er wenige Minuten später zurückkam, nahm er den Alkoholgeruch wahr und hätte am liebsten das Fenster geöffnet, ließ es dann aber, um die beiden Russen nicht zu wecken. Einen Augenblick spielte er mit dem Gedanken, sich an den Schreibtisch zu setzen und zu arbeiten, aber auch diese Idee verwarf er, denn die Luft war zum Schneiden und Sergejs Schnarchen nicht die passende Hintergrundmusik für die Rekonstruktion einer Koranschulenfassade.

Ahmad beschloss zu duschen, denn alle Studenten schliefen noch, so dass er weder Schlange stehen noch sich beeilen musste. Danach saß er allein in der Gemeinschaftsküche,

trank Tee und überlegte, was er mit diesem Neujahrstag anfangen sollte. Eine Weile musste er noch warten, bis seine Haare trocken waren, dann würde er vielleicht zu den Mädchen hinübergehen und Anna fragen, ob sie mit ihm einen Spaziergang machen wolle. Aber wahrscheinlich schlief sie noch tief, denn sie hatte viel zu viel getrunken letzte Nacht. Er selbst trank nie Alkohol und war immer wieder verwundert, wie viel nicht nur die russischen Männer, sondern auch die Frauen tranken. Anna hatte ihm gesagt, das sei in Deutschland nicht so, aber an Sylvester könne man schon eine Ausnahme machen. Noch nie war sie so ausgelassen gewesen, hatte geflirtet, getanzt und mehrfach beteuert, sie möge die ganze Welt umarmen. ‚Warum die ganze Welt, aber nicht mich?‘, dachte er, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und beschloss, dass sie trocken genug seien. Er trank den letzten Schluck Tee, spülte seine Tasse und ging dann zurück in sein Zimmer. Wassili war inzwischen wach und blickte ihn mit roten Augen aus einem zerknitterten Gesicht grinsend an.

„Trinkst du nicht, weil du Muslim bist, oder hat diese Askese andere Gründe?“

Ahmad legte den Finger über die Lippen:

„Leise, sonst wecken wir Sergej auf.“

Wassili lachte, antwortete aber doch in gedämpftem Tonfall:

„Wir können froh sein, wenn der überhaupt noch einmal wach wird.“

Ahmad, der Wassili für den Spitzel ihres Zimmers hielt, sagte:

„Ich bin nicht religiös, aber ich vertrage keinen Alkohol.“

„Selbst die strebsame Deutsche hat sich gestern betrunken und du hast sie dabei beobachtet wie eine englische

Gouvernante. Du solltest dich besser an Agnes heranmachen, die lebt genauso enthaltsam wie du.“

Ahmad zuckte die Schultern:

„Ich interessiere mich weder für Anna noch für die Polin, jedenfalls nicht als Frauen. Es macht mir einfach Spaß, mich mit Anna über Kunst zu unterhalten, sie versteht mehr von der russischen Malerei als du Banause.“

„Kunst“, raunte Wassili abfällig, „ich will Ingenieur werden.“

Ahmad ging zu seinem Bett, zog den darunter liegenden Koffer hervor, kramte einen Wollpullover heraus und dachte dabei: „Musik und Gesang hätte er studieren sollen. Seine Tenorstimme berührt selbst die stumpfsten Gemüter und die Balalaika jubiliert unter seinen Händen.“ Er sah Wassili an:

„Was ist, sollen wir die Mädchen fragen, ob sie mit uns Schlittschuhlaufen gehen?“

Wassili schlug die Decke zurück und antwortete:

„Wenn du mir eine halbe Stunde zum Frühstück und Duschen gibst, bin ich dabei.“

Es dauerte dann noch mehr als anderthalb Stunden, bevor sie an die Tür der Studentinnen klopfen. Olga, die Ukrainerin, öffnete ihnen:

„Wassili, bist du schon von den Toten auferstanden?“

Wassili grinste. „Kommt ihr mit, wir wollen Schlittschuhlaufen?“

Olga wies mit dem Kopf ins Innere des Zimmers:

„Anna scheint andere Pläne zu haben.“

Ahmad trat einen Schritt vor und schaute in das Zimmer. Dort stand sie, blass, sichtlich verkatert, aber bereits im Mantel, die Mütze in der Hand. Anna errötete und sagte verlegen:

„Mir ist nicht gut, ich denke, ich sollte lieber nicht aufs Eis, sondern einfach nur frische Luft schnappen.“

Ahmad hätte ihr gerne seine Begleitung angeboten, aber er fühlte Wassilis Blick auf seinem Gesicht, und da er selbst das Schlittschuhlaufen vorgeschlagen hatte, fand er jetzt nicht den Mut, den Plan umzuwerfen. Agnes, die auf ihrem Bett saß, fragte:

„Soll ich mit dir gehen, Anna?“

Die Deutsche wurde noch verlegener und stammelte:

„Nein, ... ich meine, ich weiß nicht ..., ich glaube, ich muss jetzt erst einmal allein durchatmen.“

Als sie sich dann an Wassili und Ahmad vorbeizwängte, lächelte sie den Usbeken so verlegen an, dass dieser vermutete, was vorging.

Obwohl ihn die Vorstellung aufwühlte, stellte er im Verlauf des Nachmittages fest, dass außer ihm niemand etwas zu ahnen schien, weder Annas Zimmergenossinnen noch Wassili, was ihn, trotz seiner inneren Qualen, erleichterte. Er wollte nicht, dass sie zum Objekt studentischen Tratsches wurde, aber noch weniger wollte er, dass sie sich mit dem Architekten einließ.

Lausitz, Neujahrstag 1960

„Chruschtschow und Eisenhower werden sich treffen.“

Wolf blickte vom „Neuen Deutschland“ auf und machte kein so zuversichtliches Gesicht, wie die auf der Titelseite abgebildete Familie. Sibylle, die an der Längsseite des Küchentisches saß, trank einen Schluck Kaffee und fragte:

„Was steht denn sonst noch in der Zeitung?“

„Wie immer am ersten Januar: ‚Ihnen allen Prosit Neujahr‘, das ist die Neujahrsbotschaft von Pieck an die Bürger der beiden deutschen Staaten. ‚DDR grüßt die Sowjetunion.‘ ‚Glückwunsch der UdSSR für die DDR.‘ Die üblichen Phrasen. Beunruhigend finde ich die Beteuerungen des Friedenswillens.“

„Was denn zum Beispiel, lies mal vor.“

„Pieck schreibt: *‚Ihnen allen, liebe Mitbürger in der Deutschen Demokratischen Republik, liebe Freunde des Friedens in Westdeutschland und Westberlin, ist klar, welche große Bedeutung angesichts der gefährlichen, den Frieden bedrohenden Entwicklung in Westdeutschland und in Westberlin die konsequente Politik unserer Republik zur Erhaltung und Festigung des Friedens besitzt. Ich bin zutiefst überzeugt davon, daß auch immer mehr Menschen im Westen Deutschlands den grundlegenden Unterschied zwischen unserer Friedenspolitik und der von der Bonner Regierung vertretenen Politik des kalten Krieges verstehen werden.‘*“

„Drüben werden sie die Schuld nur hier sehen.“

Wolf blätterte nach hinten:

„Auch im Kulturteil ist ein großer Artikel über Wett-rüsten und Abrüsten, die Gefahr eines Atomkriegs.“

„Glaubst du, dass es noch einmal Krieg gibt?“

„Ich weiß es nicht, aber wenn, dann bleibt von Deutschland nichts mehr übrig. Weder die Amerikaner noch die

Russen wollen einen Atomkrieg auf ihrem Boden. Wenn, dann führen sie ihn hier.“

Sibylle sah ihn an:

„Dann ist Anna in Leningrad vielleicht besser aufgehoben als hier.“

„Vielleicht.“

„Was sollen wir machen, Wolf?“

„Bylla, ich weiß es nicht. Ich denke jeden Tag darüber nach, aber ich weiß es noch nicht.“

„Sie kommt Ende Juli zurück?“

„Ja, in ihrem letzten Brief schrieb sie, dass sie ihren Abschlussbericht Mitte Juli an der Universität abgeben muss, und dann ein, zwei Wochen später zurückkommt.“

Wolf faltete die Zeitung zusammen und legte sie an den Rand des Tisches, während Sibylle das Frühstücksgeschirr zusammenstellte.

„Weißt du, dass wir jetzt schon fünfzehn Jahre hier leben?“

Er sah sie an und nickte, fragte sich, wie es in Köln jetzt wohl aussah und erwiderte:

„Anna hat weit mehr als die Hälfte ihres Lebens in der DDR verbracht.“

Seine Frau stand auf und griff mit beiden Händen die zusammengestellten Teller.

„Leider. Wie mag sie Sylvester gefeiert haben? Was wird sie wohl heute machen?“ überlegte sie laut.

Wolf zuckte die Schultern:

„Lange schlafen wahrscheinlich.“

Leningrad, Neujahrstag 1960

Im Park des Michaelspalastes trafen sie sich am späten Vormittag. Iwan ging ihr mit großen, ruhigen Schritten entgegen. Anna sah ihn auf sich zukommen und beschleunigte mit klopfendem Herzen die eigenen Schritte. Sie streckte ihm strahlend die rechte Hand entgegen, die er mit beiden Händen umfasste und dabei prüfend ihr Gesicht fixierte:

„Sie haben wohl gestern ausgiebig gefeiert?“, fragte er lächelnd.

„Mehr als das, ich glaube, ich habe noch nie so viel getrunken.“

„Wodka?“

Sie nickte.

„Dann brauchen Sie jetzt erst einmal Bewegung an frischer Luft, sofern man diese Ofenluft des winterlichen Leningrads als frisch bezeichnen kann.“

„Ich kenne das aus Berlin. In meinem Heimatort in der Lausitz ist die Luft auch im Winter sauber.“

„Anna, ich war die letzten zehn Tage in Karelien und kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie wunderschön es dort ist. Ich war zum ersten Mal im Winter dort und es hat mich trotz der eisigen Kälte und den Schneemassen bezaubert.“

„Karelien, das ist die Landschaft nördlich von Leningrad?“

„Ja, dort besitze ich eine Datscha, in der ich meistens den ganzen Sommer verbringe.“

Er sah so gut aus in seinem grauen Mantel und der Pelzmütze. Iwan nahm ihre Hand und fragte:

„Wollen wir hier ein wenig durch den Park spazieren oder sollen wir bis zur Newa gehen?“

„Ehrlich gesagt, reicht mir der Park, denn ich bin schon den gesamten Weg hierher gelaufen.“

Iwan zog die Stirn in Falten:

„Den gesamten Weg vom Wohnheim bis hierher?“

„Ja.“

„Und Sie sehen trotzdem noch so verknittert aus? Wie viel Wodka haben Sie denn gestern getrunken?“

„Wir hatten eine wunderbare Feier – durch die Reise nach Moskau sind wir uns alle sehr viel nähergekommen. Manche haben sich ineinander verliebt und andere sind gute Freunde geworden.“

„Wer hat sich in Sie verliebt, Anna?“

Errötend schaute sie zu Boden und antwortete zögerlich:

„Ahmad.“

„Der Usbeke?“

„Ja.“

Er legte seine Hand kurz auf ihren Rücken und sagte:

„Kommen Sie, machen wir einen kurzen Spaziergang.“

Ihre Augen streiften den Michaelspalast, hinter dessen Fassade sie all die wunderbaren Gemälde wusste. Iwan betrachtete sie von der Seite und war unsicher, was er tun sollte. Die junge Frau, die da neben ihm ging, war offensichtlich furchtbar verkatert, aufgewühlt und nicht vollkommen zurechnungsfähig. Aber natürlich wäre sie in diesem Zustand nicht zu der Verabredung gekommen, wenn sie ihr nicht wirklich wichtig wäre. Doch dann drängte sich ihm die Erscheinung dieses Usbeken auf, eines sehr gut aussehenden Mannes, der rund zwanzig Jahre jünger war als er selbst. Andererseits, sie war ja hier.

„Hat Ahmad Ihnen seine Liebe gestanden?“

Sie blickte ihn überrascht an und erwiderte dann zögerlich:

„Nein, aber er deutete es mehrmals an und erhoffte sich dabei eine ermutigende Antwort. Das war klar zu erkennen.“

„Die sie ihm offenbar nicht gegeben haben. Warum nicht?“

Anna blieb stehen und sah ihm in die stahlblauen Augen, deren Pupillen zu stecknadelkleinen Punkten geschmolzen waren.

„Das fragen Sie?“

Er blieb scheinbar ungerührt, aber rückte mit der rechten Hand seine eigentlich tadellos sitzende Pelzmütze zu recht. Anna sah ihn hilflos an und hob dann die Arme, die er blitzartig umfasste und nach unten drückte.

„Anna, ich bin zwanzig Jahre älter als Sie.“

„Warum sind Sie dann heute gekommen?“

Noch immer hielt er ihre Arme in fester Umklammerung und antwortete, festentschlossen, ihr die Liebeserklärung zu entlocken:

„Weil ich mir über Ihre Absichten nicht im Klaren bin, weil ich nicht weiß, was Sie wirklich wollen.“

Anna versuchte nicht, ihre Arme zu befreien, sondern lehnte sich einfach an seine Brust und sagte leise:

„Doch das wissen Sie genau. Ich habe mich in Sie verliebt.“

Er ließ Annas Arme los, umschlang ihre Taille, nahm ihr Gesicht in beide Hände und küsste sie, vorsichtig sanft, so dass sie meinte, den Boden unter den Füßen nicht mehr zu spüren. Ihre Berührungen waren genauso zart wie seine. Beide hielten ihr leidenschaftliches Drängen zurück, so gut sie es vermochten, bis sie in Iwans Wohnung ankamen.



Iwan erwachte sehr früh und schaute orientierungslos und ungewohnt beglückt zum Fenster. Dann kam die Erinnerung und er drehte den Kopf nach hinten und sah Anna. Sie lag tatsächlich neben ihm, es war kein Traum gewesen. Tief ein- und ausatmend ließ er seinen Körper in die Rückenlage gleiten und dachte an die vergangene Nacht. Nach einer Weile stieg er langsam und vorsichtig aus dem Bett, denn Anna sollte ausschlafen. Er ging zum Schreibtisch, nahm eine Zigarette, zündete sie an und öffnete das Fenster. Es war noch so früh, dass kein Lärm ihren Schlaf stören würde, und er blies den Rauch des ersten Zuges in den eiskalten Nachthimmel über der Fontanka, einen klaren Sternenhimmel – nicht zu vergleichen mit dem über Karelien, aber dennoch schön. Er drehte sich um und schaute auf das Bett, wo Anna lag, von den Füßen bis kurz unter den Bauchnabel zugedeckt, und darüber nackt, entspannt, vertrauensselig und mit dem offenen Haar wunderschön anzusehen. Sofort schloss er das Fenster, ging zu der Schlafenden und deckte sie bis zum Hals zu.

Er setzte sich an den Schreibtisch, beendete einen Bauplan und ging, als Anna begann, sich zu bewegen, in die Gemeinschaftsküche der Kommunka und bereitete ein Frühstück. Es herrschte dort reger Betrieb, aber man ließ ihn, an seine Wortkargheit gewöhnt, in Ruhe. Nur die direkte Nachbarin, Marja Iwanowna, eine alte Witwe, legte ihm zwei frische, mit Marmelade gefüllte Piroggen aufs Tablett und sagte:

„Iwan Iwanowitsch, Sie brauchen eine Frau. So allein kann ein Mann auf die Dauer doch nicht leben.“

Er grinste, nahm das Tablett hoch und erwiderte:

„Danke, ich werde darüber nachdenken.“

Als er sein kleines Privatreich wieder betrat, sah er, dass Anna immer noch schlief, stellte das Tablett auf den

Tisch, zählte leise die Stunden, die sie geschlafen hatte und befand sie als ausreichend. Als er sich dem Bett näherte, fühlte er so viel Liebe und Leidenschaft, dass er einen Moment stehenblieb. War es, war *sie* das wirklich wert? Aber dann übermannte ihn wieder die vorangegangene Nacht und er setzte sich auf den Bettrand, umfasste Annas Schulter und flüsterte:

„Anna, wach auf.“

Sie bewegte sich leicht und schlief weiter.

Er verstärkte den Druck auf ihre Schulter und sagte lauter:

„Anuschka, es gibt Frühstück.“

Annas Kopf wandte sich ihm zu und sie öffnete verwirrt die Augen.

„Was hast du gerade gesagt?“

„Anuschka.“

Er lächelte, nahm sie in seine Arme und wiederholte leise:

„Anuschka.“

Sie erwiderte überwältigt seine Umarmung und zog ihn zu sich. Seit Wladimirs Abreise aus Deutschland hatte sie nie wieder jemand so genannt.

Leningrad, Frühherbst 1960

Oberst Wereschtschagin saß zurückgelehnt in seinem Stuhl, streckte die Beine unter dem Schreibtisch aus und verschränkte die Arme vor der Brust, trennte sich zum ersten Mal seit Beginn des Verhörs physisch und mental von der vor ihm liegenden Akte. Er behielt diese entspannte Haltung auch, nachdem Iwan mit seinem Bericht über die Architekturführung durch Leningrad zu Ende war.

„Genosse Schischkin, wollen Sie mir noch mehr über ihre Beziehung zu Anna erzählen?“

Die Stimme des KGB-Offiziers klang nicht ironisch und Iwan wollte unbedingt wissen, worauf der Mann abzielte, was vorgefallen war. Er antwortete nicht, sondern stellte eine Gegenfrage:

„Was genau wollen Sie wissen, Genosse Oberst?“

Wereschtschagin seufzte und legte seine Unterarme auf die Lehnen seines Stuhles. Erst nach weiteren Augenblicken des Schweigens fragte er:

„Gibt es nicht genug attraktive russische Frauen? Warum verliebten Sie sich zweimal in Ausländerinnen?“

Iwan sah den Oberst verdutzt an. Natürlich sah man es nicht gerne, vor allem nicht in stalinistischer Zeit, aber auch jetzt noch nicht, wenn Sowjetbürger enge Kontakte zu Ausländern hatten, aber welche Antwort erwartete der Mann von ihm? Sollte er ihm versichern, dass er keine subversiven Kontakte ins Ausland knüpfen wollte, dass er sich nicht mit Spioninnen eingelassen hatte, oder wollte er eine persönliche, individuelle Antwort?

„Genosse Wereschtschagin, ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.“

„Ganz einfach: Stellen Sie sich vor, ich wäre nicht Offizier des KGB, sondern ein Bekannter, ein Freund, der sie

einfach fragt, woran es Ihrer Meinung nach liegt, dass Sie die einzigen beiden wichtigen Liebesbeziehungen Ihres Lebens mit ausländischen Frauen hatten.“

„Warum interessiert Sie das?“

„Weil Sie durch die Heirat mit einer Finnin Ihrer beruflichen Laufbahn endgültig Grenzen setzten. Sie sind der Sohn eines Weißgardisten. Ihr Vater starb im Bürgerkrieg und Ihre Mutter wurde verhaftet. Sie hatten also ohnehin keine guten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Karriere und allen Grund, sich möglichst unauffällig und konform zu verhalten.“

Iwan blickte wieder zu der einzigen Lichtquelle des Raumes, dem links von ihm gelegenen Fenster, und fragte sich, ob es irgendetwas gab, was der russische Geheimdienst nicht von ihm wusste. Die Meinung des Oberst über seine Karriere teilte er nicht. Als Stalin in den dreißiger Jahren seine gigantischen Bauprojekte verwirklichen ließ, war er selbst gerade mit dem Studium fertig und noch viel zu jung gewesen, um als Architekt daran teilzuhaben. Dann kam der Krieg und danach spielte er bei der Restaurierung Leningrads durchaus eine Rolle, genauso wie bei dem einzigen größeren sowjetischen Prestigeprojekt der Nachkriegszeit, dem Bau der Metro. Seitdem entwarfen die meisten Architekten nur noch Chruschtschowki.

Dann dachte er über die Frage Wereschtschagins nach, die erste wirklich interessante Frage dieses Verhörs. Interessant deshalb, weil er sie sich selbst noch niemals gestellt hatte, sie aber im Grunde so naheliegend war. Die beiden großen Lieben seines Lebens waren Ausländerinnen gewesen, etwas, das er als Schicksal, als zufällig und nebensächlich betrachtet hatte, aber das war es wohl doch nicht. Und plötzlich ging ihm auf, dass er in beiden die Bestätigung für seine Vaterlandsliebe gefunden hatte, die er

in endlosen, selbstquälerischen inneren Disputen immer wieder in Frage stellte. Sie bestätigten ihn in seinem letztlich rückhaltlosen Festhalten an der Sowjetunion, wobei es eigentlich um Russland ging, während alles andere nur als Erbe des Zarenreiches oder des Großen Vaterländischen Krieges wie selbstverständlich dazugehörte. Er zog die Stirn in Falten. Stimmt das wirklich? Nein, wenn er ehrlich war, erfüllte ihn die Rolle der Sowjetunion als Weltmacht mit Stolz. Es war nicht nur Russland. Aber dieses Russland war der Kern, es war das, womit er sich restlos identifizierte, und es war nicht die Teilrepublik der Sowjetunion, sondern das alte, das zaristische Russland, das er verehrte.

Iwan zögerte und antwortete dann:

„Weil sie beide, Lahja und Anna, Russland so sehr liebten, weil sie beide die russische Kultur und Sprache verehrten, beinahe kritiklos, nein – eigentlich vollkommen kritiklos.“

Der Oberst blickte überrascht und sein Blick streifte nun doch wieder die Akte, während Iwan in Gedanken versank. Er hatte die Wahrheit gesagt, aber nicht die ganze. Es stimmte, sie liebten vorbehaltlos die russische Kultur, aber sie liebten auch ihn. Sie liebten ihn als Mann, denn er war attraktiv, aber sie liebten ihn doppelt, weil er auch Russe war. Dieselbe Kritiklosigkeit gegenüber der russischen Wesensart und Kultur übertrugen sie auf ihn, den gutaussehenden, gebildeten russischen Mann. Wie ein Magnet hatte dies auf ihn gewirkt und er wurde dadurch fähig, sich selbst zu verlieben. Bei Anna war es durch den Altersunterschied noch stärker, weil sie zusätzlich auch noch zu dem älteren Mann aufblickte, während er mit der gleichaltrigen Lahja ein Verhältnis auf Augenhöhe gehabt hatte. Immer aber war es ihm wichtig gewesen, diese

gute Meinung über ihn nicht zu zerstören. Er ließ sich mit den Jahren der Ehe nicht gehen und er würde es auch mit Anna nicht tun, nach der er so verlangte, seit sie nach Deutschland zurückgekehrt war.

Wereschtschagin riss ihn aus seinen Gedanken:

„Machten Sie Anna einen Heiratsantrag?“

Finnisches Karelien, Neujahrstag 1960

Der Pfarrer der lutherischen Gemeinde hatte den Feiertagsgottesdienst, das Mittagessen und ein kurzes Schläfchen hinter sich, saß nun an seinem Schreibtisch und schaute abwechselnd auf den Brief des Russen und auf den Stapel mit Pekkas Tagebüchern, letztere ein einzigartiges Zeitdokument über die ausgehenden Jahre der Zarenzeit, die ersten Jahrzehnte des unabhängigen Finnland, den Krieg und die Verzweiflung eines alten Mannes. Vollständig hatte er es gelesen, dieses Tagebuch, und am Ende eine solche Anerkennung, einen solchen Respekt vor dem russischen Schwiegersohn gefunden, dass er die Verpflichtung fühlte, Iwan die Tagebücher zusammen mit der Bibliothek zuzuschicken. Aber dann – welchen Sinn sollte das haben? Iwan verstand kein Finnisch, der KGB würde die Tagebücher beschlagnahmen und lesen, sie am Ende gesäubert als Propaganda verwenden oder, noch schlimmer, vernichten, denn die immer wiederkehrenden Sequenzen über die Zarenzeit waren nur schwerlich ohne logische Brüche zu entfernen. Trotzdem wünschte er, Iwan könne dies alles lesen. Auch er teilte die Russophobie nicht, die die finnische Gesellschaft nach dem Krieg ergriffen hatte, aber er fühlte sich überfordert mit dem Vermächtnis von Pekka – er wusste nicht, was zu tun war. Wenn er die Tageszeitung las, die Artikel über Kuba, über das Wettrüsten, die sich verschärfende Lage zwischen Ost und West, wurde ihm angst und bange. Es konnte doch nicht sein, dass diese Verrückten auf beiden Seiten noch einen dritten Krieg ausfechten würden.

Der Pfarrer knipste das elektrische Licht an, denn es begann schon, dunkel zu werden, schaute auf die Tagebücher und nahm dann Iwans Brief noch einmal in die Hand. Die

gesamte Bibliothek solle er ihm schicken, an das Ethnographische Institut in Leningrad, wo ein Freund von ihm in leitender Position arbeite. Der Pfarrer hatte sich über Knorosow informiert und festgestellt, dass man in Skandinavien mehrheitlich an seine Forschungsergebnisse über diese indianische Schrift glaubte. Das hieß, Iwan besaß zu Hause einen angesehenen Verbündeten. Der Lutheraner schlug mit der Hand auf den Tisch: Er würde trotzdem dafür sorgen, dass die Tagebücher in Finnland publiziert würden. Resigniert schaute er aus dem Fenster – in finnischer Sprache veröffentlicht, damit unbeachtet von der Welt und unzugänglich für Iwan, dem sie so viel zu bedeuten versprochen.

Er seufzte und begann einen Brief an die finnische Akademie der Wissenschaften in Helsinki und bezweifelte dennoch, dass Pekkas Gedanken jemals das Licht der Öffentlichkeit erblicken würden.

Leningrad, Februar 1960

Es klopfte. Oberst Wereschtschagin blickte von seinem Schreibtisch auf und rief:

„Kommen Sie herein.“

„Guten Morgen, Genosse Oberst.“

„Guten Morgen, Arkadi, was bringen Sie?“

„Die Listen von der Büchersendung aus Finnland sind fertig.“

Wereschtschagin streckte die Hand aus und der Oberstleutnant ging zwei Schritte auf den Schreibtisch zu und reichte seinem Vorgesetzten einen Stapel Papier. Der KGB-Oberst verdrehte die Augen:

„So viel?“

„Mehrere Hundert Bücher, die meisten in finnischer Sprache. Sie sind auf den ersten knapp zwanzig Seiten verzeichnet, dann folgen ein paar Seiten mit schwedischen Titeln. Sehr viel Belletristik, aber auch zahlreiche Sachbücher über die Ethnographie Skandinaviens. Die Gutachter waren erstaunt und meinten, das sei eine Bereicherung für das Ethnographische Institut.“

„Sehr erfreulich.“

Wereschtschagin blätterte nach hinten:

„Wie viele Bücher auf Russisch?“

„Die letzten zehn Seiten, Genosse Oberst.“

Er legte den Stapel vor sich auf den Schreibtisch und begann von hinten die Seiten abzuzählen, drehte die Blätter um und überflog das erste.

„Die Klassiker des neunzehnten Jahrhunderts.“

„Ja, Genosse Oberst. Es handelt sich um eine umfangreiche, annähernd vollständige Sammlung des russischen Realismus – angefangen bei Puschkin und Gogol – sehr ungewöhnlich für eine ausländische Privatbibliothek, möchte ich meinen.“

Wereschtschagin blickte auf:

„Das war auch eine ungewöhnliche Familie.“

Er überflog die folgenden Seiten und fragte dabei:

„Keine verbotenen Bücher, Arkadi?“

„Doch, Genosse Oberst, auf der letzten Seite finden Sie ein paar Titel, die im Ausland erschienen.“

Der Oberst las diese Seite ganz und murmelte zwischendurch vor sich hin:

„Der junge Nabokow, natürlich, alias Vladimir Sirin, ... Majakowski, ... natürlich Kuprin und Ossorgin, ...und als letzter Pasternak.“

Er legte die Seite auf den Schreibtisch.

„Ich hätte mehr an verleumderischer Literatur erwartet.“

„Wie sollen wir verfahren, Genosse Oberst, die Titel der letzten Listenseite konfiszieren?“

Wereschtschagin schaute einige Momente nachdenklich durch Arkadi hindurch.

„Nein, lassen Sie alles wieder sorgsam einpacken, und schicken Sie die Kisten ans Ethnographische Institut. Schischkin soll alle Bücher bekommen.“

Der Oberstleutnant ließ sich seine Überraschung nicht anmerken.

„Wie Sie befehlen, Genosse Oberst.“

„Und, Arkadi – bevor Sie die Kisten abschicken, vereinbaren Sie mit dem Genossen Knorosow einen Termin, wann die Kisten in Ihrer Gegenwart geöffnet werden sollen.“

Der Oberstleutnant sah seinen Vorgesetzten fragend und ratlos an.

„Verlassen Sie den Termin zwischendurch unter irgendeinem Vorwand für eine gute halbe Stunde.“

„Jawohl, Genosse Oberst Wereschtschagin.“

Nachdem Arkadi das Büro verlassen hatte, nahm der KGB-Oberst noch einmal die Seiten mit den russischen Titeln in die Hand. Seine Augen überflogen nochmals die Namen und er war sicher, dass Pekka und Hilja diese Bücher gelesen hatten. Ein finnisches Ehepaar voller Liebe zur russischen Literatur, ein finnisches Ehepaar, das in seinen Akten als bürgerlich und konterrevolutionär geführt wurde, gesegnet mit einer Tochter, die für ihn gearbeitet hatte – widerwillig, erpresst, aber sie hatte in seinen Diensten gestanden und Schischkin nichts davon gewusst. Wereschtschagin blickte auf, suchte mit den Augen das Fenster und wusste nicht, ob er Stolz oder Scham empfinden sollte. Es waren solche Familiengeschichten, die ihn manchmal anrührten, zweifeln ließen.

Leningrad, Mai 1960

„Wo willst du hin, Ahmad?“

Der Usbeke blickte Wassili nur kurz an und dann vor sich auf den Boden:

„Ich bin mit Anna verabredet, wir fahren nach Puschkin hinaus, zum Katharinenpalast.“

Diesmal war Wassili ernst, nicht ironisch, nicht flapsig, sondern ehrlich besorgt:

„Ahmad, lass die Hände von diesem Mädchen. Sie kommt nächtelang nicht nach Hause, sie führt einen unmoralischen Lebenswandel, sie ist verdächtig.“

Ahmad sah Wassili direkt in die Augen:

„Was weißt du? Warum ist sie verdächtig?“

„Ich weiß nicht mehr als du, nämlich dass sie nicht immer im Wohnheim schläft und dass sie eine Affäre mit irgendjemandem hat.“

Ahmad überlegte, was er erwidern sollte, wie er Anna helfen könnte, ohne sich selbst zu kompromittieren. Warum wollte er ihr überhaupt helfen? Warum, in Gottes Namen, ließ er sich überhaupt in diese Angelegenheit hineinziehen? Weil er verliebt war ... So unglücklich verliebt, wie er es in Romanen gelesen und bis zum jetzigen Zeitpunkt für übertrieben, eigentlich für unmöglich gehalten hatte. Diesen Schischkin hasste er, aber gleichzeitig bewunderte er ihn, weil ihm das gelungen war, was er selbst nicht vermocht hatte: Annas Liebe zu gewinnen. Sie war ihren Gefühlen gefolgt, aber ihm, Ahmad, nach wie vor verbunden, vertraute ihm, betrachtete ihn als Freund. Nein, er würde sie nicht verraten.

„Wassili, ich weiß nicht, was Anna macht, es ist mir auch gleichgültig, denn sie ist ganz auf der Linie der kommunistischen Partei. Und das ist doch wohl das Wichtigste, oder?“

„Die sozialistische Frau hat aber auch eine moralische, eine sittliche Verpflichtung.“

Ahmad wagte sich nun doch vor:

„Ja, aber ist es eine moralische Verfehlung, wenn eine Deutsche sich in einen Russen verliebt?“

Wassili sah ihn scharf an:

„Ein Russe? Du weißt also, wer es ist?“

„Nein. Aber das ist auch nicht wichtig, denn es geht uns nichts an. Es geht niemanden etwas an. Sie ist politisch vollkommen unverdächtig, sie macht ihre Arbeit, ist sogar besonders fleißig. Ihr Privatleben sollte uns gleichgültig sein.“

Wassili zuckte mit den Schultern:

„Du jedenfalls siehst nicht so aus, als ob es dir gleichgültig ist.“



Sie liefen durch den Park, Anna glücklich wie noch nie zuvor in ihrem Leben, und gleichzeitig schuldbewusst, ohne irgendeine Schuld erkennen zu können. Ahmad unglücklich und sich immer wieder sagend, dass niemand Schuld daran hatte, aber es fiel ihm unendlich schwer. Nein, er hasste ihn nicht, diesen Schischkin, er beneidete ihn, fragte sich immer wieder, was dieser Mann hatte, das ihm selbst fehlte. Nachdem sie lange schweigend und in die eigenen Gedanken versunken nebeneinander hergegangen waren, fragte er:

„Sollen wir uns setzen?“, und wies auf eine Bank mit Ausblick auf einen großen Teich.

Anna setzte sich und sagte:

„Ahmad, es tut mir leid. Aber ich kann nicht anders.“

Er ließ sich neben ihr auf der Bank nieder und erwiderte:

„Ich weiß, ich hätte an deiner Stelle vielleicht dieselbe Wahl getroffen.“

Sie sah ihn kurz fragend an, aber blickte dann mit enttäuschten Augen auf das Wasser:

„Glaubst du wirklich, dass ich aus Berechnung handle?“

Sie wandte ihm die Augen wieder zu.

„Welchen Vorteil verfolge ich, deiner Meinung nach?“

Er dachte an sein Gespräch mit Wassili zurück und versank dann kurze Zeit in widersprüchliche Gedanken und Gefühle. Sie hatte sich einfach in diesen Mann verliebt, er wusste es, wollte es aber nicht wahrhaben, dass sie ihm diesen zwanzig Jahre älteren Mann vorzog. Und genauso wusste er, dass es keine Berechnung war, sondern dass sie in Iwan Iwanowitsch Schischkin etwas suchte und zu finden glaubte, vielleicht sogar etwas fand, was ihm selbst fehlte. Mit Blick auf den Teich sagte er leise:

„Nein, Anna, ich verurteile dich nicht, aber ich verstehe es einfach nicht.“

Anna kämpfte mit sich. Sie war Ahmad keine Rechen-schaft schuldig, aber er war ihr Freund und sie wollte, dass er begriff, dass es nicht an ihm lag. Sollte sie ihm wirklich ihr Innerstes offenbaren? Konnte sie ihm soweit vertrauen? Noch einen Moment zögerte sie, schaute dann in seine hellbraunen Augen und fragte:

„Hast du eine Erinnerung an Repins Bild ‚Unerwartet?‘“

Leicht den Kopf schüttelnd erwiderte er ihren Blick.

„Es ist das Bild aus der Tretjakow-Galerie, auf dem die Rückkehr eines Mannes zu seiner Familie dargestellt wird.“

„Ja, doch, ich erinnere mich an diese schreckgeweiteten Augen eines kleinen Mädchens.“

Anna holte tief Luft. Nach einem weiteren Moment des Zögerns begann sie zu reden, erzählte ihm ihre ganze Geschichte: die Bombennächte, den Verlust der Brüder, die Evakuierung in den Osten Deutschlands, die Abwesenheit des Vaters, die Beziehung zu Wladimir und die Rückkehr des Vaters. Ahmad hörte schweigend zu und dachte zwischendurch manchmal an seine eigene abgeschirmte und behütete Kindheit, wohl ein seltener Glücksfall in seiner Generation. Überrascht hörte er von den Gefühlen eines zehnjährigen Mädchens zu einem russischen Besatzungsoffizier nach dem Krieg. Am Ende liefen ihr Tränen über das Gesicht und Ahmad nahm ihre Hand.

Sie half ihm mit dieser Offenheit, diesem Vertrauensbeweis. Die Selbstzweifel wurden zerstreut.

„Weiß er auch davon?“

Anna nickte.

Russisches Karelien, Mai 1960

Iwan umklammerte die Ruder und tauchte sie rhythmisch ins Wasser, bis er die eigene Verkrampfung fühlte, die Ruder ins Boot zog und tief durchatmete, den Blick auf die Datscha gerichtet. Warum war er so angespannt? Warum schob sich dauernd dieser usbekische Student in seinen Kopf? Warum gelang es ihm diesmal nicht, gedankenlos in der Stille Kareliens zu versinken? Der Himmel war bedeckt, grau, und genauso grau wirkte das Wasser des Sees, aber das Wetter war nicht die Ursache für seine Stimmung, sondern passte einfach dazu – ein trüber Tag, der trübe Gedanken untermalte. Er streckte die Beine aus und ließ den Blick auf den Schilfgürtel des Sees gleiten. Die neuen grünen Halme des Frühlings verdrängten zunehmend die gelben, strohigen des letzten Jahres, die Natur erwachte zu neuem Leben. War es Eifersucht, die ihn bewegte? Nein, er war sich Annas Gefühlen sicher, sehr sicher sogar. Genau wie er, hielt sie es kaum einen Tag aus, ohne dass sie sich sahen. Es war tatsächlich das erste Mal, dass sie sich für eine knappe Woche getrennt hatten, und er vermisste sie, fragte sich, was sie machte, wenn sie nicht über ihren Büchern saß oder die Gemälde im Russischen Museum studierte. Auch sie vermisste ihn, daran zweifelte er nicht.

Der Altersunterschied nagte an ihm. Er fragte sich, wie lange das alles so bleiben würde – zehn Jahre, fünfzehn Jahre? In dem Moment wehte ein Windstoß über den See und das Schilf bog sich rauschend zur Seite. Iwan lächelte plötzlich und fragte sich, ob er verrückt war. Zehn Jahre – wäre das nicht wunderbar? Welches irdische Glück dauerte so lange? Und er saß hier und verlangte nach einer Garantie für ewige Seligkeit. Er entspannte sich, griff noch

immer lächelnd zu den Rudern und ließ sie ins Wasser gleiten. Der ganze Sommer lag vor ihnen, der ganze lange Sommer und es würden helle, sonnige Tage kommen, nicht wolkenverhangen wie dieser.

Russisches Karelien, Sommer 1960

Anna drehte sich von einer Seite auf die andere, öffnete die Augen, sah wie jeden Morgen das offene Fenster und lauschte in die Stille. Nach ein paar Minuten stand sie auf, ging die wenigen Schritte zum Fenster und blickte auf den See. Das Boot war fort. Wie lange mochte er schon draußen sein? Jeden Morgen fuhr er allein hinaus und ging durch den Wald. Beim Aufstehen war er so leise und vorsichtig, dass er sie noch kein einziges Mal geweckt hatte. Sie bat ihn auch nicht, sie zu wecken, sie mitzunehmen, den Spaziergang mit ihr zu teilen, denn sie wusste selbst, dass man den Wald nur dann wirklich spürte, wenn man allein war. Sie liebte ihn und sie fühlte einen Respekt ihm gegenüber, wie sie ihn noch keinem anderen Menschen entgegengebracht hatte. Sehr nahe waren sie sich gekommen in den letzten Monaten, aber die Nähe vermochte ihre Achtung vor seiner Intelligenz, Reife und Überlegenheit nicht zu schmälern. Die Vertrautheit zwischen ihnen war niemals plump, und obwohl sie über keine anderen Erfahrungen verfügte, wusste sie, dass sie beide eine seltene Kostbarkeit verband, die einem höchstens einmal im Leben geschenkt wurde, und die sich die meisten Menschen wohl gar nicht vorstellen konnten. Noch immer blickte sie gebannt auf den See, bis sie den morgendlichen Hunger spürte.

Nach dem Frühstück zog sie ihr Nachthemd aus, legte sich ein Handtuch um und ging auf den Steg hinaus. Die Wasserfläche und der Wald waren in Sonnenlicht getaucht und ab und zu ging ein leiser Luftzug durchs Schilf, ein anschwellendes und wieder abschwellendes leises Raunen und Rauschen. Sie setzte sich an den Rand des Steges, ließ die Beine ins kalte Wasser baumeln und brauchte

wie immer eine Weile, bis sie sich zu dem morgendlichen Vollbad entschließen konnte. Sie schaute verträumt aufs Wasser, auf die Bäume ringsum, immer wieder ins Schilf, aus dem manchmal die blauen Libellen auftauchten, ihren ganz eigenen Tanz über der Wasseroberfläche aufführten. Dann schweifte ihr Blick wieder auf den Wald des gegenüberliegenden Ufers und sie stellte sich vor, wie er seine Runde drehte – allein, in Gedanken versunken, stumm wie die Bäume. Selbst wenn er neben ihr lag, war er manchmal einsam, und sie war froh, wenn er sie anlächelte und damit zu ihr zurückkehrte.

Anna zog das Handtuch von ihrem Körper auf den Steg und ließ sich ins Wasser gleiten. Nach einigen Schwimmgängen empfand sie die Kälte nicht mehr, legte sich auf den Rücken, nur noch die Beine leicht bewegend, und schaute in den Himmel, dessen kräftiges Blau nur hier und da von weißen Wolken unterbrochen wurde. Noch zwei Wochen, sie schloss die Augen. Jeden einzelnen Tag würde sie genießen, so, wie sie es Iwan versprochen hatte, kein Schatten sollte auf diesen Sommer fallen, ihren karelistischen Sommer.



Er dehnte seine Wanderung an diesem Morgen länger aus, studierte das Licht in all seinen Variationen. In den Kronen der Laubbäume schimmerten die Blätter grün, bei manchen Birken noch leicht rötlich. Sie tanzten und zitterten bei jedem Windhauch, während die Farben sich im Sekundentakt veränderten. Unter den Laubbäumen war es auch erdnah unruhig, denn die Lichtspiele der vom Wind bewegten Zweige und Blätter drangen bis auf den Waldboden. Ruhe fanden die Augen an den leuchtenden

Stämmen der Kiefern, die das Licht ungefilterter einließen, bis hinunter auf den moosigen Boden, einen strahlend hellgrünen Teppich.

Weit entfernt von allem Weltlich-Menschlichen war diese Landschaft, am Rande der Zivilisation, unverletzbar, unerreichbar fühlte Iwan sich hier. Nur wenn er stehenblieb, nicht mehr in Bewegung war, drängte sich in sein Bewusstsein, dass Karelien eine zwischen Russland und Finnland geteilte Landschaft war, Russland ein Teil der Sowjetunion und die Sowjetunion Hauptakteur in einem erdumspannenden Konflikt. Sie waren wahnsinnig, hüben wie drüben. Schon der letzte Krieg hatte ihm gezeigt, dass es keine Schutzzonen mehr gab, alles umkämpft war, auch die abgelegensten Winkel, und seine Lebenserfahrung nährte die Desillusionierung: Er würde dieses Glück nicht festhalten können, es gab auf diesem Erdball kein dauerhaftes Glück. Er strich sich mit der Hand durch die Haare. Unsinn, Anna lebte in derselben politischen Sphäre wie er selbst, sie würde wiederkommen. Er hatte seine Eltern verloren, später Lahja, genug, um dieses ungewöhnliche Glück zu verdienen. Seine Augen schweiften durch die sommerlich helle Wildnis, hinauf in die Baumkronen und die blaue Unendlichkeit darüber. Dann setzte er wieder einen Schritt vor den anderen, glaubte an diesem Morgen den lichten Verheißungen im Land der ungestörten Vögel.



Sie saß auf der Veranda, vertieft in eine Erzählung Gogols, als sie das vertraute Geräusch der ins Wasser tauchenden Ruder hörte. Ein Gefühl durchströmte sie, wie sie es vor Iwan nicht gekannt hatte. In dem graublauen,

verwaschenen Beschmet, über dessen Stehkragen ihr sein braungebranntes Gesicht entgegensah, erschien er ihr wie das Idealbild des Mannes an sich, und Anna wünschte sich, malen zu können – ein Portrait von der Einfühlung Repins in einer Landschaft, von der Wirklichkeitsnähe Schischkins.

Am Steg angekommen stieg er barfuß aus dem Boot. Die Schuhe ließ er dort, sie trug er nur im Wald. Er machte das Boot fest und kam dann lächelnd auf sie zu, beugte sich über sie und gab ihr einen Kuss.

„Warst du schon im Wasser?“

Sie nickte. Iwan holte sich eine Zigarette aus der Datscha und setzte sich neben sie.

„Darf ich dir eine kurze Stelle vorlesen?“

„Natürlich, aus welcher Erzählung?“

„Der Newskij-Prospekt.“

Anna zögerte und Iwan lächelte sie, den Rauch nach oben ausatmend, ermunternd an:

„Nun lies schon.“

„Kein irdischer Gedanke erfüllte seine Seele; nicht die Flamme der erdgebundenen Leidenschaft ließ ihn erglühen, nein, er war in diesem Augenblick rein und ohne Makel, wie ein keuscher Jüngling, den noch das ganz unbestimmte, rein geistige Verlangen nach Liebe beseelt.“

Iwan schaute überrascht und auch ein wenig verlegen in Annas Augen, die sich ihm jetzt unsicher zuwandte. Da sie schwieg, fragte er:

„Was möchtest du wissen?“

„Mich interessiert, ob Männer wirklich so empfinden. In einem Roman von Goethe habe ich etwas Ähnliches schon einmal gelesen und die Stelle ist mir wörtlich im Gedächtnis geblieben: ‚Sie ist mir heilig. Alle Begier schweigt in ihrer Gegenwart.‘“

Iwans Verlegenheit verschwand und er schaute lächelnd auf den See. Nach einer Weile antwortete er:

„Verliebtsein und Liebe ist für mich untrennbar mit körperlichem Begehren verbunden.“

Er wandte ihr sein Gesicht wieder zu und sah Erleichterung in ihren Augen.

„Was bewegt dich, Anna?“

„Ich war unsicher, weil ich das zum ersten Mal erlebe. Es gibt viele nette Männer, gutaussehend, sympathisch, intelligent, gebildet. Aber zu keinem fühlte ich mich so hingezogen wie zu dir, und der Unterschied ist eben genau der. Es ist ein so allumfassendes, vollkommenes Gefühl. Ich weiß nicht, wie ich es anders ausdrücken soll.“

Iwan stand auf, zog sie aus ihrem Stuhl in seine Arme und sagte leise:

„Das geschieht nur ganz selten, manchen Menschen begegnet es vielleicht nie.“

Den nächsten Gedanken, der sich nun doch wieder in seinen Kopf schlich, sprach er nicht aus: „Das Leben duldet ein solches Glück nicht dauerhaft.“

Anna schmiegte sich fest an ihn und fragte flüsternd:

„Warum haben wir so viel Glück?“

Er legte ihr sanft den Zeigefinger über die Lippen.

Leningrad, Sommer 1960

Am frühen Abend kam sie mit dem Zug in Leningrad an und fuhr mit der Metro zum Studentenwohnheim. Alles war ruhig und wirkte ein wenig verlassen. Die meisten russischen Studenten verbrachten den Sommer bei ihren Familien oder waren mit Zelten und Rucksäcken in den Kaukasus, den Ural, ans Schwarze Meer gefahren, die ausländischen Gaststudenten längst wieder zu Hause. Agnes war überglücklich nach Polen zurückgekehrt und Olga für einige Wochen nach Kiew.

Anna, froh, das Zimmer für sich allein zu haben und keine neugierigen Fragen über ihre Abwesenheit beantworten zu müssen, packte die wenigen Kleinigkeiten aus, die sie mitgebracht hatte, und las dann noch einmal ihren Abschlussbericht über den kritischen Realismus Ilja Repins und ihre ersten direkten Vergleiche zwischen Repin und Menzel. Die Arbeit gefiel ihr: klar, schnörkellos und, wie Iwan ironisch gesagt hatte, im wahren Geist sozialistischer Ideale verfasst. Morgen würde sie den Bericht abgeben, übermorgen zurück zur Datscha fahren und dann blieben ihnen anderthalb Wochen.

Immer, wenn ihr in letzter Zeit der Gedanke an den bevorstehenden Abschied gekommen war, verdrängte sie ihn, malte sich stattdessen ihr Wiedersehen aus, das sie fest für das nächste Frühjahr planten. Diesmal, seit Wochen zum ersten Mal wieder allein im Studentenwohnheim, gelang es ihr nicht. Andere, lange zurückliegende Abschiede drängten sich in ihren Kopf: Karl, aus dem Fenster eines Zuges winkend, die Uniformmütze in der Hand, Toni, der sich mit Tränen in den Augen von ihrer klammernden Umarmung befreite und Franziska bat, sie festzuhalten, damit sie ihm nicht nachliefe, und Wladi-

mir, der sie irgendwann Wolf in die Arme gedrückt und ihr dann noch ein letztes Mal über den Kopf gestreichelt hatte. Keiner von ihnen war wiedergekommen, nicht die Brüder, nicht der russische Offizier. An Lewin musste sie ebenso einen Moment lang denken, der in den Westen geflohen war und sich deswegen nicht einmal persönlich hatte verabschieden können. Auch Franziska und Ursula waren nicht wiedergekommen. Anna schloss die Augen und beruhigte sich mit dem Gedanken, dass es diesmal ja anders war: Sie fuhr weg, und sie würde zurückkehren.

Nach einer unruhigen Nacht ging sie am nächsten Morgen in die Universität, gab ihre Arbeit ab und verabredete mit dem Professor das abschließende Gespräch und die Übergabe des Zeugnisses für ihren Studienaufenthalt.

Draußen wartete Ahmad auf sie, hatte die Verabredung nicht vergessen. Verlegen lächelte sie ihn an.

„Schön, dich noch einmal zu sehen, Anna. Morgen fahre ich mit dem Zug nach Moskau und übermorgen weiter nach Taschkent. Wenn ich zurückkomme, wirst du nicht mehr da sein.“

Sollte sie ihm sagen, dass sie nächstes Frühjahr zurückkehren, heiraten und dann dauerhaft in Leningrad leben würde? Nein, Iwan hatte ihr eingeschärft, mit niemandem über diese Pläne zu sprechen. Zuerst wollte er die Partei informieren, alle Formalitäten klären und dasselbe sollte sie zu Hause auch tun. Sie legte Ahmad die Hand auf den Unterarm:

„Hast du Zeit, sollen wir nach Puschkin fahren?“

Zögerlich fragte er zurück:

„Zum Katharinenpalast?“

Sie nickte und sah, dass er hin- und hergerissen war, mit sich kämpfte.

„Bleibst du jetzt hier in Leningrad?“

Einen Moment erwog sie zu lügen, denn er fuhr ja morgen weg, doch dann entschied sie sich anders:

„Nein, ich fahre noch einmal zurück nach Karelien.“

Resigniert nickte jetzt er, dann gab er sich einen Ruck:

„Ich muss noch packen, weil ich morgen ganz früh den ersten Zug nach Moskau nehme. Aber“, er kramte in seiner Tasche, „ich habe ein Abschiedsgeschenk für dich.“

Ahmad reichte Anna ein kleines, in Stoff eingepacktes, flaches Rechteck, das sie sofort auswickelte.

„Wie schön, Ahmad“, hauchte sie und starrte auf ein kleinteiliges, feines Mosaik, dessen Steinchen in blau, türkis und grün leuchteten.

„Es ist eines der besten, die ich bisher gemacht habe, ein Motiv aus einer Samarkander Koranschule.“

Sie drückte seine Hand und sagte:

„Danke. Darf ich dir schreiben?“

„Ja, schreib mir, ich werde dir antworten. Ich muss jetzt gehen, Anna, noch ein paar Geschenke für meine Familie auftreiben und dann packen.“

Noch einmal sah er sie mit seinen Bernsteinaugen an, ging dann die Straße hinunter, gefolgt von ihrem Blick. Sie betrachtete gerührt das Mosaik in ihren Händen, wickelte es wieder in den Stoff und steckte es in ihre Tasche. Dann atmete sie tief ein, war froh über diesen freundschaftlichen Abschied, sah dem Usbeken aber doch lange nach, träumte sich für ein paar Augenblicke selbst nach Zentralasien, in das Farbenmeer Wassili Wereschtschagins. Als Ahmad ihren Blicken entschwand, schloss sie die Augen. Alles war nun erledigt und morgen würde sie zurück nach Karelien fahren.

Russisches Karelien, Sommer 1960

Iwan inspizierte die Buchrücken des kleinen Regals in der Datscha. Seit der Ankunft von Pekkas Bibliothek war der russische Realismus auch hier in der Datscha annähernd vollständig vertreten. Alle Bücher, die er nun doppelt besaß, hatte er mit hinaus nach Karelien genommen. Die meisten dieser Autoren hatte Anna schon während ihres Studiums in Deutschland gelesen und ihn gebeten, ihr zwei, drei in der Sowjetunion verbotene Bücher über die Revolution herauszusuchen. Iwan entschied sich für Michail Ossorgins „Eine Straße in Moskau“ und Boris Pasternaks „Doktor Schiwago“ und legte sie auf den Tisch, der unter dem großen Fenster stand. Er setzte sich in den Sessel neben dem Tisch, zündete sich eine Zigarette an und schaute lächelnd auf die beiden Bücher. Wie mochte Knorosow sie vor dem Geheimdienst gerettet haben? Iwan war bei der Öffnung der Kisten nicht anwesend, natürlich nicht, und Juri Walentinowitsch versicherte ihm später, dieser Umstand sei mitentscheidend dafür gewesen, dass er ihm die Vollständigkeit der Bestände habe retten können. Der KGB-Mann habe das Büro ein paarmal verlassen und in dieser Zeit hatte man die verbotenen Werke verstecken können. Knorosow hatte sich als wirklicher Freund erwiesen.

Iwan zog an seiner Zigarette und blickte auf den See hinaus, versuchte sich vorzustellen, dass Anna in zehn Tagen nicht mehr da sein würde. Schon die beiden letzten Tage waren ihm ohne sie lang geworden. Wie war es möglich, dass er einen Menschen so sehr vermisste? Hoffentlich benahm sich Pjotr diesmal nicht wieder so unfreundlich, ja geradezu feindselig ihr gegenüber, schließlich war Natascha schon lange vor seiner Beziehung mit Anna

nach Petrosawodsk gezogen. Er drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus, nahm Ossorgins Buch vom Tisch und begann lustlos darin zu blättern. Als er gerade daran dachte, schwimmen zu gehen, hörte er die Geräusche des ankommenden Pferdegespanns, stand auf und ging zur Tür, die im gleichen Moment aufgerissen wurde. Sie umarmten sich und Iwan drückte Annas Kopf an seine Brust.

„Wanka“, flüsterte sie, ihm von unten in die Augen sehend. Sie war der einzige Mensch, der ihn jemals so nannte, die Großeltern und später Lahja hatten ihm den Kosenamen Wanja gegeben. Er drückte ihr einen Kuss auf die Stirn, schob sie in den Raum und ging hinaus, um Pjotr zu begrüßen. Der schaute genauso mürrisch wie zwei Tage zuvor, als er Anna abgeholt hatte.



Sie sprachen viel über die Revolution in diesen Tagen, denn Anna las Ossorgins „Eine Straße in Moskau“, und erfuhr dadurch zum ersten Mal eine ungefilterte Sicht auf diesen radikalen Bruch, ohne die ideologische Brille der Kommunistischen Partei. Der Henker der Tscheka, Sawalischin, erfüllte sie mit Grauen, das Ende Astafjews mit Trauer und der verkrüppelte Stolnikow mit solchem Entsetzen, dass sie erleichtert war, als es ihm gelang, sich aus dem Fenster zu stürzen. Und sie verstand Grigori, den treuen Burschen des Krüppels, der nun den Weg nach Süden einschlug, in die alte Rus, „auf der Flucht vor dem Neuen in die alte Zeit, der man nachtrauerte, der Hoffnung entgegen – Kinder eines russischen Landes, das für immer untergegangen war.“

Sie sah Iwan fragend an, nachdem sie ihm diesen Satz vorgelesen hatte:

„Waren es tatsächlich viele Menschen damals, die so empfanden?“

„Ich weiß es nicht, Anna, ich war 1917 zwei Jahre alt, aber meine Großeltern empfanden so.“

Iwan sah ihre Bewegung, ja die tiefe Erschütterung, die diese ungeschönte Darstellung der Revolution in ihr auslöste. Er schwieg und fragte sich, ob es richtig gewesen war, ihr dieses Buch zu geben. Die Lektüre riss sie kurz vor dem Höhepunkt ihrer akademischen Laufbahn aus vertrauten, nie wirklich in Frage gestellten Gewissheiten.

„Wanka, glaubst du, es wäre besser gewesen, wenn die Revolution niemals stattgefunden hätte?“

Er lächelte sie an:

„Anna, es ist sinnlos, solche Fragen zu stellen. Die Revolution fand statt und wir werden niemals erfahren, was gewesen wäre, wenn.“

Sie sahen sich sekundenlang in die Augen und dann sagte Iwan:

„Eines ist jedenfalls sehr unwahrscheinlich, nämlich dass eine junge deutsche Frau deiner Generation, aus einer Arbeiterfamilie stammend, in Leningrad ihre Doktorarbeit vorbereitet hätte.“

Schmunzelnd fügte er hinzu:

„Anuschka, sieh es in diesem Licht: Ohne Lenin keine Liebe zwischen uns.“

Sie lachte:

„Du bist ein Zyniker.“

„Ganz und gar nicht, es kommt bei allem im Leben auf den Blickwinkel an.“

Sie beendete das Buch bis zum Nachmittag, während Iwan vor der Banja Holz hackte und stapelte. Anna lag auf einer Decke und betrachtete Iwan, nachdem sie das Buch zugeschlagen hatte. Er trug wieder den verwaschenen

Beschmet und seine ruhigen, gleichmäßigen Bewegungen machten auch sie ruhiger, holten sie zurück in die Gegenwart. Nachdem er das letzte Stück gespalten und aufgestapelt hatte, schlug er das Beil in den dicken Holzklotz und sah sich nach Anna um.

„Wollen wir schwimmen?“

Sie nickte.

Später saßen sie auf der Veranda und tranken Tee.

„Das Buch von Pasternak werde ich nicht mehr schaffen“, sagte sie mit leiser Stimme.

„Ich glaube, fürs Erste hast du mit Ossorgins Roman genug verbotene Literatur zu verarbeiten.“

Sie lächelte ihn an:

„Im Frühling komme ich zurück und im nächsten Sommer, wenn ich wieder hier in Karelien bin, werde ich das Buch lesen.“

„Ja, Anuschka, und dann heiraten wir.“

Den zögernden, zweifelnden Klang in seiner Stimme – in diesem Moment ignorierte sie ihn, wollte ihn nicht hören, aber in ihrem Inneren setzte er sich fest, blieb dort, bis zu dem Moment, als er Bedeutung erlangte.

Leningrad, Sommer 1960

Der Abschied von der Datscha, von Karelien, fiel ihr schwer. Am letzten Abend war sie versucht, ihn zu bitten, den kommenden Morgen im Wald mit ihr zu teilen, aber sie sagte nichts, fühlte, dass sie damit die Harmonie, den monatelangen Gleichklang zwischen ihnen stören würde. Nach dem morgendlichen Bad packte sie ihren Koffer und erwartete danach, auf der Veranda sitzend, seine Rückkehr. Noch einmal nahmen sie ein gemeinsames Schwitzbad in der Banja und schwammen im See. Am Nachmittag fuhren sie mit dem Zug nach Leningrad.

Doch auch die Vorstellung, Iwans Wohnung an der Fontanka nun für Monate nicht mehr zu sehen, drückte sie nieder. Hier hatten sie ihre erste gemeinsame Nacht, anschließend den gesamten Winter verbracht. Ihre Abschlussarbeit über Repin war größtenteils an Iwans Schreibtisch geschrieben worden, die letzte Überarbeitung draußen in Karelien. Sie wollte sich nicht von Iwan trennen, nicht von Leningrad, nicht von Russland. Er half ihr, so gut er konnte, und noch einmal spürte sie seine Überlegenheit und Reife, all das, was ihn von Männern in ihrem Alter unterschied.

„Wenn du im Zug sitzt, Anna, dann denkst du an deine Eltern, an dein zu Hause und an deine Doktorarbeit. Beschäftige dich damit, wie du deine Eltern auf unsere Pläne vorbereiten kannst. Genieße in deiner Heimat den Rest des Sommers und nutze Herbst und Winter in Berlin für deine Arbeit. Du wirst sehen, das nächste Frühjahr kommt schneller, als du es dir vorstellen kannst.“

Sie nahm sich fest vor, nicht zu weinen, auch nicht am Bahnhof.

Zwei Tage vor ihrer Abreise drückte er ihr am Morgen eine teure Flasche Wodka in die Hand und sagte:

„Jetzt gehst du noch einmal ins Russische Museum und verabschiedest dich von Nikolai Sergejewitsch.“

„Wanka, ich möchte lieber den ganzen Tag mit dir verbringen.“

Dann machte sie sich doch auf den Weg, denn Iwan versprach ihr, sie dort nach einer Stunde abzuholen. Leichter Regen, Wind und russische Stimmen, auf die sie heute besonders aufmerksam lauschte, begleiteten sie auf ihrem Weg zum Museum, und dort angekommen, war sie doch froh, Nikolai noch einmal zu sehen. Der alte Mann nahm gerührt die Flasche in Empfang und hauchte ihr zum Abschied einen Kuss auf die Wange.

„Sie werden doch wiederkommen, Anna?“

„Natürlich, Nikolai, schon im nächsten Frühjahr.“

Sie weinte nicht, warf noch einen letzten verträumten Blick auf das Gemälde „Winter“ und ging nach draußen, wo Iwan sie schon erwartete.

Trotz der Regenschauer, die ab und zu niedergingen, unternahmen sie noch einmal einen langen Spaziergang. Vom Russischen Museum gingen sie zur Auferstehungskathedrale, dann bis zum Newskij Prospekt, dem sie bis hinunter zum Schlossplatz und dem Winterpalast folgten. Ein Stück spazierten sie die Newa entlang und Annas Augen suchten auf der anderen Seite die große blaue Kuppel der Moschee.

„Wanka, das war ein wunderbares Jahr.“

Er drückte sie an sich.

Sie trennten sich nicht mehr, bis Anna im Witebsker Bahnhof in den Zug stieg.

„Ich hätte dich so gerne noch einmal im Beschmet und barfuß gesehen.“

Er lachte:

„Nicht in Leningrad, hier müssen es Anzug und Krawatte sein. Nächstes Jahr im Frühling und dann während des gesamten Sommers.“

Nun liefen Anna doch Tränen über das Gesicht. Iwan streckte noch einmal seine Hand nach oben zum offenen Abteifenster und sie berührten sich ein letztes Mal, bevor der Zug anruckte und sich mitleidslos in Bewegung setzte. Sie winkte ihm lange, während er irgendwann bewegungslos nur noch auf den langen Schienenstrang starrte.

Lausitz, Sommer 1960

„Nun erzähl mal, Anna.“

Sie saßen in der Wohnküche am Tisch, Kaffeetassen vor sich, alle drei ein wenig unsicher und nervös. Das Jahr war doch lang gewesen. Schwüle Gewitterluft lag über der Lausitz, so dass Sibylle nicht gewagt hatte, im Garten zu decken. Sie wirkte nervös und fahrig, was untypisch für sie war, und Anna blickte leicht verwundert, als ihre Mutter zweimal beim Nachschenken Kaffee verschüttete. Wolf dagegen erschien ihr so wie immer und zeigte sich auch interessiert an dem, was seine Tochter zu erzählen hatte.

„War man an der Leningrader Universität mit dir zufrieden?“

Anna nickte und trank einen Schluck Kaffee.

„Mein letzter Bericht ist mit ‚Sehr gut‘ bewertet worden. Du kannst die deutsche Version bei Gelegenheit lesen, bevor ich sie im Herbst in Berlin abgebe.“

Wolf rutschte auf seinem Stuhl hin und her, wechselte einen Blick mit Sibylle und antwortete:

„Das werde ich. Am besten, wenn ihr beide weg seid.“

„Was meinst du mit *weg*?“

Sibylle schaltete sich nun ein:

„Wir dachten, dass du und ich für zwei Wochen nach Köln fahren könnten. Vater kann im Moment nicht weg, aber du musst ja erst im Herbst wieder nach Berlin.“

Anna antwortete nicht gleich. Sie schwankte einen kurzen Augenblick, ob sie den Eltern schon von Iwan erzählen sollte, entschied sich dann aber dagegen, nicht gleich am ersten Tag, vielleicht auch erst in ein paar Wochen. Eine Reise in den Westen war keine schlechte Idee, würde sie ablenken und ihr die Trennung von Iwan erleichtern und verkürzen.

„Wann willst du denn fahren?“

Sibylle fragte unsicher zurück:

„Vielleicht schon nächste Woche?“

Wolf ging dazwischen, das schien ihm nun doch zu ungeschickt:

„Lass Anna erst einmal ankommen. Ich denke, ihr könnt übernächste Woche fahren, wenn du überhaupt Lust hast, Anna.“

„Meinetwegen schon nächste Woche, aber was ist mit dem Reiseantrag?“

„Den haben wir schon gestellt, und er ist genehmigt.“

„Auch für mich?“, fragte sie jetzt doch überrascht.

Wolf setzte ein gleichgültiges Gesicht auf und zuckte mit den Schultern.

„Was man hat, das hat man. Wir dachten, wenn du nicht mitwillst, so wird man uns das auch nicht übelnehmen.“

„Doch, ich fahre mit und wie gesagt, von mir aus auch schon nächste Woche.“

„Aber jetzt erzähl doch mal, Anna.“

Wolf lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Anna sah ihn an und dachte, dass Iwan sich nun eine Zigarette anstecken würde, aber ihr Vater hatte noch nie geraucht. Stattdessen stützte er die Hände an der Tischkante ab und sah sie erwartungsvoll an.

Sie erzählte von Leningrad, dem Russischen Museum, dem alten Nikolai, von den Zarenschlössern, ihren Zimmergenossinnen und von Ahmad, alles ungeordnet, wie es ihr gerade in den Sinn kam. Ahmad blieb der Einzige, über den sie länger und ausführlich sprach, ihr Freund und Vertrauter, wie sie den Eltern versicherte. Den Ausflug nach Repino erwähnte sie, die Reise nach Moskau schilderte sie ausführlich und enthusiastisch, nur Iwan erwähnte sie mit keinem Wort. Nicht einmal die Architek-

turführung, denn sie wusste, dass sie sich verraten würde, wenn sie die Begegnung mit ihm auch nur berührte.

„Dieser Ahmad, mit dem du auf dem Friedhof warst, woher stammt der denn?“

Sibylle blickte Anna bei dieser Frage durchdringend und beunruhigt an. Auch Wolf erwartete gespannt ihre Antwort. Anna lächelte. Ihre Eltern, die Deutschland noch niemals verlassen hatten, erschienen ihr nun provinziell. Sie genoss es aber dann doch über Ahmads Restaurierungen, über strahlend bunte Fassaden von Moscheen und Medresen zu erzählen. Den Besuch des Wereschtschagin-Saales in der Tretjakowka schilderte sie so anschaulich und begeistert, dass Wolf sich erhob, eine Falsche Wein öffnete und Anna gezielte Fragen über Usbekistan, Russland und die anderen Studenten stellte. Wolf hörte interessiert zu, Sibylle im wahrsten Sinne des Wortes befremdet.

„Gibt es auch sehenswerte Kirchen in Russland?“, fragte sie.

„Wunderschöne Kirchen, Mutter, aber sie werden nicht mehr als Kirchen genutzt. Eine heißt nach der heiligen Anna, aber drinnen ist jetzt ein Kino.“

„Ein Kino“, echote Sibylle und schüttelte den Kopf.

Anna trank zwei Gläser Wein und bemerkte, dass sie nicht mehr weit davon entfernt war, über Iwan zu sprechen. Es war unmöglich, länger über dieses Studienjahr, über das schönste Jahr ihres Lebens zu erzählen, ohne ihn zu erwähnen. Außerdem fühlte sie jetzt die lange Reise, war erschöpft und verspürte außerdem den Wunsch, mit ihren Gedanken allein zu sein. Sie ging zeitig ins Bett.

Das Gewitter entlud sich am frühen Abend und sie schaute auf die ins Zimmer zuckenden Lichter der Blitze und lauschte dem krachenden Donnern. Die Müdigkeit war jedoch so stark, dass sie irgendwann sowohl das Un-

wetter als auch ihre Gedanken und Gefühle überwältigten und schließlich betäubten. Sie schief ein.

Wolf und Sibylle saßen noch zusammen.

„Anna ist reifer geworden, sie wirkt viel fraulicher als vorher.“

Wolf nickte nachdenklich:

„Ja, sie ist sehr verändert. Sie ist tatsächlich reifer und sie wirkt rundum zufrieden.“

„Warum ist sie so früh ins Bett gegangen?“

„Sie war müde, das kann man ihr nach der Reise nicht verdenken. Aber anscheinend fühlte sie sich wohl in Leningrad“, antwortete Wolf und fragte sich, ob er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Für Sibylle sicherlich, für sich selbst vielleicht, aber für Anna? Er wusste es nicht und dann würde auch alles so schnell gehen.

Sibylle beschäftigte nur ein einziger Gedanke, seit Monaten schon, seit sie ihren Plan fertig hatten: Würde Wolf es schaffen nachzukommen, illegal die grüne Grenze in Thüringen zu überschreiten? Was, wenn er abgefangen würde? Sie wollte zurück ins Rheinland, unbedingt, aber das Risiko trug er allein. Wenn er es nicht schaffte, würde sie niemals mehr Frieden finden, da sie ihn gedrängt hatte, und mit Anna würde es dann noch schwieriger werden.

„Wolf, was, wenn sie dich schnappen?“

„Das werden sie nicht, außer sie haben jetzt schon Verdacht geschöpft. Die Fahrt nach Erfurt wurde von der Partei vorgeschlagen und geplant, ich bin Bürgermeister, Anna war gerade ein Jahr in der Sowjetunion – nein, wir sind unverdächtig.“

„Dein Wort in Gottes Ohr!“



Anna nahm zwar verwundert zur Kenntnis, was ihre Mutter alles einpackte für diese dreiwöchige Reise nach Köln, aber sie war viel zu sehr von ihrer Sehnsucht nach Iwan erfüllt, um alle Anzeichen richtig zu deuten. Eines Mittags, als sie Sibylle dabei beobachtete, wie diese zwei weiße, bestickte Tischtücher auswählte, die sie mit nach Köln nehmen wollte, sagte Anna:

„Man hat den Eindruck, du willst auswandern.“

Sibylle blickte nur einen Moment erschrocken, fasste sich aber sofort und erwiderte in ihrem üblichen, leicht widerwilligen Tonfall:

„Für so etwas hast du ja keinen Sinn, die will ich Franziska schenken.“

Anna erhob sich, griff nach der Tasche, die neben ihr auf dem Stuhl stand und sagte:

„Ich gehe zum See.“

Sibylle, die niemals schwimmen gelernt hatte, murmelte:

„Denk daran, Wasser hat keine Balken.“

Anna schmunzelte, legte ihrer Mutter beim Hinausgehen kurz die Hand auf die Schulter und sagte:

„Lass noch ein paar Sachen hier. Vielleicht heirate ich ja auch mal und brauche eine Aussteuer.“

Sibylle winkte, ohne aufzuschauen, mit der Hand ab.

Anna wanderte zum nahegelegenen See und vergaß dabei die Reisevorbereitungen ihrer Mutter, versank im Kiefernwald Brandenburgs, wobei sie sich vorstellte, in Karelien zu sein, und träumte von Iwan. Sie hörte den Ruf eines Kuckucks, sah die von Wildschweinen aufgewühlten Stellen des moosigen Waldbodens und blickte dann sehnsüchtig durchs Schilf auf das graue Wasser des Sees. Es war bewölkt, die Sonne kam nicht durch an diesem Tag und dennoch lastete eine drückende Hitze auf der

Landschaft. So hatte sie Karelien nicht erlebt. Aber auch hier begegnete ihr an diesem Wochentag kein Mensch. Sie konnte allein schwimmen, am Ufer im Schilf liegen und träumen. Ob Iwan die Formalitäten schon geklärt hatte? Sie selbst würde es erst nach ihrer Rückkehr aus Köln tun. Manchmal war sie versucht, schon vorher mit den Eltern zu sprechen, aber sie entschied sich immer wieder dagegen, scheute die Diskussionen, die es zweifellos geben würde, wenn sie ihre Absicht kundtat, für immer in die Sowjetunion überzusiedeln. Sie wusste, dass sie Wolf überzeugen würde, dass ihr Vater sie verstehen konnte. Sibylle dagegen verfügte über ein ganzes Arsenal an persönlichen und ideologischen Waffen, aber argumentativ war sie ihrem Mann nicht gewachsen. Nein, diesen Kampf würde sie mit Ruhe und Besonnenheit nach der Rückkehr aus dem Rheinland ausfechten.



Drei Tage, nachdem die Frauen fort waren, packte Wolf eine kleine Reisetasche. Zuunterst legte er einen Schlafanzug, dann ging er in Annas Zimmer. Auf ihrem Schreibtisch lag ein Stapel mit Notizkladden, kleinformatig, vollgeschrieben von der ersten bis zur letzten Seite. Er las einige Beschriftungen auf den Deckeln: „Bildbeschreibungen Repin“, „Bildbeschreibungen Menzel“, „Bildbeschreibungen Peredwischniki allgemein“, „Auszüge aus russischen Werken zu Repin“ ... Er blätterte, sah die Sorgfalt, verstand die vielen Stunden Arbeit, die Mühe, fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Er begriff, dass er sie aus allem herausriss, dass er sie aus ihrem Leben riss, aber er sagte sich auch jetzt wieder, was er sich schon hunderte Male beschwichtigend gesagt hatte: dass sie ihm

später einmal dankbar sein würde. Sie musste begreifen, dass er sie vor den Folgen des eigenen, 1945 begangenen Fehlers am Ende doch bewahrt haben würde. Auch jetzt wieder zweifelte er, war nicht wirklich überzeugt von seinen eigenen Gedanken. Ja, für ihn und Sibylle mochte die Entscheidung richtig sein, aber war sie es wirklich auch für Anna? Er starrte auf die Notizbücher, schlug eines auf, aus dem ihm unverständliche kyrillische Schriftzeichen ins Gesicht sprangen. Anna war Teil dieser Welt geworden und ursprünglich hatte nicht sie, sondern er diese Wahl getroffen, und jetzt traf er wieder eine Wahl. Er schlug das Notizbuch zu und seufzte. Diese Kladden mitzunehmen war gefährlich, sie würden ihn bei einer Kontrolle verraten, dafür gab es keine Ausrede. Wolf warf einen kurzen Blick aus dem Fenster in Sibylles wohlbestellten Garten.

„Es ist alles Irrsinn“, murmelte er. Dann packte er sich die Notizbücher, trug sie nach nebenan und verteilte sie sorgfältig auf seinem Schlafanzug. Obendrauf packte er Unterwäsche, Socken, Oberhemden, Pullover und einen Anzug, für ein zweites Paar Schuhe war kein Platz mehr. Noch einmal kehrte er in Annas Zimmer zurück und griff sich das bunte Mosaik, das sie aus Leningrad mitgebracht hatte. Von diesem usbekischen Mitstudenten habe sie es als Abschiedsgeschenk bekommen. Wolf betrachtete das exotische Muster, schüttelte den Kopf – womit sich die Leute so alles beschäftigten, nahm es aber dann doch mit und steckte es oben in die Tasche zwischen Anzughose und Jackett.

Köln, Sommer 1960

Die Stadt war nicht wiederzuerkennen. In Trümmern hatte sie gelegen, als Sibylle mit den Kindern evakuiert worden war – die Trümmerwüste nun verwandelt in eine stilllose Steinwüste, das alte Zentrum zerteilt von einer Nord-Süd-Straße. Sie schaute verwundert auf all die neuen und modernen Gebäude, die zahlreichen Geschäfte und in die Schaufenster. Sie kam sich vor wie eine Ausländerin, die versucht, sich in einer fremden, unbekanntem Stadt zu orientieren. Nur mit Mühe fand Sibylle die Kupfergasse, betrachtete den stark beschädigten barocken Kirchenbau und war dann froh, in der Kapelle vor der Schwarzen Mutter Gottes zu knien.

Im stillen Gebet, mit geschlossenen Augen dankte sie für Wolfs gelungene Flucht und bat dann verzweifelt für Anna: ‚Hilf, dass sie den Irrweg des Kommunismus hinter sich lassen kann! Hilf, dass sie diesen Mann vergessen kann! Hilf, dass sie zum Glauben zurückfindet – hilf, dass sie wieder froh wird.‘ Sie zündete eine Kerze an, blickte in das Gesicht der Madonna, kniete noch einmal nieder, betete noch einmal, bekreuzigte sich.

Dann ging Sibylle in einem Wechselbad der Gefühle durch die Stadt hinunter zum Rhein, trotz allem froh, wieder in der Heimat zu sein, die DDR hinter sich gelassen zu haben, wieder regelmäßig die Messe besuchen, endlich den Enkel kennenlernen zu können. Der Anblick des Rheins, der neuen Brücken, aber vor allem des Doms ließ ein vorher unbekanntes Gefühl der Heimatliebe in ihr aufsteigen. Zwar hatte sie Heimweh empfunden in der Lausitz, aber erst jetzt kam ihr zu Bewusstsein, was ihr Köln wirklich bedeutete. Franziska hatte es gut getroffen, einen städtischen Beamten geheiratet, der sich eine große Wohnung

und ein eigenes Auto leisten konnte. Dieser Schwiegersohn wollte Wolf helfen, Rente zu beantragen, damit er sich in seinem Alter nicht wieder eine Vollzeitstelle suchen musste. Eigentlich ließ sich alles gut an, dachte sie. Gleichzeitig fühlte sie sich schuldig. Tage hatte es gedauert, bis ihr das Ausmaß von Annas Unglück klargeworden war, und nicht die Tränen und die Verzweiflung der Tochter öffneten ihr die Augen, sondern die einfühlsame, stille Erschütterung Wolfs, der Anna immer wieder verzweifelt fragte:

„Warum hast du uns nicht sofort von Iwan erzählt, Anna, warum?“

Wolf hätte die DDR dann nicht verlassen und Sibylle war deshalb froh über Annas Schweigen. Aber sie erkannte in Wolfs Gesicht, in seinen Worten auch den schweren Übergriff, dessen sie sich gegenüber Anna schuldig gemacht hatten.



Wolf saß Anna gegenüber am Küchentisch, neben ihm sein Schwiegersohn Paul, Franziskas Mann, der vollkommen verständnislos dem Gespräch zuhörte und sich fragte, was er sich mit dieser Familie in seinen wohlgeordneten westdeutschen Haushalt geholt hatte.

„Du wirst mich nicht davon abhalten zurückzugehen.“

Beängstigend leise und ruhig sagte sie das, nur latent aggressiv, für Wolf ergreifender als ein Schreien.

„Anna, sei doch vernünftig! Du kannst nicht in die DDR zurück. Dein Vater war Bürgermeister und hat Republikflucht begangen, dafür wird man dich nicht belohnen.“

Wolf sprach von sich in der dritten Person, um es objektiver zu machen, aber er sah, dass seine Worte sie gar nicht erreichten.

„Anna.“

„Ich werde zurückgehen und der Partei erklären, wie ihr mich getäuscht habt.“

„Das ist viel zu riskant! Versteh doch, Tausende flüchten jedes Jahr aus der DDR in den Westen. Die Sippenhaft ist eines der wirkungsvollsten Abschreckungsmittel, die sie zur Verfügung haben. Ich will ja nicht vollkommen ausschließen, dass es gut gehen könnte, aber das kannst du vorher nicht wissen. Vielleicht sperrt man dich nicht ein, aber vielleicht verweigert man dir die Ausreise in die Sowjetunion, lässt dich nicht als Kunsthistorikerin arbeiten, sondern schickt dich in die Fabrik. Anna, dann lebst du mutterseelenallein in der DDR, ohne uns und ohne Iwan.“

Anna starrte an ihrem Vater vorbei:

„Daran ist aber nicht die DDR schuld. Daran seid ihr schuld.“

Paul verdrehte die Augen und sah erwartungsvoll Wolf an. Warum diskutierte der mit seiner Tochter, statt ihr unmissverständlich klar zu machen, wie viel Dankbarkeit sie ihm dafür schuldete, endlich aus der DDR heraus zu sein? Er verstand seinen Schwiegervater nicht, geschweige denn seine Schwägerin.

Wolf atmete tief durch und sagte unsicher:

„Vielleicht weiß ich eine Möglichkeit.“

Zum ersten Mal sah sie ihm in die Augen, gefühllos, stumpf noch immer, aber sie suchte schweigend den Blickkontakt.

Paul traute seinen Ohren nicht. Sein Schwiegervater sprach hier Dinge mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit aus, die für ihn mit einer fremden, fernen, vor allem aber verbrecherischen Welt verbunden waren. Schon die Worte „Bürgermeister“ in Verbindung mit „Republikflucht“ hatten ihn nervös gemacht, aber jetzt: Sowjetische

Botschaft, Einbürgerungsantrag, Leningrad, Heirat, Promotion und immer wieder: Iwan. Er schaltete sich in das Gespräch ein:

„Das ist doch nicht dein Ernst! Du kannst doch deiner eigenen Tochter nicht raten, in die Sowjetunion zu gehen. Dort kann man doch nicht leben, in diesem Verbrecherregime.“

Anna blickte ihren Schwager an und musste alle Selbstbeherrschung aufwenden, um ihm seine Verblendung und Ignoranz nicht entgegenzuschreien, aber stattdessen dachte sie an den ruhigen, überlegten Mann, der in Leningrad auf sie wartete, der nicht von einem ersten Italienurlaub träumte, der nicht stolz auf sein neuerworbenes Auto war, sondern der in seinem verwaschenen blauen Beschmet über einen See in Karelien ruderte und die Gesellschaft von Bäumen der von Menschen vorzog.

Wolf sah Annas Blick, wie sie zu einer Erwiderung ansetzte und dann doch schwieg. Er streckte schnell seine Hand über den Tisch und drückte ihre:

„Paul, bitte, lass uns einen Moment allein. Wir können nachher darüber reden.“

„Du willst mich aus meinem eigenen Wohnzimmer werfen?“

Anna sprang auf:

„Nein, ich werde gehen.“

Wütend stand Paul jetzt auch auf:

„Redet nur weiter, ihr seid ja verrückt geworden. Ich bin froh, wenn ich davon nichts mehr höre.“

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, setzte Anna sich wieder auf ihren Stuhl.

„Glaubst du wirklich, dass das geht, Vater?“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, was *nicht* geht, nämlich eine Rückkehr in die DDR. Geh zur sowjetischen Bot-

schaft, sprich mit jemandem, schimpf auf mich, beschuldige mich, distanziere dich von mir, das ist egal und muss sicher auch sein. Ob es funktioniert, weiß ich nicht, aber einen Versuch ist es wert.“

Wolf sah, dass sie wieder da war, bemerkte sogar einen Funken Hoffnung in ihren Augen.

„Sprich nicht mit deiner Mutter darüber – das mache ich.“

„Das wird Paul schon machen, da kannst du sicher sein.“

Leningrad, Frühherbst 1960

Iwan legte die Gabel auf den Teller und kaute die letzten Pelmini, trank das Glas Kwas in einem großen Schluck aus und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Noch einmal ließ er den Blick über die kahlen Wände dieses kleinen, fensterlosen Raumes gleiten, in dem man ihm ein Mittagessen serviert hatte, und versank dann im künstlichen Dämmerlicht in Grübeleien. Was war mit Anna? Auf seine beiden Briefe war noch keine Antwort gekommen, aber das war zeitlich auch nicht zu erwarten, denn die Post brauchte lange, wurde vom KGB und wahrscheinlich auch vom Staatssicherheitsdienst der DDR gelesen. In diesem Bewusstsein hatte er seine Briefe verfasst – keine Liebesbriefe, nur, dass er sie vermisse, und die wichtige Nachricht, dass die Behörden und die Partei keine grundsätzlichen Einwände gegen eine Heirat hatten.

Was konnte eine fünfundzwanzigjährige Kunststudentin, eine überzeugte Anhängerin des Sozialismus, angestellt haben, das ihn zum Verhör in den Bolschoi Dom gebracht hatte? In diesem Moment wurde die Tür aufgeschlossen und ein junger Uniformierter betrat den Raum.

„Genosse Schischkin, kommen Sie mit, Oberst Wereschtschagin ist aus der Mittagspause zurück.“

Iwan stand auf, bat noch um ein Glas Wasser und folgte dem jungen KGB-Mann zurück in Wereschtschagins Büro. Dort blieb er in der Mitte des Raumes stehen und schaute aus dem Fenster in den blauen Himmel Leningrads.

„Nehmen Sie Platz, Genosse Schischkin.“

Er zog den Stuhl ein wenig von Wereschtschagins Schreibtisch zurück und setzte sich.

„Was erzählte Anna Ihnen über ihre Eltern?“

Der Oberst sah nach der Mittagspause weniger müde aus und wirkte entspannter – die Folge von zwei Gläsern Wodka nach dem Essen.

„Annas Vater ist Bürgermeister einer kleinen Gemeinde, ihre Mutter Hausfrau.“

„Ihre Gesinnung, was wissen Sie über ihre politische Einstellung?“

„Sozialisten. Sie stammen beide aus dem Westen Deutschlands, soviel ich weiß, und Annas Vater blieb aus Überzeugung in der Sowjetischen Besatzungszone.“

„Sind sie religiös?“

Iwan verschränkte die Arme vor der Brust, wurde unsicher. Wie sollte er darauf antworten? Anna hatte ihm erzählt von dem katholischen Glauben ihrer Mutter, auch Konflikte zwischen den Eltern angedeutet, aber mehr wusste er nicht. Sollte er das wenige zugeben? Der Großinquisitor aus den „Brüdern Karamasow“ kam ihm in den Sinn, viel mehr wusste er nicht über den Katholizismus. Er hielt es nicht mehr aus, wollte endlich wissen, was los war, aber Wereschtschagin kam ihm zuvor:

„Genosse Schischkin, antworten Sie.“

„Genosse Oberst, ich weiß nur, dass Annas Mutter auch in der DDR ihren Glauben praktizierte, privat, nur im häuslichen Rahmen. Bitte sagen Sie mir, was geschehen ist, warum ich hier bin.“

Er wies auf die Akte und setzte erneut an:

„Sie wissen, dass ich mich nach den Möglichkeiten einer Eheschließung erkundigt habe, und Anna wollte in der DDR das Gleiche tun. Mehr weiß ich nicht.“

Seine Stimme war lauter geworden, er verlor die Kontrolle:

„Wird Anna etwa gerade jetzt auch verhört? Wurde sie verhaftet? Und, wenn ja, warum?“

Wereschtschagin antwortete in gereiztem Ton:

„Nehmen Sie sich zusammen, Genosse. Die Fragen hier stelle ich.“

Er überlegte einen kurzen Moment und fragte dann:

„Befanden sich in der Bibliothek Ihres Schwiegervaters Bücher, die in der Sowjetunion verboten sind?“

Iwan wurde noch verwirrter. Hatte Anna eines der Bücher mitgenommen? Aber ihn deshalb hier zu verhören, das wäre ja lächerlich. Er antwortete ungeduldig aggressiv:

„Ja, einige wenige Titel, darunter Ossorgin und Pasternak.“

Der KGB-Oberst blickte Iwan mit einer Mischung aus Resignation und Bedauern in die Augen. Auch diesmal antwortete Schischkin ihm wahrheitsgemäß. Einen Augenblick zögerte Wereschtschagin noch, dann nahm er das oberste Blatt von dem vor ihm liegenden Aktenbündel und reichte es über den Tisch. Mit leicht zitternder Hand nahm Iwan das Dokument und sah aus der fettgedruckten Kopfzeile, dass es sich um ein Formular der Sowjetischen Botschaft in Bonn handelte. Fahrig und ungläubig überflog er den Inhalt, schaute den Oberst einen Moment lang an und las das Dokument dann ganz. Fassungslos ließ er es auf seine Knie sinken.

„Genosse Oberst, ich verstehe nicht.“

Der KGB-Offizier glaubte ihm. Das war kein Schauspiel. Dieser ihm gegenüber sitzende Mann verstand die Welt nicht mehr. Er streckte die Hand aus und Iwan reichte ihm zitternd das Formular zurück.

„Sie ist mit ihrer Mutter zu einem Familienbesuch in den Westen gefahren und ihr Vater folgte den beiden wenige Tage danach illegal über die Grenze. Es handelt sich um eine Republikflucht, wie das in der DDR heißt.“

Iwan starrte Wereschtschagin wortlos an und der Oberst sagte:

„Sie wusste wahrscheinlich wirklich nicht, was ihre Eltern geplant hatten. Dieser Einreiseantrag und alles, was sie zu Protokoll gab, spricht für sie.“

Iwan hatte nur noch eine Frage, aber sie kam ihm nicht über die Lippen, nur seine Augen waren starr auf das Gesicht des Obersts gerichtet. Der erwiderte den Blick und atmete laut ein und aus.

„Iwan Iwanowitsch, über den Antrag wurde noch nicht entschieden.“

„Genosse Wereschtschagin, sie ist doch offensichtlich unschuldig. Sie liebt die Sowjetunion, sie liebt Russland.“

„Sie liebt vor allem Sie, Genosse. Die Entscheidung wird nicht von mir getroffen, ich kann Ihnen nicht mehr dazu sagen.“

Iwan sah ihn jetzt gefasst an und erwiderte bittend:

„Aber Ihre Meinung wird sicherlich Berücksichtigung finden.“

„Es geht hier nicht um individuelle Gefühle, sondern um etwas Grundsätzliches. Annas Vater ist ein Verräter, Genosse Schischkin.“

Wereschtschagin stand auf:

„Sie können jetzt gehen.“

Iwan erhob sich ebenfalls.

„Werden Sie mich über die Entscheidung informieren?“

„Man wird sie benachrichtigen.“

„Wie lange wird das dauern?“

„Ein, zwei Wochen.“

Iwan ging nicht nach Hause, sondern wandte sich, als er den Bolschoi Dom verließ, nach rechts, ging den Litenij Prospekt hinunter bis zur Kirotschnaja uliza. Mental erschöpft und noch immer fassungslos griff er erst jetzt in

seine Manteltasche nach den Zigaretten. Rauchend ging er rechts in die Straße zur Annenkirche, die man in der Sowjetunion zu einem Kino umgebaut hatte.

Man ließ ihn noch hinein, obwohl die Nachmittagsvorstellung schon begonnen hatte. Iwan versank benommen im dritten Teil des „Stillen Don“ und wollte hoffen, wenn auch das Schicksal des Kosaken Grischa dazu wenig Anlass gab.

Eine Universitätsstadt in Westdeutschland, Winter 1960

„Fräulein Vogelsang“, der Professor legte seine Brille neben ihr Manuskript und begann noch einmal, „Fräulein Vogelsang, dieser Maler, wie heißt er auch gleich“, er setzte die Brille noch einmal kurz auf und hielt sie dann in der rechten Hand fest, „also, dieser Repin, der malte ja vielleicht ganz interessante Bilder, aber mit Menzel ist das doch wohl nicht vergleichbar. In der DDR mag man das so sehen, aber hier im demokratischen Westen gelten jedenfalls andere Maßstäbe.“

Er sah sie lächelnd und wohlwollend an:

„Na, und dann Sie, als junge, hübsche Frau, Sie haben doch ganz andere Möglichkeiten. Ihre Eltern trafen eine kluge Entscheidung, indem sie in den Westen zurückkehrten. Hier blüht die Wirtschaft, hier geht es bergauf, Fräulein Vogelsang. Suchen Sie sich einen netten jungen Mann in guter Position“, er zündete sich eine Zigarette an, „so, wie Sie aussehen ...“

Er sprach weiter, aber sie hörte nichts mehr, erhob sich irgendwann, als sie seine sich ihr entgegenstreckende Hand sah, ergriff sie mechanisch und ging ebenso mechanisch und wortlos aus dem Raum.

In dem hellen Flur trat sie sofort an eines der Fenster und blickte hinaus auf den kleinen, vor dem Universitätsgebäude angelegten Park. War es wirklich möglich, dass dieser westdeutsche Kunstprofessor Ilja Repin nicht kannte? War es wirklich möglich, dass dieser Mann ihr riet zu heiraten, statt ihre Doktorarbeit wenigstens einer ernsthaften Prüfung zu unterziehen? Die Tränen ließen sich nicht mehr zurückhalten. Ja, das war möglich, genauso, wie es möglich gewesen war, dass die Sowjetunion

ihren Einbürgerungsantrag abgelehnt hatte. Die offizielle Bezeichnung für diese Vorgänge lautete Kalter Krieg. Ihr tränenverschleierter Blick drang nicht mehr bis zum Park, sondern Iwan tauchte vor ihren Augen auf und blickte sie fragend und verständnislos an.

Leningrad, Winter 1960

Iwan legte das offizielle Schreiben auf den Tisch. Annas Einbürgerungsantrag war abgelehnt worden. Fassungslos starrte er auf die Zeilen: Der Staat zerstörte aus politischen Gründen das Glück zweier Menschen, die nichts verbrochen hatten. Ihm wurde seine Machtlosigkeit bewusst, und voller Wut und Verzweiflung griff er nach seinem letzten Bauplan, knüllte ihn zusammen und warf ihn gegen das geschlossene Fenster. Nie hatte er zur Gewalt geneigt, aber er wusste, wenn in diesem Augenblick Wereschtschagin oder Annas Vater vor ihm ständen, er würde zuschlagen, hemmungslos. Aber es war niemand da, den er hätte schlagen oder auch nur anschreien können. Mit zitternden Händen fingerte er eine Papyrossi aus der Packung und zündete sie an. Was sollte er jetzt tun, was konnte er tun? Gar nichts, er und Anna waren dem einfach ausgeliefert. Anna! Er zog an seiner Zigarette, trat ans Fenster und starrte auf die Fontanka. Das einzige war, Anna zu helfen. Und wer half ihm? Eine Welle von Selbstmitleid überrollte ihn. Er drehte sich um, drückte die Zigarette im Aschenbecher aus und setzte sich an seinen Schreibtisch. Die Ellenbogen auf den Tisch stützend vergrub er seinen Kopf in beiden Händen und dachte verzweifelt, dass das Leben weitergehen musste, sowohl für ihn als auch für Anna.

Nach einer Weile nahm er ihren Brief in die Hand. Er war zusammen mit der Ablehnung des Einbürgerungsantrages gekommen. Der KGB hielt es nicht einmal für nötig, das Lesen fremder Briefe wenigstens zu verschleiern. Dann las er ihn noch einmal. Es war ein verzweifelter Brief, aber auch ein leidenschaftlicher Liebesbrief. Wer hatte diese Zeilen noch gelesen? Iwan wusste, dass

sie auch von ihm einen Liebesbrief erwartete, dass es sie trösten würde, wenn er seine Gefühle noch einmal vor ihr ausbreitete. Das Blatt aus der Hand legend dachte er, dass er das nicht konnte. Weder dem russischen noch irgendeinem anderen Geheimdienst würde er sein Innerstes offenbaren. Hoffentlich würde Anna das verstehen. Sie kannte ihn so gut, aber auch er kannte Anna durch und durch, und er wusste, was ihr helfen würde.

Es ging nicht, sein Stolz ließ es einfach nicht zu.



Ahmad und Wassili fanden noch zwei freie Plätze in der großen Aula der Universität. Innerhalb weniger Minuten füllte sich der Saal vollständig, bis auf die vorderste Reihe, die komplett reserviert war.

„Glaubst du, dass wir den Vortrag auch verstehen werden?“

Ahmad antwortete:

„Jedenfalls wurde er so angekündigt. Wird schon stimmen. Du siehst ja, wie voll es ist.“

In diesem Moment betrat eine Gruppe von Frauen und Männern den Hörsaal, die zielstrebig die erste Sitzreihe ansteuerte und dort Platz nahm. Ahmad bemerkte unter ihnen den Architekten Schischkin. Sofort dachte er an Anna und ihren letzten Brief. In dem stand, dass Iwan ihr nicht mehr schreiben wolle, dass er sich wünsche, sie möge ein neues Leben beginnen. Anna war verzweifelt, fühlte sich allein gelassen. Dieser Mann stürzte sie noch tiefer ins Leid. Wassili stieß Ahmad in diesem Moment an und wies mit einer Kopfbewegung nach vorne, wo Juri Walentinowitsch Knorosow mit versteinertem Gesichtsausdruck zum Rednerpult ging, dort sein Manuskript ab-

legte und seine Augen einmal kurz über den prallgefüllten Saal gleiten ließ.

Er begann seinen Vortrag mit einem Überblick über die Charakteristika antiker Sprachen und skizzierte dann Art und Verbreitung der Mayakultur. Soweit konnte Ahmad dem Vortrag problemlos folgen. Dann ging es um Symbole, Hieroglyphen, Silben, und die Zusammenhänge wurden komplizierter.

Auch Iwan, der seine Augen fest auf Knorosow gerichtet hatte, schaltete nach einer Weile ab, denn er vermochte den komplexen Ausführungen nur mit Mühe, irgendwann dann kaum noch, zu folgen. Seine Gedanken schweiften ab, bis Juri Walentinowitsch die Glyphe *kin* erläuterte:

„Die Silbe *kin* erscheint auch in der Bezeichnung von Himmelsrichtungen: *chikin* bedeutet Westen, und *likin* bedeutet Osten.“

„Wir leben also in einem Likin-Chikin-Konflikt“, dachte Iwan und lächelte leicht ironisch.

Am Schluss seines Vortrages betonte Knorosow, dass die Voraussetzungen für eine vollständige Entschlüsselung der antiken Mayatexte nun vorlägen, und auch wenn er es nicht aussprach, so war doch allen Zuhörern klar geworden, dass dies im Wesentlichen sein Verdienst war. Der Wissenschaftler erntete tosenden Applaus und auch Ahmad und Wassili klatschten begeistert in die Hände. Die Zuhörer standen nach und nach auf und bewegten sich in Richtung der Ausgänge.

„Geh schon vor, ich möchte noch mit jemandem sprechen“, sagte Ahmad zu Wassili.

„Soll ich draußen auf dich warten?“

„Nein, wir sehen uns im Wohnheim.“

Wassili reihte sich in die hinausdrängende Schlange ein, während Ahmad abwartete. Er sah, dass Schischkin vorne

mit Knorosow und einigen anderen in einem Kreis zusammenstand. Gemeinsam mit den Letzten aus dem Publikum ging er zur vorderen Tür, blieb dort aber stehen und schaute unsicher auf den Personenkreis am Rednerpult. Irgendwann traf ihn Iwans Blick, den dieser aber sofort wieder abwandte. Der Usbeke entschloss sich gerade, die Aula zu verlassen, als er sah, wie Schischkin etwas Entschuldigendes in die Runde sagte und dann auf ihn zukam. Er streckte ihm die Hand entgegen und sagte freundlich:

„Möchten Sie Juri Walentinowitsch Knorosow vorgestellt werden oder warten Sie auf mich?“

Ahmad ergriff Iwans Hand. Die Situation war ihm nun peinlich und er stotterte:

„Ich ..., eigentlich ..., ich wollte Sie nach Anna fragen.“

Iwan richtete den Blick leicht nach unten und nickte:

„Hat Sie Ihnen nicht geschrieben?“

„Doch, ich weiß, dass sie im Westen ist und auch, wie es dazu kam.“

Iwan sah ihn durchdringend an:

„Was wollen Sie von mir, Ahmad?“

Die Stimme des Usbeken klang jetzt vorwurfsvoll:

„Warum brechen Sie den Kontakt ab? Warum lassen Sie Anna jetzt in ihrem Unglück allein?“

Iwan atmete tief ein und wieder aus:

„Es ist mutig von Ihnen, Genosse, mich hier anzusprechen und mir diese Frage zu stellen. Im Allgemeinen nennt man das wohl, jemandem zu nahe treten.“

„Entschuldigen Sie“, stammelte Ahmad.

„Nein – Sie müssen sich nicht entschuldigen, denn ich weiß, dass Ihnen viel an Anna liegt. Ich möchte, dass Sie eins wissen: Der Verlust, den ich erlitten habe, ist größer als Sie sich das vorstellen können. Das, was ich jetzt tue, geschieht für Anna, nicht für mich.“

Iwan drückte mit der Hand kurz Ahmads Schulter, drehte sich um und ging zurück zu der Gruppe um Knorosow.

Ahmad wusste, er sollte jetzt gehen, blieb aber stehen und schaute auf die scheinbar unerschütterliche Gestalt Schischkins. Woher nahm dieser Mann seine Kraft?

Köln, Frühjahr 1961

„Weißt du noch, wo wir vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren alle so zusammensaßen?“

Franziska goss ihrer Mutter Kaffee nach und sah sie an.

„Antons Namenstag, aber heute fehlen zwei“, antwortete Sibylle und griff mit einem Seufzer nach dem Milchkännchen.

Anna sagte nachdenklich in die Runde:

„Manchmal weiß ich gar nicht mehr, wie Karl und Toni ausgesehen haben. In meiner Erinnerung verschwimmen die Gesichter mehr und mehr.“

„Wenn du dich an Toni erinnern willst, dann guck einfach in den Spiegel. Am besten lässt du dir vorher noch die Haare abschneiden, dann ist es perfekt.“

Ursula fuhr sich bei diesen Worten mit beiden Händen durch ihr kurzgeschnittenes Haar und sah Anna lächelnd an. Auch Anna lächelte und war froh, die beiden Schwestern so zufrieden zu sehen. Jede hatte auf ihre Art ein neues Leben gefunden, wenn Anna auch ahnte, dass vieles heller schien als es in Wirklichkeit war.

Franziska stimmte schelmisch zu:

„Lass dir die Haare abschneiden, Anna, dann kommt wenigstens Toni noch einmal zurück.“

Sibylle und Wolf lachten mit den anderen, aber es war ein gezwungenes und wehmütiges Lachen.

In dem Moment öffnete sich die Wohnzimmertür und Franziskas Mann kam herein, den zweijährigen Sohn auf dem Arm.

„Na, ihr seid ja guter Laune.“

Er ließ den Jungen auf den Boden gleiten und griff in seine Jacketasche.

„Ein Brief für dich, Anna.“

Er schwenkte den Umschlag einmal hin und her und reichte ihn dann seiner Schwägerin. Anna nahm den Brief, las die Anschrift, drehte das Kuvert dann um und murmelte ungläubig fragend:

„Von der Universität in Helsinki? Ein Brief aus Finnland?“

Wolf, der gerade seinen stürmischen Enkel auf den Schoß hob, sah beunruhigt Sibylle an, die aber erwartungsvoll auf Anna schaute:

„Von der Universität in Helsinki? Hast du dich da etwa auch beworben?“

Anna schüttelte den Kopf:

„Natürlich nicht.“

Sie studierte noch einmal kurz die ihr unbekanntete Schrift auf dem Umschlag, nahm sich dann ein unbenutztes Messer vom Tisch und öffnete den Brief. Wolf reichte den auf seinen Knien zappelnden Enkel an Sibylle weiter und betrachtete gespannt Anna, die die Seiten entfaltete und sofort die Handschrift Iwans erkannte. Mit ihrem Stuhl zurückrutschend murmelte sie leise:

„Ich lese den Brief draußen.“

Dann verließ sie, ohne irgendjemanden anzusehen, hektisch das Wohnzimmer. Ursula stand auf und wollte ihr nach, aber Sibylle sagte:

„Setz dich wieder hin, lass sie allein. Der Brief ist nicht aus Finnland, der kommt aus Russland.“

Wolf sah seine Frau überrascht an, diesmal hatte sie schneller begriffen als er. Sie beide hatten Anna in den letzten Monaten gedrängt, Bewerbungsschreiben an Museen und Verlage zu schreiben, sich ein neues Leben zu eröffnen. Sie hatte sich diesen Ratschlägen gebeugt, ohne jeden Ehrgeiz. Gewartet hatte sie aber nicht auf die Antworten zu ihren Bewerbungen, sondern nach wie vor auf etwas anderes.

Anna ging mit dem Brief in Pauls und Franziskas Schlafzimmer, denn dort würde sie jetzt sicher niemand stören. Mehrere Blätter hielt sie in der Hand und wusste, das war der Brief auf den sie gewartet, aber an den sie zuletzt nicht mehr geglaubt hatte. Sie tauchte ein in die vertraute Schrift Iwans.

Zuerst begründete er ihr die vorangegangenen sachlichen und kurzen Briefe, und sie beglückte allein schon diese Einleitung. Dann erklärte er den umständlichen Weg, den dieser Brief genommen hatte: über eine russische Ethnologin zu einem Wissenschaftskongress in Helsinki.

Sie versank in die sich anschließende wunderbare Retrospektive ihrer Liebesgeschichte, die Iwan poetisch und leidenschaftlich zugleich auf die Seiten gezaubert hatte. Noch einmal erstanden vor ihren Augen die Wintermonate in der Wohnung an der Fontanka, der Frühling und Sommer in Karelien. Sie sah die Datscha vor sich, die Banja, den See, und fühlte jede einzelne Berührung Iwans.

Sanft leitete er über zu Annas Zukunft. Über sich selbst schrieb er nichts mehr. Am Schluss riet er ihr, den Eltern zu verzeihen, zumal sie von ihrer Liebe nichts gewusst hatten. Die letzten Sätze las sie mehrmals und war hin- und hergerissen:

„Anuschka, dieses gemeinsame Jahr kann uns niemand mehr nehmen. Bewahre es in Deinem Inneren wie ein Licht. Lass es nicht wie eine dunkle Wolke Dein zukünftiges Leben überschatten, dazu war es zu hell und zu sonnig. Versuche jetzt nach vorne zu blicken. Du wirst wieder froh werden, nicht morgen und auch nicht nächste Woche, aber vertraue mir noch ein letztes Mal und glaube mir, dass die Wunde heilen wird.“

Epilog: Wiedervereinigtes Deutschland, Mai 2012

Anna setzte die Lesebrille ab, legte die Feuilletonseite der Zeitung auf den Tisch neben sich, richtete sich auf und erhob sich vom Sofa. Der Artikel, den sie gerade gelesen hatte, bewegte sie tief. Sie ging in die Küche des Einfamilienhauses, das sie seit dem Tod ihres Mannes allein bewohnte und bereitete sich einen Kaffee zu. Dann ging sie durch das Wohnzimmer hinaus auf die Terrasse, stellte den Kaffeebecher auf den Korbtisch und setzte sich auf die davorstehende Bank. Ihr Blick wanderte über den großen Garten, den sie immer noch ganz allein in Ordnung hielt, aber sie nahm weder die blühenden Frühlingsblumen noch den frisch gemähten Rasen wahr. Ihre Gedanken maßen die Strecke von Köln nach Karl-Marx-Stadt aus, nein, nach *Chemnitz*, wie es schon lange wieder hieß. Würde sie das in ihrem Alter mit dem Auto noch schaffen? Die weitesten Strecken, die sie in den letzten Jahren gefahren war, führten von Köln in die Eifel oder nach Bonn, wo sie ab und zu eine Kunstaussstellung besuchte.

Sie trank einen Schluck Kaffee und beschloss, einfach loszufahren. Nichts auf der Welt, keinerlei Bedenken würden sie davon abhalten, sich eine Ausstellung der Peredwischniki, der russischen Wandermaler, anzusehen, eine Ausstellung im Osten Deutschlands. Wieder nahm sie den Kaffeebecher auf und trank. Morgen ...– nein, gleich heute. Sie nahm noch einen Schluck, stellte die Tasse ab und warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. Es war elf, in einer Stunde konnte sie abfahrtbereit sein und dann irgendwo zwischenübernachten. War das in ihrem Alter wirklich noch zu bewältigen? In drei Jahren würde sie achtzig Jahre alt werden.

Ihre Gedanken gingen zurück. Iwan hatte nach jenem ausführlichen Brief noch ein paar Jahre Grußkarten geschickt, und sie hatte sich diesem Rhythmus angepasst und irgendwann die Kraft gefunden, nicht mehr zu schreiben. Der Kontakt mit Ahmad hatte länger gedauert. Auch aus Samarkand, wo sich sein Traum erfüllte, leitender Restaurator zu werden, waren noch Briefe gekommen, und erst nachdem sie beide Familien gegründet hatten, schlief auch dieser Briefwechsel ein. So, wie Iwan es prophezeit hatte, war für sie ein neues Leben entstanden.

Vielleicht sollte sie es dabei belassen, die Reise in die Vergangenheit nicht antreten. Noch einen Moment zögerte sie, doch dann stand sie auf, trank den Kaffeebecher leer und ging zurück ins Haus. Sorgfältig packte sie ihre Reisetasche und erwog einen Moment, ihre beiden Kinder anzurufen, entschied sich dann aber dagegen. Es gäbe Diskussionen über ihre Fahrtüchtigkeit, über die weite Strecke, lauter sinnloses Geschwätz, das sie am Ende doch nicht umstimmen, sondern verärgern und die Kinder in künstlicher Aufregung zurücklassen würde.

Sie atmete tief ein, freute sich jetzt einfach an ihrem Entschluss und ihrer Freiheit und auf den Osten.



Die Fahrt war anstrengend, aber als sie die alte Zonengrenze passierte und das Schild las: „Ehemalige innerdeutsche Grenze, 1945-1990“, ostdeutschen Boden unter sich hatte, entspannte sie sich vollständig und begann die Landschaft auf beiden Seiten der Autobahn in sich aufzunehmen. Sie starrte suchend nach rechts in die Ferne. Bald würde sie den Thüringer Wald sehen und die Wartburg. Im nächsten Augenblick sah sie sie wirklich, weit weg,

aber unverkennbar auf dem Berg, eingebettet in die Hügellandschaft um Eisenach.

Ihr traten Tränen in die Augen und sie begriff nicht, warum sie in all den Jahren nach der Wiedervereinigung nicht einmal den Mut gefunden hatte, in die ehemalige DDR zurückzukehren. Wenigstens nach dem Tod ihres Mannes, der schon sechs Jahre zurücklag, hätte sie sich aufmachen sollen. Aber dann warf sie noch einen letzten Blick auf die Wartburg und dachte, dass es die Peredwischniki hatten sein müssen, dass es Russland hatte sein müssen, die sie zurückholten.

Als die Drei Gleichen in Sicht kamen, rechts und links der Autobahn gelegen, als sie die nur noch ostdeutsche Städte ausweisenden Schilder las, überkam sie ein Glücksgefühl. Es war richtig gewesen, diese Fahrt zu unternehmen, in die DDR zurückzukehren, denn in Chemnitz erwarteten sie Iwan Iwanowitsch Schischkin, Ilja Jefimowitsch Repin und all die anderen.

Anna übernachtete in Weimar, wandelte nur kurz auf den Pfaden Goethes und Schillers, sah die vielen ausländischen Studenten und konnte dabei an nichts anderes denken als ihr eigenes, einziges Auslandsstudienjahr in Leningrad, das nun schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurücklag.



Sie stand in der kurzen Schlange vor dem Museum, vormittags schon, denn sie war gegen ihre Gewohnheit sehr früh aufgestanden, und sie realisierte schnell, dass sie die einzige Westdeutsche hier war. Sie sah es an der Kleidung, sie hörte es an der Sprache und sie fühlte sich zu Hause. Ein Gefühl der Heimat berührte sie, das sie seit Jahrzehnten nicht empfunden hatte.

Vor ihr standen einige Sachsen, um die fünfzig Jahre alt, vielleicht schon Mitte der Fünfzig, die nun eine Diskussion darüber führten, wie viele Leute man zusammenbringen müsse, um den ermäßigten Gruppentarif des Museums zu bekommen. Zuerst verhandelten sie mit den vor ihnen stehenden Leuten und stellten dann fest, dass ihnen noch eine Person fehlte. Anna dachte einen kurzen Moment beschämt darüber nach, wie wenig sie selbst einer Preisermäßigung bedurfte, überwand ihre Bedenken und bot an, sich der Gruppe anzuschließen. Danach bezogen die Leute sie in das Gespräch über die Peredwischniki ein, erklärten, wie lange man auf eine solche Ausstellung gewartet habe. Anna fühlte eine tiefe Verbundenheit mit wildfremden Menschen, nur weil sie die Namen der russischen Wandermaler kannten, vertraut waren mit Gemälden, die über Jahrzehnte vom Westen unbeachtet hinter dem Eisernen Vorhang gehangen hatten – ein eiserner Vorhang, der nur äußerlich verschwunden war, unsichtbar geworden.

Im Museum trennte sie sich von der Gruppe, denn jetzt wollte sie allein in ihre Erinnerungen eintauchen, in die Erinnerungen an jenes lange, glückliche Jahr in Leningrad, das nun wieder Sankt Petersburg hieß. Sie war überwältigt, als sie sah, von welchen bedeutenden Werken sich sowohl das Russische Museum als auch die Tretjakow-Galerie getrennt hatten. Repins „Wolgatreidler“ hingen dort ebenso wie „Die Saporoscher Kosaken“ und „Unerwartet“. Auch Jaroschenkos Bild „Der Heizer“ war da, aber als sie Schischkins „Winter“ sah, verlor sie die Fassung. Eine junge Frau trat auf sie zu und fragte verhalten: „Ist das nicht ein großartiges Gemälde? Kannten Sie Iwan Iwanowitsch Schischkin schon vorher?“

Zwar liefen Anna Tränen über die Wangen, aber sie antwortete der jungen ostdeutschen Frau dennoch lächelnd:

„Ja – ich kannte und liebte ihn schon lange vorher.“

Nachweis der Zitate

S. 224-225 Zitat von Adolph Menzel

Werner Busch, *Adolph Menzel. Auf der Suche nach der Wirklichkeit*, München 2015, S. 235-236.

S. 193-195 Verse aus dem finnischen Epos Kalevala

Kalevala. Das finnische Epos des Elias Lönnrot. Aus dem finnischen Urtext übertragen von Lore und Hans Fromm, Stuttgart 1985, S. 146-147 und 159.

S. 175 Zitat aus dem DDR-Lehrbuch

Erläuterungen zur deutschen Literatur nach 1848. Von der bürgerlichen Revolution bis zum Beginn des Imperialismus (Hilfsbücher für den Literaturunterricht), Ost-Berlin 1956, S. 383.

S. 245 Zitat von Annas deutschem Professor

Traugott Stephanowitz, „Künstlerisches Bekenntnis. Über zwei Bilder von Menzel und Repin“, in: *Bildende Kunst. Zeitschrift für Malerei, Plastik, Grafik, Kunsthandwerk und Volkskunst*, Heft 10/ 1957, S. 669.

Impressum

Herausgeber: Rote Katze Verlag, Lübeck
www.rotekatzeverlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, Juni 2022

Satz: La Deutsche Vita®
Lektorat: Sabine Hofbauer
Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin

Buch
25,00 €

ISBN 978-3-9824516-6-4



Karin Schüller, geboren 1962, studierte Geschichte und Romanistik und arbeitete während mehrjähriger Forschungsaufenthalte in Archiven und Bibliotheken Spaniens, Englands, Irlands und der USA. In den letzten beiden Jahrzehnten bereiste sie zahlreiche osteuropäische Länder und Nachfolgestaaten der Sowjetunion, darunter die baltischen Staaten, die Ukraine, Usbekistan und mehrmals Russland. Sie lehrte von 2011 bis 2019 als Außerplanmäßige Professorin Neuere Geschichte an der Universität zu Köln und leitet ein lerntherapeutisches Institut im Rheinland.



MICHAEL ZELLER

Abhauen!

Protokoll einer Flucht

Erzählung



MICHAEL ZELLER

Abhauen!

Protokoll einer Flucht

»Was alles könnten wir von unseren verrückten Alten lernen!«, findet der Autor Michael Zeller.

In ABHAUEN! erzählt er die letzten zwei Jahre im Leben eines alten Menschen – eines ihm sehr nahen Menschen: der Mutter. Bei diesem

bewußten Abschied spürt er den ganz eigenen Verbindungen zwischen allen Eltern und ihren Kindern nach.

Dank Zellers differenzierter Sprache macht die Lektüre von ABHAUEN! durchaus nicht trübsinnig. In ihrer Ehrlichkeit liest sich die Erzählung überraschend leicht und humorvoll.

»Es hat mich selbst gewundert, wie gern ich an dem Manuskript geschrieben habe, sonst hätte ich meine Notizen ruhen lassen. Es war, schreibend, eine Heiterkeit in mir, die sich hoffentlich auch auf einen Leser überträgt.

Poeten lieben das Leben. Und also auch den Tod.“

ISBN 978-3-9824150-2-4

www.rotekatzeverlag.de

K.J. SARTOR

Irish Blues

oder Das ferne Kind

Alexander, 40, zum Trödeln neigend und wahrscheinlich unfruchtbar, hat sich endlich aufgerafft, seine Stelle als Astronom an der Hamburger Sternwarte zu verteidigen, als ihm Anja, langjährige Partnerin und Liebe seines Lebens, beichtet, sich mit dänischem Samen und der sogenannten Bechermethode geschwängert zu haben. Zutiefst verletzt zieht er sich – akademisch per Sabbatical unterstützt – nach Irland, ins abgeschiedene County Sligo, zurück. Statt aber im schönen Fuchsia House bei den Eltern seines tödlich verunglückten Kindheitsfreundes Ruhe für seine »Sterneschrift« zu finden und sich für oder gegen »das ferne Kind« zu entscheiden, begegnet er einer stillen, schwerhörigen Spanierin und einem Iren mit der Hoffnung auf eine die ganze Grüne Insel umfassende Republik und muss sich erst einmal der eigenen Vergangenheit, dem aktuellen Leben und der irischen Geschichte stellen.



K. J. SARTOR

Irish Blues

oder Das ferne Kind

Roman



ISBN 978-3-9824516-0-2

www.rotekatzeverlag.de



CHRISTIANE GIBIEC

Unruhe

„Unsre Sehnsucht nennt man Wahn und Traum“

Biografischer Roman über
Annette von Droste-Hülshoff



CHRISTIANE GIBIEC

Unruhe

„Unsre Sehnsucht nennt man Wahn und Traum“

Sie war ein unruhiger Geist, die westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Ihr Leben lang suchte sie nach einer eigenen Identität als Frau und als Künstlerin im Umfeld des münsterländischen Adels, der ihr beides kaum zugestand.

Der biografische Roman von Christiane Gibiec nimmt nicht nur ihren künstlerischen Werdegang, sondern auch ihre Liebesbeziehungen in den Blick, die für die damalige Zeit eigenwillig und ungewöhnlich waren. Zum einen war es die „Affäre Straube“, bei der die adligen Verwandten Annettes ihre Beziehung zu dem bürgerlichen Studenten Heinrich Straube mit Hilfe einer bösen Intrige vereitelten. Als Anfang Vierzigjährige verliebte sie sich in den sechzehn Jahre jüngeren Levin Schücking, der sie zu vielen ihrer meisterlichen Gedichte und ihrer Erzählung Die Judenbuche inspirierte. Auch diese Beziehung endete in einem Fiasko.

ISBN 978-3-9824516-6-4

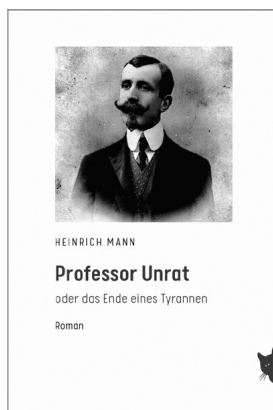
www.rotekatzeverlag.de

HEINRICH MANN

Professor Unrat

oder
das Ende eines Tyrannen

Heinrich Mann schrieb seinen Roman „Prof. Unrat“ von 1912 bis 1914. Die gesellschaftskritische Satire ist eine scharfe literarische Polemik gegen die politischen Verhältnisse, das repressive Bildungssystem, die Bigotterie und soziale Ungleichheit im Wilhelminischen Deutschland.



Professor Raat, Lehrer am Gymnasium, ist ein besonders strenger Vertreter des Systems und trägt deshalb den Spitznamen „Professor Unrat“. Beim Versuch, einem besonders aufsässigen Schüler ein lasterhaftes Leben nachzuweisen, gerät Unrat in ein zweifelhaftes Nachtlokal, im Roman „Der blaue Engel“. Hier verfällt der so sittenstrenge Lehrer immer mehr einer Frau, die in der Bar wohl nicht nur als „Barfußtänzerin“ arbeitet.

Das Lokal, das auch der Verfilmung mit Emil Jannings und Marlene Dietrich den Titel gab, existierte wirklich. Es hieß in der Realität „Die rote Katze“, das Gebäude steht noch heute in der Lübecker Altstadt. In Reminiszenz an Heinrich Mann und die vielen bedeutenden Schriftsteller und Schriftstellerinnen der alten Hansestadt ist unser Verlag danach benannt: Der Rote Katze Verlag, gegründet im Jahr des 150. Geburtstages von Heinrich Mann.

ISBN 978-3-9824150-0-0

www.rotekatzeverlag.de



JESKO WILKE

Rückwärts laufende Hunde

oder warum ich Gudrun Ensslin
zehntausend Mark schulde

Roman



JESKO WILKE

Rückwärts laufende Hunde

oder

warum ich Gudrun Ensslin
zehntausend Mark schulde

Hippies, Festivals, freie Liebe und ein großes Geheimnis, von dem der heranwachsende Joe selbst lange nichts weiß – Jesko Wilke nimmt uns mit auf eine spannende Reise ins Erwachsenenleben.

”

*Ein Meisterkoch, der nicht riechen
und schmecken kann? Undenkbar!
Außer bei Jesko Wilke, dem ein kultiger
Roman über die 70er Jahre gelungen ist.*

3-Sterne-Koch Christian Jürgens
Restaurant Überfahrt am Tegernsee

”

*Dieses Buch ist ein Muss für alle,
die in den 70er Jahren groß geworden sind
und für jeden anderen ebenfalls!*

Kai Rake
radio ffn

ISBN 978-3-9824150-1-7

www.rotekatzeverlag.de

JOHANNA FEIL

Träum nicht von Aschenputtel

Träume sind doch nur Träume, oder? Was aber passiert, wenn ein Traum nach dem Aufwachen die Wirklichkeit verändert hat, erfährt die Jugendliche Mira Reiter. Ihr Leben wird gehörig auf den Kopf gestellt – und dann ist es auch noch das Märchen von Aschenputtel, in welches sie zufällig hineingeraten ist...



ISBN 978-3-9824516-4-0

www.rotekatzeverlag.de



URSINA LIEBKE-KÖHLER

Verschollen in Tibet

Abenteuerroman

URSINA LIEBKE-KÖHLER

Verschollen in Tibet

„Und sie wurde bis heute nicht gefunden?“

Auf einer geologischen Expedition in Tibet verschwindet eine junge Frau spurlos. Jahre später macht sich ein Forschungsteam auf, um die Arbeiten fortzuführen. Als Studentin Mira von der Verschollenen erfährt, ist ihre

Neugier geweckt. Schnell gerät der Professor in ihren Fokus. Warum ist er zurückgekommen – aus rein wissenschaftlichen Motiven? Oder hat er ganz andere Beweggründe?

„Verschollen in Tibet“ spielt in der Einsamkeit des tibetischen Hochlandes. Fernab der modernen Zivilisation versucht Mira, das Geheimnis um die vermisste Studentin aufzuklären. Doch kann sie die Wahrheit herausfinden, bevor es zu spät ist?

ISBN 978-3-9824516-8-8

www.rotekatzeverlag.de

Leningrad 1960: An einem frühen Herbstmorgen holen Beamte des KGB den Architekten Iwan Schischkin zu einem Verhör ab. Der befragende KGB-Offizier lässt den Architekten lange im Unklaren über den Grund des Verhörs, rollt aber Iwans Vergangenheit mitleidlos auf.

Im Zentrum des Romans stehen, neben Iwan, sein finnischer Schwiegervater Pekka und die deutsche Arbeiterfamilie Vogelsang. Die Zeit zwischen den Weltkriegen, der Zweite Weltkrieg und die Zeit des Kalten Krieges werden aus sowjetischer, deutscher und finnischer Perspektive gezeigt. In miteinander verwobenen Familiengeschichten spiegeln sich Stalinismus und Nationalsozialismus sowie die Traumata des Zweiten Weltkriegs. Das Leben aller Romanfiguren verändert sich fundamental, wobei Herkunft, Sozialisation und Alter der Protagonisten sehr unterschiedliche Sichtweisen hervorbringen.

Iwan ist ein spannender Roman über Ideologie und Krieg, Tod und Verwüstung, über Unverständnis und Intoleranz, aber auch über die tröstende Kraft von Kunst und Natur und eine große Liebe in der Zeit des Kalten Krieges. Die politischen Hintergründe sind aktueller denn je.

ISBN 978-3-9824516-2-6

Preis

25,00 €



Rote Katze

VERLAG